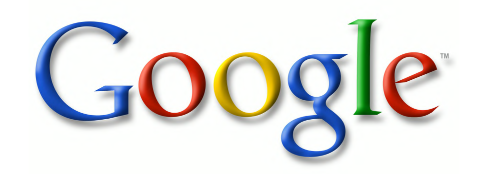


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

WIDENER
HN JUI5 Q



A. ZACHER

WAS DIE CAMPAGNA ERZÄHLT

ZWEITER TEIL

Digitized by Google

9.03.20



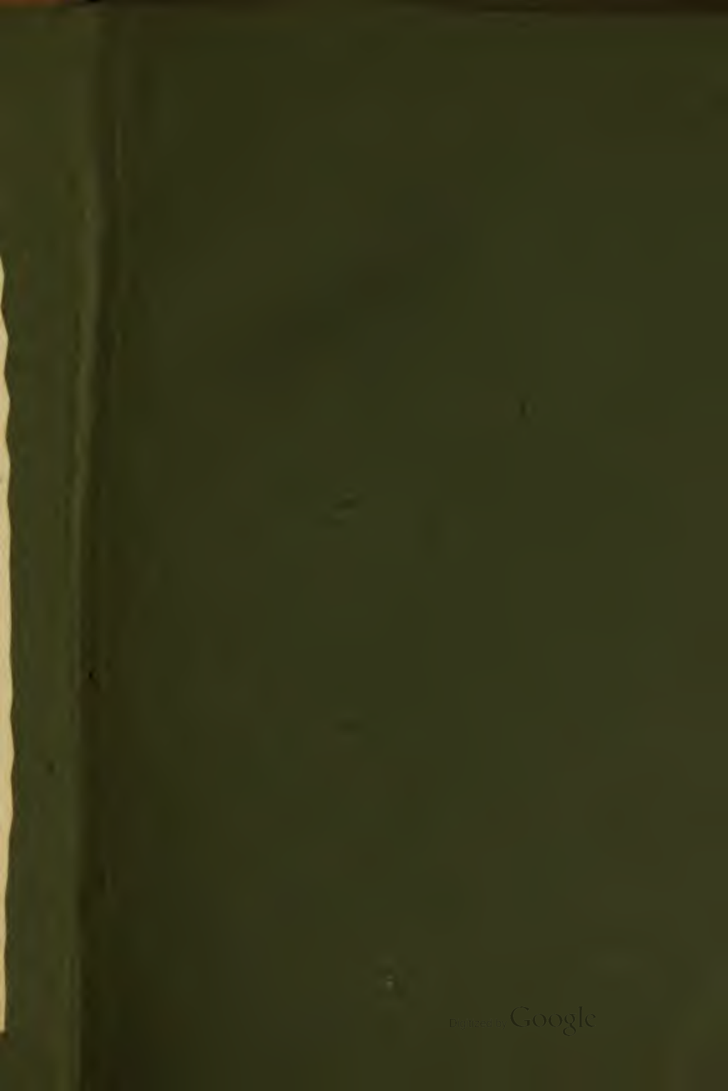
Harvard College Library

FROM THE FUND OF

CHARLES MINOT

(Class of 1828)

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Was die Campagna erzählt

(Zweiter Teil)

Albanergebirge — Lateinische Küste — Sabinergebirge

von

Albert Zacher.



Frankfurt a. M.
Neuer Frankfurter Verlag. G. m. b. H.
1903.

Digitized by Google

Ital 4339.03.20

Minot Fund

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Digitized by Google

Richard Voss,

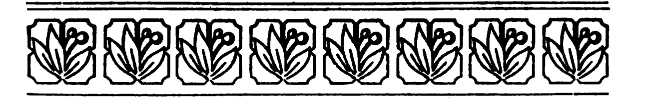
dem Meister der Campagnaschilderung

in treuer Verehrung

gewidmet.

Digitized by Google

Digitized by Google



Die Seen des Albanergebirges.

(Von Marino nach Genzano.)

(Der im Folgenden beschriebene Ausflug empfiehlt sich für zeitarme Reisende, welche, nachdem sie Tivoli und Frascati gesehen, Rom nicht verlassen wollen, ohne auch die schönsten Perlen des Albanergebirges, den Albaner- und den Nemisee in einem Tagesausfluge kennen gelernt zu haben. Das Programm der Fahrt ist aber nach dem Prinzip der mählichen Steigerung eingerichtet. Man verläßt Rom mit der Bahn nach Albano morgens gegen neun, steigt in Marino aus, wandert von dort nach Albano, wo Mittagsrast gehalten wird, besucht darauf Ariccia und Genzano, und kehrt abends mit der Eisenbahn von Albano nach Rom zurück.) Das Gelände, das der Zug durchmißt, ist dem Leser, der die Via Appia Nuova und Antica kennt,[1]) nicht fremd. Erst, wenn die Bahn ansteigt und sich durch Weinberge und Ölhaine hinaufwindet, wird die Gegend neu, ja fremdartig für denjenigen, der zum erstenmal die Campagnaebene verläßt, und nun statt der grünen Wüste ringsum fruchtbares, reich angebautes Land bemerkt. Die Überraschung wird noch dadurch erhöht, daß durch die vielen Bogen, welche der Bahndamm zieht, Rom

[1]) Siehe Bd. I S. 142 und 152.

Digitized by Google

bald links, bald rechts sich zeigt. Nach einer Stunde Fahrt — von römischen Zügen darf man keine Eile verlangen — sind die vierundzwanzig Kilometer bis

Marino

zurückgelegt. Dessen Bahnhof, der im Tal liegt, erfreut uns durch ein herrliches Panorama. Vor uns grüßt der bebuschte Monte Cavo, rechts dräuen in zerrissener Schlucht, Riesengrotten vergleichbar, die Kastenhöhlen, welche die Steinbruchindustrie in den „Pfefferstein" (peperino, auch lapis Albanus genannt) hineingeschnitten hat. Ihre düstere Erscheinung wird durch das Baumgrün zu ihren Häuptern gemildert. Links über uns erblicken wir die Häuserkette von Marino, das, einer betürmten Ringmauerburg vergleichbar, auf natürlicher Felsenfeste aufsitzt. Eine bequeme Treppe, an deren Felswand die üppigste südliche Flora prangt, — wir sehen Oleander, Ligustren, Platanen, Agaven, die weißen Trichterblumen des Stechapfels (Datura) — führt zum Städtchen hinauf, dessen männliche Bevölkerung Sonntags auf den Zinnen spazieren „steht", um zum Zeitvertreib die Schar der Ankömmlinge zu mustern. Ist's Winter oder Frühlingsanfang, so bemerkt man unter dieser Staffage manch edlen Mantelträger, der an antike Togastatuen erinnert.

Oben angekommen, sagt uns ein Rückblick ins Tal, daß Marino mit dieser seiner trutzigen Höhe in der Geschichte Roms keine kleine Rolle gespielt haben muß. Dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man durch die steilen volksbelebten Straßen, die zum Markt gewandelt sind, zu einem wuchtigen Burgpalast, dem Kastell der Familie Colonna kommt, die durch ihre

Digitized by Google

jahrhundertelangen Kämpfe mit den Päpsten, den römischen Adligen und Roms Bürgern bekannt ist. Im Altertum wird Marino (Castrimoenium) wenig erwähnt, seine militärsiche Geschichte beginnt erst, als der Adlerhorst der Grafen von Tusculum[1]) zerstört war. Von 1270 bis 1424 war es Stützpunkt der kriegerischen Familie Orsini, die mit den Colonna beständig in Fehde lag. Die „Bären“ überfielen von ihrer Feste aus oft Rom, bis dessen Bürger, von Cola Rienzi angefeuert, sich im November 1347 aufmachten, um ihnen die Lust zu neuen Streifzügen zu benehmen. Nicolaus, der Sohn des Weinwirts Laurentius (Rienzi), belagerte die Stadt und schlug Giordano Orsini. Zweiunddreißig Jahre später, 1379, erlebte das damals papstfeindliche Marino neue Kämpfe, aber nur als unbeteiligter Zuschauer; denn die Truppen zweier Gegenpäpste brachen sich unter seinen Mauern zur größeren Ehre der Kirche gegenseitig die Hälse. Urban VI., der sich später durch seine Grausamkeit so berüchtigt machte, hatte durch einen Empfehlungsbrief der heiligen Katharina von Siena die Römer vermocht, gegen die Söldner auszuziehen, durch welche ihm der Gegenpapst Clemens VII. den Einzug nach Rom verwehrte. Bei Marino trafen sich die feindlichen Heerhaufen, und die Römer siegten. Einige vierzig Jahre später half den Marinesen ihre Papstfeindschaft nichts; denn der Chef des Hauses Colonna war unter dem Namen Martin V. Pontifex geworden, und da er die Orsini bezwang, fiel ihm auch deren Burg in die Hände, sieben Jahre nach seinem Regierungsantritt, 1424. Nach Martins V. Tode konnten

[1]) S. S. 86.

Digitized by Google

die Colonna es nicht verschmerzen, daß das Papsttum nicht im Besitz der Familie geblieben sei, und belästigten Martins Nachfolger Eugen IV., einen Venezianer von Geburt, durch kecke Streifereien in römisches Gebiet. Eugen verlor die Geduld, und 1436 eroberte und zerstörte er Marino. Unter Eugens Nachfolger Sixtus IV. aus dem Hause Rovere wurden die Colonna aber wieder üppig, sie bauten die Stadt wieder auf und befestigten sie aufs neue. Im Bewußtsein ihrer Stärke drangen sie 1482 sogar einmal bis nach Rom selbst ein und schleppten am hellen Tage einen Schlächtermeister als Geisel fort. Sixtus IV. sammelte darauf ein Heer, aber die übermütigen Colonna ließen ihm sagen, er solle neutral bleiben und sie in Ruhe lassen, da sie nicht seine, sondern nur der Orsini Feinde seien; wenn nicht, so müsse er schon entschuldigen, wenn sie ihn angriffen. Bald machten jedoch die Colonna, da die Zeiten sich wandelten, ihren Frieden mit Rom und den Päpsten, und die Waffen führten sie nur noch gegen äußere Feinde. Davon legt der alte Brunnen vor dem Palast Zeugnis ab; denn seine vier Mohren erzählen uns von der Schlacht bei Lepanto im Jahre 1571,[1]) in der Marc Antonio Colonna die Türken schlug.

Ehe wir weiter gehen, werfen wir noch einen Blick auf den Palazzo; denn in ihm wurde 1492 Michel Angelos berühmte Freundin, die Dichterin Vittoria Colonna geboren. Nun gehen wir zum Dom, den, wie eine Rieseninschrift im Innern kündigt, 1650 die Familie Colonna zu Ehren des Jubeljahrs errichtete. Schön ist der Bau nicht, auch große Kunstschätze

---

[1]) S. S. 178.

Digitized by Google

birgt er nicht, nur ein Bild Guercinos „S. Barnabas". (Zwei andere gute Bilder zeigt Marino außerdem noch, eines von Guido Reni, „Die heilige Dreifaltigkeit" in der Kirche S. S. Trinità, und eines von Domenichino „S. Rochus" in der Kirche S. Maria delle Grazie.)

Auf dem Domplatz, auf dem ein Brunnen mit weithin leuchtendem Rosse prunkt, treten wir nun an die Brüstung, die gebirgwärts liegt. Ein köstlicher Blick bietet sich auf das Sabinergebirge, dessen höchsten Vorposten Monte Gennaro, und auf die beiden steilen Zwillingsstädtchen Montecelli und Sant' Angelo. Während wir dann den Corso hinaufziehen, bemerken wir links und rechts an den kellerartigen Torgewölben viele rote Fähnchen. Sie verraten dem Kundigen, daß die als heißblütig und rebellisch bekannten Marinesen einen starken, feurigen Wein bauen, und fast jedes dritte Haus eine Schenke oder ein Weinlager ist. Wenn man Carletta[1]) glauben soll, so verdankt Marino auch nur seinem Wein die Ehre, seit dem 3. Juli 1835 Stadt zu sein. Gregor XVI., den der spottfrohe Sonettendichter Belli als großen Weinfreund schildert (u. a. sagt er von ihm, daß er den Bordeaux mit Orvietowein „wässerte"), pflegte hauptsächlich wegen des guten Traubenblutes gerne in Marino zu sommerfrischeln, und aus Dankbarkeit erhob er es an dem genannten Julitage zur Stadt. Das Erhebungs-Breve ist etwas sonderbar; denn unter den Gründen zählt es außer dem Ruhme Marinos als römisches Municipium und als Geburtsort vieler Päpste auch die Tatsache auf, daß der herrlich gelegene Ort sich

[1]) Carletta „Villeggiature Romane".

Digitized by Google

stets durch beständige Treue und Ergebenheit für den Papst ausgezeichnet habe. Merkwürdigerweise vergaß der dankbare Papst auch als Ruhmestitel der Stadt anzuführen, daß sie den großen Musiker Carissimi hervorgebracht habe, der als Nachfolger Palestrinas durch seine Kammerkantaten das Oratorium vorbereitete.

Und immer mehr drängt sich uns die Weinkultur auf, immer mehr Weinkeller sehen wir, immer mehr Fässer, Fässer auf der Straße, Fässer auf Eselsrücken, Fäßlein in Weinkarren. Die Luft ist mit Weindunst geschwängert. Es gab aber auch Zeiten, wo man nicht bloß Wein, sondern auch Blut in dieser Straße bemerken konnte; denn oft wandelte sich diese zum Kriegsschauplatz. Am gründlichsten im Jahre 1743 während des österreichischen Erbfolgekrieges und zur Zeit der französischen Revolution.

Am oberen Ende des Corso prangt links ein altes verwittertes Haus mit malerischen Mosaikresten und vielfachen Stuckornamenten. Dann folgt auf dem polygonalen Platze links das Rathaus und ihm gegenüber ein rings von Häusern eingeschlossener Turm aus der alten Befestigung. Links steigt die Straße in die Höhe, die nach Frascati und Grottaferrata führt. Wir aber ziehen rechts auf scharfwinkliger Schleife ins Freie. Nach der ersten Windung kommen wir zur Vorstadt, in der das Albergo d'Italia liegt, das sich städtisch zu geben versucht. Vor ihm hat man einen überraschend schönen Blick auf die Waldhöhe von Rocca di Papa, über welcher der Monte Cavo aufragt.

Ein Marsch von dreiviertel Stunden Dauer erwartet uns. Die Landstraße schlängelt sich bis zur

Google

Hälfte der Talsohle, in welche die Südseite Marinos schroff, festungstrotzig, steil hinabstürzt, so ein Landschaftsbild von wilder Pracht bietend. Unter den alten Mauern und Türmen und den aus dem Fels hervorsprießenden gelben, rötlichen, graubraunen Häusern zieht sich Grotte an Grotte bis zur größten, die zum Waschhause ausgebaut ist. Im Grunde der Schlucht aber wuchert üppig-grüne Strauch- und Unkrautwildnis. Nun zieht von der Schluchtbrücke aus die Straße parallel zur Häuserzeile Marinos bergauf in einen heiligen Wald, der uns anheimelt, da wir viele deutsche Eichen erblicken, umsponnen von Efeu und umwuchert von Farnkraut. Dieser herrliche Wald ist ein uraltes latinisches Heiligtum; denn hier ist nach den neuesten Forschungen und nicht in Ferentino im Hernikerland der Hain der Quellgöttin Ferentina zu suchen, wo die Latiner vor der Gründung Roms ihre Bundesversammlungen abhielten. Die Waldpracht wird bei jedem Schritte reicher. Ulmen, Eschen, Steineichen, Kastanien schaffen ein kühles Dunkel, in welchem der Moosgrund und das Unterholz doppelt hell leuchten. Manchem Deutschen wird sich wohl vor diesem einzigen Bilde ringsum, das er so nahe bei Rom nicht erwartet hätte, das Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald" auf die Lippen drängen. Am Ende des Wipfeldoms treten wir auf eine freie Höhe, schier geblendet von dem jäh auf uns niederprasselnden Sonnenfeuer. Einige Schritte links und — wir verstummen; denn wir sind am Rande eines Kraters und schauen auf den

See von Albano.

Sein tiefes Blau sticht grell ab gegen das wollige Grün, das die Trichterwände bedeckt. Kein Boot durch-

Digitized by Google

furcht seine leicht gekräuselten Silberwellen. Wer den See so sieht, so gewissermaßen als Überraschungstrick hervorgezaubert, der kann es nachfühlend verstehen, warum er immer und immer wieder die Maler lockt. Unzähligemal wurde er schon abgebildet, aber nur wenigen Künstlern gelang es bisher, sein in Licht gebadetes Konterfei und den unerklärlichen Stimmungsreiz, der ihn umwebt, richtig wiederzugeben. Professor Volkmann in Rom, Enrique Serra jedoch gehören zu den wenigen. Und nun schauen wir links die edlen Linien des majestätischen Mons Albanus (Monte Cavo), an dessen Busen Rocca di Papa malerisch schlummert, und gegenüber, 162 m über dem Seespiegel, das trotzig-schöne Castel Gandolfo mit seinem Kuppeldom, dem wuchtigen Palaste der Päpste, und der stattlichen Zahl von modernen villini (Mietsvillen). Kaum mag sich der zögernde Fuß von diesem Auslug trennen, gilt doch der Albanersee nach den Reisebüchern „als der schönste vulkanische See Italiens".

Die Gedanken des Geschichtskundigen schweifen nun nach Veji[1]) hinüber; denn die Geschichte des Sees ist mit der Eroberung dieser Etruskerstadt aufs innigste verknüpft. Erst wenn das Wasser des Albanersees abgeflossen wäre, so sagte das Orakel, würde Veji in die Hände der Römer fallen. Diese trieben daher unter dem heutigen Castel Gandolfo einen 1200 m langen und zwei bis drei Meter hohen Stollen durch Peperin und Lava bis zu dem jetzt la Mola genannten Platz, von wo das Wasser des Sees in einem Bache meerwärts fließt.

Sind zur Frühlingszeit Damen in unserer Gesell-

[1]) S. Bd. I, S. 91.

Digitized by Google

schaft, so werden sie sicherlich das Sinnen des in der Vergangenheit weilenden Geschichtskenners durch laute Freudenrufe unterbrechen; denn die Blumenpracht, die Mutter Natur hier über die Fluren verstreut hat, spottet jeder Beschreibung. Entlockten doch die „Veilchen des Albanersees“ dem schwäbischen Dichter Waiblinger Verse, wie die folgenden:

„Die ihr mein Elysium schmückt, vom Ufer
Meiner Lieblingsflut in den kühlen Schatten
Immergrüner Eichen die Blumenfelsen
    Freundlich emporblüht. —

Alte Sagen kehren zurück und fromme
Fabeln, ja die heitern Gedanken schweifen
In die goldne Zeit, da Askan[1]) euch pflückte,
    Sinnende Blümchen

Aber Alba[2]) sank, und des Troerfürsten
Enkel, alle Weiber und Greis' und Kinder
Zogen mit den Göttern aus den gestürzten
    Mauern der Heimat.

Romas immerwachsenden Herrschertoren
Weinend zu, da ward es an diesen Ufern
Öd' und wild, statt Königen sproßten
    Einsame Veilchen.“

Unser Blick richtet sich jetzt geradeaus nach Süden, wo auf einem Felsenvorsprung halbrechts von Rocca di Papa in halber Höhe des Monte Cavo das Kloster Palazzuolo auf der Stätte des alten Alba Longa ragt.

„Denn wo die Flut so selig durch Frühlingslaub
Vorblickend, dort am felsigen Ufer spielt,

---

[1]) Askanius, Sohn des Aeneas. [2]) Alba Longa.

Digitized by Google

Stand ja die Mutter Alba, die ihr
Leben geopfert dem Zorn der Tochter.“[1])

So singt Waiblinger und denkt dabei an Mettus Fuffetius,[2]) den letzten König von Alba Longa, der durch Verrat seinen eigenen und den Tod seiner Stadt herbeiführte.

Wer sich in jene fernen Zeiten versenkt, kann es begreiflich finden, daß in Gabriele d' Annunzio der von Eleonora Duse sofort freudig aufgegriffene Gedanke entstand, am Ufer dieses Zaubersees ein antikes Theater zu erbauen.

Im Weitergehen denkt wohl mancher darüber nach, wie wenig doch diejenigen Reisenden von klassischen Landschaften haben, denen der Sinn für den Zauber von Sage und Dichtung abgeht. So verspottet der römische Volksdichter Belli in einem seiner Sonette einen Quiritenphilister, der streng realistisch unter anderem beim Anblick des Albanersees sagt:

„Dort hat man einen schönen See gebauet,
Von Peperin umgeben in der Runde,
Und so gemacht, daß auf dem Wassergrunde
Die Welt man umgekehrt erschauet.“

Des weitern schildert der gute Mann die Sardellen des Sees, die so kleine Köpfe hätten, daß man glaube, es seien Perlen eines Rosenkranzes, und staunt dann über die große Höhle, „Komissar“ geheißen, auf denen Lichtlein schwämmen. Damit spielt er darauf an, daß der Wächter des Abzugsstollens (emissario) brennende Kerzen auf Holzpflöcken schwimmen läßt, um den Besuchern die Länge des großen Baues zu zeigen.

---

[1]) Siehe S. 53. [2]) S. Bd. I, S. 84.

Digitized by Google

Haben wir die Ellbogenspitze der Straße erreicht und steigen wir nun zur Linken sachte hinan, so bietet sich eine neue Überraschung. Wir wandern nämlich jetzt auf schmalem Grat, der das Kratertal von der Campagnaebene scheidet. Diese liegt uns zu Füßen ausgebreitet nach West und Nord. Wir sehen das Meer bei Anzio, dessen Dom wie ein Grabtumulus aus der blauen Fläche emporragt. Wie eine Reliefkarte erscheint das unermeßliche Weideland. Und Rom erblicken wir jetzt und Etruriens Höhen. — Wie oft mag Moltke hier gestanden haben, als er 1845 als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen die Campagna durchstreifte und deren kartographische — und zwar die erste gute — Aufnahme machte. Es gewährt großen Genuß, den Blick abwechselnd nach links und rechts schweifen zu lassen, um so mehr, als, je höher wir steigen, der See desto geheimnisvoller blinkt und der Monte Cavo immer majestätischer aufragt. Rechts ziehen bald mächtige Pinienhaine die Aufmerksamkeit an, die dort, wo die Via Appia antica sich mit der Via Appia nuova vereint, zu uns hinaufzukriechen beginnen, stürmenden Heerhaufen gleich. Links passieren wir nun einige Villen, rechts grüßen gleich darauf schwermütige Cypressen, die dem malerischen Kirchhof von Castel Gandolfo als Allee-Ouvertüre dienen. Diesem gegenüber liegt die Osteria della Ferrovia,[1]) deren kleiner dreieckiger Garten die schönste Aussicht auf den See, auf Rocca di Papa, Monte Cavo, die Kirche Madonna del Tufo[2]) und Kloster Palazzuolo bietet. Vergebens späht aber der Blick des Reisenden nach

---

[1]) S. S. 57. [2]) S. S. 55.

Digitized by Google

Albano aus, das dem See seinen Namen gibt, es liegt, durch eine Hügelwelle verborgen, weiter südlich.

Castel Gandolfo.

Nach kurzer Rast gehen wir weiter. Bald erhebt sich zur Linken eine von Pinien flankierte Rampe, die zur Hinterseite des mächtigen päpstlichen Palastes führt. (Der Haupteingang befindet sich auf der Piazza des Städtchens.) Um 1597 erbaute ihn Carlo Maderna für Papst Urban VIII. aus dem Hause Barberini. Dieser war der erste Papst, der Castel Gandolfo für die beiden damals üblichen Reiseferien, Frühling und Hochsommer, als Villeggiatursitz wählte und Bullen und Breven ex arce Gandulphi datierte. Dieser Name Gandulfus (Wandwolf?) frappiert uns durch seinen deutsch-langobardischen Klang. Ihn führte ein römischer Große, der um 1200 den Ort wegen seiner strategischen Lage befestigte und ihm so den Namen gab. Urbans VIII. Nachfolger teilten seine Vorliebe für Castel Gandolfo nicht. Erst unter dem Papste Alexander VII. aus dem Hause Chigi wurde es wieder zum päpstlichen Versailles. Aber auch er blieb vereinzelt, und bis 1740 fand nur noch Clemens XI. Gefallen an dem Ort. Seit Benedikt XIV. (1740—1758) bis zu Pius IX. hingegen benutzten alle Päpste Castel Gandolfo als Ferienresidenz, ausgenommen Pius VI., Leo XII. und Pius VIII. Man kann sich daher denken, wie viele Dichter und Schriftsteller, die von dem Glanz des päpstlichen Hofes angelockt wurden, im Preise des Städtchens wetteiferten, um sich nicht von Aeneas Sylvius Piccolomini (später Pius II.) beschämen zu lassen, der Castel Gandolfo schon in schönen lateinischen Hexametern besang, als noch kein Papst

Digitized by Google

ihm seine Gunst zugewandt hatte. Hauptsächlich pries er die Wellen seines Sees, die Schauer seiner Wälder und die Güte seiner Aale. Der fleißigste Besucher des Ortes unter den Päpsten war aber Gregor XVI., den also seine Liebe zu Marino nicht einseitig gemacht hatte. Er verschwendete auch große Summen für die Verschönerung des Palastes, wenigstens spottet Belli in einem Sonett vom 12. Januar 1834:

„Die Zeit ist schlecht und leer des Staates Kassen,
Nicht einen Pfennig seh' darin ich blinken,
Doch, um Gandolfos Schloß neu aufzuschminken,
Verschwendet Gregor Summen — nicht zum Spaßen.

Wo Fürstenpäpste sonst stets ausgekommen
Mit alten Möbeln, muß da prunken,
Wer jüngst dem Kloster ward entnommen?"[1])

Unsere Neugier ist rege geworden. Wir steigen daher die erste Straße links, durch festungsartige Torbogen, zur Piazza hinauf, wo die Hauptfassade des Palastes ragt, der zwar laut des Garantiegesetzes von 1871 noch Eigentum der Päpste ist, aber seit über vierzig Jahren keinen mehr sah. Leider gehört ein besonderer Permeß dazu, um alle Räume der Papstresidenz zu sehen, die zum Teil — die päpstliche Kapelle von Federico Zuccaro — mit Fresken ausgeschmückt sind. Im Hofe steht eine Kolossalbüste des Polyphem, die am Seeufer in der Nähe des Emissars gefunden wurde.

Auf der Piazza erhebt sich auch der Dom, ein Kuppelbau in der Form des griechischen Kreuzes,

---

[1]) Gregor XVI., ein Mann von geringer Herkunft, war Mönch gewesen.

Digitized by Google

der unter Alexander VII. von Bernini errichtet wurde. Neben ihr bietet eine Brüstung einen köstlichen Blick auf den See, der hier, da wir höher stehen, als vorher, größeren Eindruck macht.

Die lange Dorfstraße, die sich am Ende der Piazza, dem Palast gegenüber, öffnet, führt nach der berühmten Steineichenallee Galleria di sopra,[1]) die bis nach Ariccia zieht. Man kann auch von ihr aus nach Albano kommen, doch unser Programm erfordert die Rückkehr zur Landstraße, da wir auf der unteren Steineichenallee, der galleria di sotto, zum Hauptorte des Albanergebirges kommen wollen.

Sind wir unten wieder angelangt und schlendern wir weiter, so fällt unser Blick rechts in der Ferne auf einen Hügel, der zwei Ruinentürme zeigt, Monte dei Savelli, nach dem alten Adelsgeschlecht gleichen Namens so genannt, das im Mittelalter nach den Gandolfi das ganze Land von Castel Gandolfo und dazu noch Albano und Ariccia besaß.[2]) Die Familie, die durch ihre heißen Kämpfe mit den Colonna und Orsini bekannt ist, behauptete den Besitz von Castel Gandolfo gegen alle kriegerischen Angriffe, aber gegen den Ansturm der Schulden war sie machtlos, und so verkaufte sie das Städtchen 1596 an Papst Urban VIII.[3])

Doch die Riesenhalle, aus Steineichen aufgebaut, zieht uns jetzt ab, ihre lebenden Pfeiler sind schon sehr alt; denn viele der geborstenen Riesenstämme sind mit Teer und Zement plombiert. Deutsche Eichenriesen wechesln mit ihren gigantischen südlichen Vettern. Ihre kraftstrotzende Schönheit wächst in

[1]) S. S. 57. Galleria = Tunnel, also „Baumtunnel." [2]) S. S. 21. [3]) S. S. 23.

Digitized by Google

unsern Augen, wenn wir von Zeit zu Zeit mit entzücktem Blick suchend den Hügel hinabgleiten und das Silberlaub der Ölhaine streicheln, oder links die Lorber- und Piniensymphonie des ausgedehnten Parks der Villa Barberini bewundern, in der Max Roeder so oft gemalt. Sie steht auf einem Teile der Villa des Kaisers Domitian, die sich einst von Albano bis hier herüber erstreckte.

Wer im Mai hier vorbeiwandert, erstaunt über die berauschend schöne Blumenpracht ringsum. Oft schimmert es im Wiesengrün violett und purpurrot, weil Myriaden von Alpenveilchen glühen, und in der Villa selbst stürzen sich Fluten weißer Rosen in den kühlen Schatten nieder. Von Zeit zu Zeit schielen wir auch zur Kuppel des Sankt Petersdoms hinüber, um zu sehen, ob sie keinen Wolkenhut hat, der schlechtes Wetter droht. („S. Pietro ha messo il cappello." Römisches Sprichwort.) Zum Glück nicht. Noch blitzt vom blauesten Himmel her der Sonne Gold über dem Silberschimmer der Olivenbäume, noch spielen über uns ihre Strahlen im Laub der Baumriesen wie Schwärme von Schmetterlingen. Und dem ist gut so; denn bei schlechtem Wetter soll man nicht in die Albanerberge gehen; es sei denn, man ist Melancholikus. Bei schlechtem Wetter übt auch selbst der Albanersee keinen Zauberreiz mehr aus, dann ist er „eine stygisch schwarze, gespenstisch regungslose Flut" (Voß), dann gleicht auch die Campagnaebene einem grauen Leichentuche. Drum freuen wir uns der Lichtflut, die alles ringsum tausendfach verschönt und jetzt gerade den größten der Baumgreise, den „Nonno" (Großvater) in die rechte Beleuchtung rückt.

Die Straße windet sich jetzt, fast im Halbkreis,

nach Westen. Wir erblicken den Hügelbuckel, auf dem Albano thront, und der sich im rechten Winkel weit meerwärts zieht. Sein Rand strotzt von Baumschmuck. Die Villa Altieri ist's. Bald mündet die Straße in spitzem Winkel in die alte Via Appia, die unten im Tal die neue Appia aufgesogen hat. Wir kommen zum Stadttor (Porta Romana), vor dem eine Ruine, ein turmähnliches Kegelgrab, Wache hält, das als Grab des Pompejus gilt und früher als das Grab des Askanius berühmt war.

Schaut man von hier ins Tal hinunter und sieht die weiße, schnurgerade sich ziehende Zeile der Via Appia Antica, die man bis nach Rom verfolgt, wie sie von schwarzen Pflöcken (den Gräbern) rechts und links besetzt ist, da begreift man, welchen Genuß eine Fußwanderung von hier nach Rom bieten müßte.[1])

Albano.

„Wend' ich lieber meine Blicke
Albanesischen Gestalten
Trunken zu! Beim Gott der Liebe
Schöner sind sie wohl, als jene.[2])
Welche Tracht! Der Vorwelt Weiber
Sind sie, oder gar der Fabel,
Und an solchem Busen nur
Konnt' ein groß' Geschlecht entstehen . . ."

„Blumen lächeln aus der Haare
Rabendunkel, und des Schleiers
Weiße Masse senkt sich üppig
Auf ein Schulternpaar wie Marmor,
Und aus hochgeschwelltem Tuche

[1]) S. Bd. I, S. 153. [2]) Die römischen Damen.

Google

Tritt ein Nacken, dessen Reize
Nur des großen Donn'rers Arm
Zu umschlingen würdig scheinet."

Wer diese Verse aus Waiblingers Liedern vom römischen Karneval kennt, — der lasse jede Hoffnung fahren, ebenso derjenige, der im „großen G'sell-Fels" liest: „Die Schönheit der Mädchen, Frauen und der festlichen (sonntäglichen) Landestracht sind berühmt." Vorbei ist es mit dem Glanz dieser alten Tracht. Wer sie sich noch vorstellen will, gehe nach Rom auf die Piazza di Spagna, auf die Via Margutta, wo die Modelle des Malers harren, oder bei gutem Wetter auf den Pincio, um die schönen Ammen zu bewundern — oder aber, wenn er zur richtigen Zeit in Rom weilt, so pilgere er zum Grottaferratafest[1]) oder zum Geburtstagsfest von Tusculum;[2]) im heutigen Albano sucht er nämlich vergebens, was ihm der Dichter und der Führer vorgegaukelt. Wer das beherzigt, ist vor einer Enttäuschung bewahrt. Das hindert freilich alles nicht, daß auch die heutige Universal-Fabrik- und Ramschtracht von oft sehr schönen Albanerinnen getragen wird.

Was aber die Schönheit der uralten Bischofsstadt, die auch Kardinalssitz ist, anbetrifft, so steckt sie weniger in ihren Straßen und Häusern, als in ihrer Lage und dem Panorama, das diese bietet. Schön sind die Villen ringsum und die Klostergärten auf der Höhe, die aber nur der Reisende aufsucht, der es weniger eilig hat, wie wir heute. Wir müssen uns an einer Durchwanderung der Hauptstraße genügen lassen.

Wenige Schritte hinter dem Stadttor läßt uns ein

[1]) S. S. 114. [2]) S. S. 88.

Digitized by Google

großes Portal einen Blick auf überraschend schöne Gartenpracht tun. Ein gutes Wort beim Pförtner, und dieser erlaubt uns, durchzuschreiten, damit wir wenigstens einen Gesamtüberblick über die poetische Gartenherrlichkeit der Villa Doria erhalten; denn zu ihrem Besuche ist ein Permeß des Fürsten Doria notwendig. Wir stehen auf historischem Boden; denn hier errichtete Pompejus, dessen Landgut das heutige Albano war, seine Villa, die später zum Lager der kaiserlichen Leibgarde erweitert wurde. An sie schloß sich die schon von Tiberius, Caligula und Nero bewohnte Kaiservilla, welche Domitian vergrößerte. Sie aber erstreckte sich über die heutige Villa Barberini bis an das Ufer des Albanersees in die Nähe von Castel Gandolfo.

Wir ziehen weiter, vorüber an malerisch-schmutzigen Brunnen und ebenso malerisch-schmutzigen Kramläden und Osterien, vor denen Sonntags das Landvolk in buntestem Gewimmel herumsteht. An der Piazza angekommen, lassen wir das Albergo della Posta außer acht; denn die sich großstädtisch und modern aufreckenden Hotels in der Umgegend Roms sind nur mit Vorsicht zu genießen, wie die bösen Exempel von Tivoli und Subiaco beweisen. Dafür ziehen wir in die von allen Künstlern gepriesene Osteria Alhambra rechts in der Ecke, die eine Untergrundkneipe scheint, da sie in den steil abfallenden Hügel hineingebaut ist. Eine Treppe führt zu der interessanten Riesenküche, die allein schon eine Sehenswürdigkeit bildet. Wer Sinn für altmodische Behäbigkeit auch in Italien hat, wird gern hier verweilen, zumal er auch gute Atzung findet und köstlichen Wein.

Digitized by Google

Nach kurzer Mittagsrast heißt's weiter ziehen, nun aber hört die Fußwanderung auf; denn sonst läuft man Gefahr, gegen Abend nicht rechtzeitig nach Albano zurückzukommen, um den Glanzpunkt des ganzen Tages, den Sonnenuntergang von der Piazzaterrasse aus zu genießen. Übrigens sind die Wagen nur teuer, wenn zufällig starke Nachfrage sein sollte, sonst kommt man mit einigen guten Worten und besserem Feilschen mit den schlauen Vetturini leicht zurecht.

Am südlichen Ende von Albano folgt Villa an Villa, unter denen zur Linken die prächtige des Marchese Ferrajoli auffällt, den wir schon in Veji[1]) kennen lernten. Vor dem Städtchen zeigen sich kleinere Cottages malerisch auf den Höhen verstreut, die uns künden, daß Albano, dessen gesunde Luft berühmt ist, mit Castel Gandolfo als vornehme Sommerfrische wetteifert. Jetzt wird unser Blick zur Rechten unterhalb der Straße durch ein seltsames Denkmal angezogen, einen massiven Steinwürfel, auf dem zwei zum Teil zerbröckelte Kegel stehen, die allein von fünf Genossen übrig blieben. Die Archäologen nennen diesen hohen wuchtigen Bau die Nachahmung eines Etruskergrabes, jenem ähnlich, das nach Plinius, der es beschreibt, dem Könige Porsenna in Clusium (dem heutigen Chiusi) errichtet wurde. Früher bezeichnete man dieses sonderbare Steingebilde auch als das Grab des Aruns, des Sohnes von Porsenna, der bei dem Sturm auf Aricia fiel, noch später hielt man es für das Grab der Horiatier und Curiatier, deren Zweikampf das Schicksal von Alba Longa entschied. Man sieht, wir

---

[1]) S. Bd. I, S. 96.

Digitized by Google

kommen wieder ins römische Altertum hinein. Doch sind wir erst im Anfange, bald naht sich uns auch die Mythologie.

Wer Zeit hat und Sinn für malerische Landschaft, gehe von diesem Denkmal und der ihm gegenüberliegenden Kirche Maria della Stella aus, die alte Katakomben besitzt, auf der antiken Straße ins Tal hinunter und von dort nach Ariccia. Der Blick von der Talsohle auf den großen Viadukt, hinter dem der Monte Cavo und der Urwald des Principe Chigi aufragt, während links Albano thront, und rechts Ariccia in mächtigen Terrassen bis zur Kuppel des Bernini-doms hinansteigt, ist von zauberischer Pracht. Man versteht, warum der alte Pio Joris und der junge Ernst Schweizer hier oft gemalt haben; denn selten vermählen sich Natur und Architektur zu einer solchen Einheit voll der majestätischsten Wirkung.

Weiter! Nach wenigen Minuten kommen wir an den Viadukt. Jetzt heißt es aussteigen und rechts an die äußerste Spitze der Wiesenkuppe gehen; denn von hier schaut man nicht nur dem einzig schönen Ariccia in die bizarr gezackten Flanken, schaut man nicht nur bei klarem Wetter die Küste von Anzio und dahinter im Meere die Ponzainseln, sondern auch die kühn und stolz aufeinandergetürmten Bogen des dreihundert Meter langen und achtundfünfzig Meter hohen Viadukts, der seiner Zeit als ein Weltwunder betrachtet wurde. Pius IX. ließ ihn gleich nach seinem Regierungsantritt 1846 in Angriff nehmen. Sein Architekt Bertolini vollendete ihn in sieben Jahren. Drei Bogenreihen bilden den Bau, sechs Bogen zu unterst, acht in der Mitte und achtzehn oben. Jeder Bogen hat 18 m Höhe und 15 m Spannung. Und

Digitized by Google

nun schauen wir ins grüne Tal, durch das die alte Via Appia zog, die hinter Genzano in die pontinische Ebene hinabstieg. Jetzt ist es reich angebaut, aber im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch war es ein berüchtigtes Waldgebiet, wie die Faggiola, die Gestrüppwildnis zwischen Genzano und dem Berg Artemisio bei Velletri, der Sitz romantischster Briganterei.

Ariccia.

Drum ist auch Ariccias Namen unauflöslich verknüpft mit dem des Räubers Gasparone, der ebenso wie Fra Diavolo[1]) durch eine komische Oper verherrlicht wurde. Die Räuber von Ariccia waren so lästig geworden, daß 1823 die päpstliche Regierung sich zu ihrer energischen Bekämpfung entschloß, die sechs Jahre dauerte. Zuerst schickte Leo XII. den Kardinal Palotta als Oberfeldherrn aus. Er aber wetteiferte an Grausamkeit mit Herzog Alba und mußte daher abberufen werden. Der gute Mann hatte sich außerdem durch seine hochtrabenden Proklamationen lächerlich gemacht. So sagte er in einer: „Die Linientruppen sollen die Heerstraßen rein halten, damit der Verkehr mit der Stadt Rom frei bleibe, wo der Höchste als in dem Sitze seines Martyriums das Hohepriesteramt (!) schuf.“ Sein Nachfolger, Monsignor Benvenuti brachte einen Systemwechsel. Er zahlte den Räubern Pensionen gegen das Versprechen, ruhig zu bleiben. Die Räuber hielten auch ihr Wort, nicht aber die Curie. Eines Tages wurde so auch Gasparone durch Verrat gefangen.[2])

---

[1]) S. S. 205. [2]) Morandi „I sonetti Romaneschi di G. G. Belli.“ IV, 183.

Digitized by Google

Während wir über den Viadukt schreiten, singt uns Waiblinger zu:

„Sikuler bauten die Stadt, Jahrhunderte sind's, und die Bürger
Rief im benachbarten Hain[1]) Latiums König zum Rat.
Deine Wälder sind kühl und die Lüfte gesund, und du rühmst dich
Darum der Britten auch nur Villeggiatura zu sein."

Das war im Jahre 1827. Im Sommer dieses Jahres befand sich auch Longfellow in Ariccia und erlebte, wie er selbst erzählt, keinen kleinen Schrecken, als er eines Tages im Café einen schönen herrenlosen Hund sah und auf die Frage nach dessen Besitzer die Antwort erhielt: „Der sitzt im Gefängnis und heißt Gasparone."

Und wieder schauen wir ins Tal und erinnern uns, daß hier vor Roms Gründung schon eine alte Stadt, Aricia, stand, auf deren arx (Citadelle) sich das heutige Ariccia aufbaute. Das alte Aricia war reich, mächtig und machte daher den römischen Königen viele Sorge. Kein Wunder daher, daß der schlaue Tarquinius Superbus, als er mit Gewalt nichts ausrichten konnte, auf den hinterlistigen Einfall kam, Aricias mächtigsten Bürger Turnus Herdonius als Hochverräter den Prozeß machen und zum Tode verurteilen zu lassen. Auch Porsennas Sohn machte 496, wie wir Seite 19 hörten, vergebens den Versuch, sich der Stadt zu bemächtigen.

In der späteren römischen Zeit war Aricia wegen der aricischen Diana, die am Nemisee[2]) ihren Sitz

---

[1]) S. S. 7. [2]) S. S. 27.

Digitized by Google

hatte, weit und breit bekannt. Im Mittelalter war es ebenso wie Castel Gandolfo und Albano fendum des Raubrittergeschlechts der Savelli. Nachdem diese 1596 Castel Gandolfo an den Papst Urban VIII. (Barberini) verkauft hatten, verkauften sie 1661 auch Aricia, und zwar an die Familie Chigi, deren Namen mit der Geschichte Raffaels verknüpft ist. Der Kaufpreis betrug 350000 Scudi (= 5 Lire). Sechsunddreißig Jahre später veräußerten sie auch ihren letzten Besitz Albano an die Camera apostolica (päpstliche Regierung) für 450000 Scudi. Die Einwohner von Ariccia atmeten erleichtert auf, als sie dem Joche der übermütigen Savelli entrannen; denn diese hatten schlimmer gehaust, als früher türkische Paschas. Freilich einmal mußte einer der wildesten Savelli, Mario Savelli, wie Carletta erzählt, für seine „prepotenza“ büßen. Es war im Jahre 1534. Don Mario hatte sich in die schönste Maid von Ariccia verliebt und stellte ihr mit allen Mitteln nach. Deren Eltern verheirateten sie schnell, aber auch dieses Mittel verfing nicht. Da bewog der junge Ehemann seine Frau, dem Principino einen Brief zu schreiben, der ihm ein Stelldichein versprach. Don Mario kam und wurde von dem Ehemann, der ihn in den Kleidern der Gattin empfing, erschossen. Der Rächer seiner Ehre entfloh nach Aleppo und wurde Türke, seine unglückliche Gattin aber wurde auf Betreiben des alten Fürsten, der in Mario seinen einzigen Sohn verloren hatte, ins Gefängnis geworfen und nach sechsmonatlicher Haft und öfterer Folter zum Tode verurteilt. Margarethe von Parma[1]) aber bat sich ihr Leben als eine Gnade von Paul III. aus und nahm die Gerettete in ihre Dienste.

[1]) S. Bd. I, S. 48.

Digitized by Google

Nachdem Ariccia in ihren Besitz gekommen, baute die alte sienesische Bankierfamilie Chigi, die heute noch besteht, den großen Palast, den wir gleich links bemerken, wenn wir den Viadukt verlassen, und 1667 den Dom, den Bernini aufführte. Eine große Inschrift über den Toren des letzteren „Sigismundus Chigius in honorem Mariae deiparae etc." verkündet, daß er 1771 restauriert wurde. Die zur Piazza erweiterte Straße zwischen Palast und Dom ist durch zwei Fontainen geziert, die im Frühling die farbenprächtigste Blumenhaube tragen. Damit sind aber die Sehenswürdigkeiten von Ariccia nicht erschöpft; denn hinter dem Palast zieht sich der berühmte Urwald, in dem nie ein Baum geschlagen werden darf; und im Städtchen selbst locken die Osterien mit dem süßesten Wein, bildet doch die ganze Kette der Städte von Frascati bis Genzano-Velletri die Perle unter den Weingegenden Italiens. Schade nur, daß alle diese herrlichen Weine durch den Transport leiden. Selbst die kurze Fahrt nach Rom schadet ihnen, selbst dann, wenn ihrem Verderb auch nicht hinterlistig nachgeholfen wird. Man wende sich an den ersten besten behäbigen Einwohner des „Herzogtums Ariccia" — denn zu diesem ward es von dem Chigi-Papst Alexander VII. erhoben — und frage ihn, wo man einen guten schenkt. Doch bleibe man nicht zu lange in der empfohlenen Quelle, da der Wein von Genzano auch noch beachtet sein will, singt doch Waiblinger zu dessen Lob:

„Köstlichen Wein, du findest ihn hier, und junonische Frauen.
Artemis floh, doch sie ließ uns ihre Nymphen zurück.

Digitized by Google

Glücklicher Wanderer, wenn am Blumenfeste der
Göttin
Venus auch dir einen Kranz duftiger Rosen beschert!"

Genzano.

Genzano und Blumenfest! Doch davon später! Die Landstraße führt steigend in schattigem Dunkel über vier Viadukte. Nach wenigen Minuten kommt man an dem ehemaligen Jesuitenkloster Galloro vorbei und dann zu einem rundlichen Platz, wo links eine ländliche Schenke im Grün steckt. Hier gehen drei Straßen aus. Links führt ein Weg zum Kapuzinerkloster auf der Höhe, in dem vor zwanzig Jahren so manche deutsche Künstler mit den lustigen Mönchen Frühlings- und Sommerfeste feierten, bis die hohe Obrigkeit strenger wurde; rechts geht die Landstraße zum Städtchen Genzano hinunter, wir aber wählen den Mittelweg, eine schöne blumige Allee, die bis zu dem 1643 erbauten Baronialpalast der Sforza-Cesarini führt. Wir gehen in dessen Vorhalle, geben dem Pförtner unsere Visitenkarte ab oder schreiben uns in das aufliegende Fremdenbuch ein, und nun begleitet uns ein Diener nach rechts zur Parktüre. Sind wir durch diese eingetreten, so glauben wir uns in die Gärten Armidas versetzt. Besonders schön ist die Baum- und Blumenpracht Ende April und Anfang Mai. Der Besucher schwelgt in einem einzigen Wonnerausch, ab und zu erblickt er zu Blumenbecken gewandelte Sarkophage, die alle Wohlgerüche Arabiens aushauchen, dann Brunnenschalen, gefüllt mit Maienlilien, Bosquets blaßroter Kletterrosen, beschattet von dem Dunkelgrün der

Steineichen. Dazwischen folgen efeuumgrünte Torbogen und alte Ruinentrümmer, die durch kriechende Ranken, die hin und her sich winden, verbunden sind. Auf gut gepflegten Wegen geht's steil hinunter zu einer bankbestandenen Terrasse mit Holzbrüstung, und der überraschte Reisende steht plötzlich über dem

Nemi-See,

an dessen Rückwand das rötlich leuchtende Städtchen Nemi mit seiner malerischen Orsini-Burg aufragt. Man mag schon viele Seen in der Eifel oder den Laacher See, die Schwarzwaldseen betrachtet haben, auch schon vom Philosophenweg aus ebenso auf das Heidelberger Schloß geschaut haben, wie wir hier auf das Orsini-Schloß schauen, aber wie sich dessen malerisches Bild mit dem poetischen Zauber des schweigenden, träumenden Sees verbindet, das ergreift uns doch mit einem Schauer, wie wir ihn noch nie gefühlt, namentlich, wenn wir an die Umrahmung denken, in der wir stehen. Es wird uns zu Mute, wie einst Voß schrieb, als „ob uns die vom Sonnenlicht umfluteten und durchfunkelten Dämmerungen wie ein Mysterium umfingen". Ein Hauch des seligsten Friedens umwebt uns, Ruhe, Stille, Einsamkeitsschauer weht uns entgegen vom stillen Spiegel des Sees. Aber an welch weihevoller Stätte befinden wir uns auch! Die Zeit der alten griechischen Göttersage berührt uns mit leisem Fittich.

Des Theseus Sohn Hippolytus steigt in unserer Erinnerung aus mythologischem Dunkel auf. Wie Joseph sich von des Potiphars Frau abwandte, und von dieser verleumdet wurde, so widerstand Hippolyt (= der Rosselöser) den Anträgen seiner Stief-

mutter Phaedra, die auch ihn darob verleumdete. Theseus verurteilte seinen Sohn daher zum Tode. Auf seine Bitte übernahm Neptun das Henkeramt, indem er Hippolyt, als er am Ufer des Meeres vorüberfuhr, durch eine Sturzwelle tötete. Äskulap erbarmte sich des ungerecht Getöteten, er erweckte ihn zum Leben, und die keusche Diana brachte ihn zu ihrem heiligen Hain hinter Ariccia (daher der Name Nemi von nemus = Hain), wo er unter dem Titel Virbius als Heros geehrt wurde. Kein Pferd aber durfte fürderhin den Hain betreten, da die „Pferde Neptuns“ (des Meeres Wellen) Hippolyts Tod verschuldet. Virgil spielt in seiner „Aeneis“ VII, 760 auf diese Sage an:

„Ihn, den Hippolytus, barg die erhabene Trivia[1]) heimlich
Fern zu dem eigenen Hain und der Nymph Egeria sendend,
Daß der Einsame dort in italischen Waldungen ruhmlos
Lebt', und des vor'gen Namens entledigt, Virbius hieße.“

Daß Virgil der Diana Hain auch den der Egeria[2]) nennt, erklärt sich daraus, daß die alten Römer, um ihrem Volke die fehlende Ahnengalerie zu kaufen, griechische Sagen mit eigenen Mythen verschmolzen. So ließen sie die Nymphe Egeria nach Numas Tode nach dem Hain von Nemi pilgern, wo sie, als sie den Toten beweinte, zum See verwandelt wurde. Siehe Ovids Metamorphosen XV, 487:

---

[1]) Diana. [2]) S. Bd. I, S. 168.

Digitized by Google

„Aus der Stadt abscheidend verbirgt sich
Heimlich im dichten Gehölz des aricischen Tales
die Göttin,
Und den orestischen Dienst der Göttin stört
sie durch Stöhnen
Und Wehklagen! Wie oft, ach! mahnten des
Hains und des Sees
Nymphen, es nicht zu tun und redeten tröstliche
Worte."

Orestischer Dienst? . . . Nun, auch das ist wieder ein Beweis für die mythologische Ahnengalerie der Römer, sie hatten sich die Sage zugelegt, daß Orestes hier am Nemi-See das Bild der taurischen Artemis geholt habe.

Das Heiligtum der Diana stand aber auf dem vorspringenden Felsen unterhalb des Städtchens, zuerst als Tempel der Jana (Schwester des Janus). Das Wasser in seinem Bezirk ward wegen seiner Kälte und Heilkraft von den Frauen verehrt, die um leichte und schmerzlose Mutterschaft wallfahrteten. In der späteren Zeit bildete sich hier ein Priesterkapitel, an dessen Spitze ein „Hainkönig" (Rex nemorensis) stand. Seine Erwählung war recht barbarischer Art. Wollte nämlich ein Priester Hainkönig werden, so mußte er mit dem Inhaber des Amtes darum kämpfen. Siegte er und tötete er den König, so wurde er dessen Nachfolger. Das Hauptfest an der Gnadenstätte fiel auf den 12. August, der ein Feiertag für die Sklaven war. Aus den Reihen entlaufener Sklaven nahmen sich die späteren Hainkönige, denen es doch zu dumm schien, bei dem Wahlzweikampf ihr eigenes Leben einzusetzen, einen Stellvertreter, der an ihrer Statt mit dem Thronprätendenten fechten mußte.

Digitized by Google

Zur Kaiserzeit übte auch die Landschaft große Anziehungskraft aus, es wurde Mode für die römischen Großen, in der Nähe des Nemisees ein Landhaus zu besitzen. So erzählt Cicero, daß auch Cäsar sich hier angekauft habe. Tiberius besaß sogar ein boatinghouse, einen schwimmenden Palast auf dem See, von dem jetzt als dem geheimnisvollen Schiffe des Tiberius viel die Rede ist. Schon vor Jahrhunderten hatte man nach diesem Prunkschiffe gesucht, das auf dem Grunde des Sees liegen sollte, aber erst im Sommer 1895 wurde durch Marinetaucher dessen wirkliche Existenz erwiesen. Sie stellten fest, daß der rätselhafte Bau siebenundfünfzig Fuß lang und vierzehn Fuß breit sei. Viele Projekte wurden darauf eingereicht, um den Schatz zu heben, aber sie scheiterten bisher an der Höhe der Kosten. Das billigste Projekt, das die vorübergehende Trockenlegung des Sees verlangt, kostet etwa 250000 Lire, und die konnte die Regierung nicht auftreiben. Nur einige wenige Bruchstücke wurden aus der Tiefe geborgen. Als der Verfasser im Oktober 1895 mit einigen Archäologen auszog, um die Taucherarbeiten zu schauen, gelang es ihm, bei dem Verwalter der Orsini in Genzano diese Funde zu sehen. Jetzt sind sie leider nur schwer sichtbar. Darunter waren Wasserleitungsrohre mit dem Stempel „Caesar August. Germanic.“, dann vier zylinderförmige Bronzekasten auf viereckigem Untersatz. Zwei von diesen zeigten an der Stirnseite Löwenköpfe im Relief, je einen Fuß hoch, aus deren Maul ein drei Finger dicker großer Ring heraushing, der dritte Kasten enthielt als Ringträger einen Hyänenkopf, der vierte eine herrliche Gorgo. Daneben lagen viele Holztrümmer, Bronzenägel, Bruchstücke von Email-

Digitized by Google

mosaik, und mäßig gekrümmte Türbalkenbekleidungen aus Bronze.

Jetzt zeigt kein Zeichen mehr die Lage des Schiffes an, das links unterhalb des Dianafelsens nahe beim Ufer gefunden wurde.

Je länger wir den See betrachten, desto deutscher will uns fast er sowohl, wie die Burg, ja die ganze Landschaft erscheinen, wahrscheinlich, weil uns Scheffels Hymne in den Sinn kommt:

„Grüner Bergsee, Tannendunkel,
Schier wehmütig denk' ich eurer.
Bin seitdem, ein flücht'ger Wandrer,
Über manchen Berg gestiegen
Und durch manches Land marschiert,
Sah des Meeres endlos Fluten,
Hörte die Sirenen singen,
Doch noch oft durch die Erinn'rung
Zieht ein Rauschen, wie vom Bergsee . . ."

Aber nein, das sind ja nicht die Verse, die hierher passen! Zwar im selben Buche stehen sie, aber sie lauten:

„Am grünen See von Nemi
Ein alter Ahorn steht,
Durch die laubschweren Gipfel
Ein traurig Flüstern geht.

Am grünen See von Nemi
Ein junger Spielmann sitzt,
Er summt ein Lied, derweil ihm
Die Trän' im Auge blitzt.

Am grünen See von Nemi
Die Flut zieht leis und still,

Digitized by Google

Der Ahorn und der Spielmann
Weiß keiner, was er will.

Am grünen See von Nemi
Ist die allerfeinste Schenk',
Preiswürd'ge Maccaroni,
Preiswürdigstes Getränk.

Der Ahorn und der Spielmann
Sind zwei verrückte Leut',
Sonst gingen beid' hinüber
Und tränken sich gescheit."

Die Schenke, die der Dichter meint, ist die weinumrankte Terrasse: Osteria De Sanctis, die in der letzten Zeit, wie man hört, nicht mehr all das Lob verdienen soll, das Scheffel ihr gespendet. Tut nichts! Ein anderes Mal soll uns nichts abhalten, wieder zu ihr hinzupilgern; denn ihre herrliche Lage läßt manchen Mangel in Trank und Speise vergessen. Heute aber ziehen wir nach

Genzano.

Nach der Urgeschichte dieses weinfrohen Städtchens zu forschen, lohnt sich schon aus dem Grunde nicht, weil es im Altertum noch nicht existierte. Für Archäologen stellt also Genzano ein schlechtes Geschäft dar. Sein Leben begann es bescheiden als Dorf im 13. Jahrhundert, Stadt wurde es erst im Jahre 1828.

Zuerst kommen wir auf die Via Livia, die steil zur Piazza hinunterführt. Sie war der Schauplatz des oben genannten Blumenfestes, der „Infiorata von Genzano" — war; denn seit 1869, als Pius IX. hierherkam, hat das Fest aufgehört. Ausnahmsweise nur

wurde es 1871 noch einmal zu Ehren des Kronprinzen Umberto und seiner Gattin Margherita gefeiert. Noch immer heißt es aber in den Reisebüchern: „In Genzano wird (doch nicht alljährlich) das Blumenfest gefeiert." Dieser Irrtum ist verzeihlich; denn wie viele Dichter, u. a. auch Heyse, haben das schöne Fest verherrlicht, so daß sein Name mit der Stadt unlöslich verbunden bleibt.

Der berühmte Physiologe Paolo Mantegazza beschreibt es, wie folgt: „Stellen Sie sich eine weite Straße vor, die sich, steil abfallend, leicht überschauen läßt, stellen Sie sich vor, wie auf ihr die tollsten Arabesken mit Kreide gezeichnet sind, die dann mit Mohn, mit Rosen, mit Waldblumen, Pinienzweigen, Ginster, kurzum mit allen Kindern der Campagnaflora ausgefüllt werden, — und Sie haben eine blasse Idee von dem Mosaikbilde, das die Via Livia am achten Tage nach dem Fronleichnamstage zierte. Viele Tage und Nächte haben die Einwohner von Genzano Berg und Tal absuchen, Wiese, Zaun, Wald und Garten berauben müssen, ehe sie diesen Riesenteppich weben konnten, der sich duftiger und farbig lebhafter ausbreitet, als alle persischen und Pariser Teppiche. Dieses phantastische Gewebe aber, würdig eines Märchens aus Tausend und eine Nacht, umrahmten Triumphbogen und Trophäen aus Buchsbaum und anderem Immergrün. Hinter diesem grünen Zaune aber staute sich das Volk der Zuschauer, von Bewunderung erfüllt für das magische Bild, das nur einige Stunden leben sollte. Ein Hund, der an einer Stelle die Pracht störte, wurde von der Menge, die ob solcher Profanation außer sich geriet, in Stücke gerissen. Die Glocken läuten. Seine Heiligkeit ist auf dem Balkon

Digitized by Google

des Rathauses erschienen. In diesem Augenblick beginnt oben die Prozession und steigt langsam herunter, zu beiden Seiten des Blumenfeldes, unaufhörlich, unübersehbar. Wir sehen die Begräbnisbrüderschaften, die Rosenkranzbrüder, die Kapuziner in braunen Kutten, dann kommt mit einem Riesengefolge von Priestern, Mönchen, Domherren unter einem Baldachin das Allerheiligste, dessen Träger allein die Mitte der Straße betreten darf, „mit geschwellten Segeln ziehend durch den Blumenozean“.

Tempi passati, wie bei dem römischen Karneval!

Auf der Piazza, wo ein schöner bizarrer Brunnen prangt, ziehen wir in die Osteria „Grotta azzurra“ oder in eine andere, wenn diese nach der Versicherung des weinkundigen vetturino zufällig besseren Wein haben sollte, und trösten uns über das „Es war einmal“ des Blumenmärchens.

Dann aber —! Rasch zurück! Ist noch Zeit vorhanden, so gehe man vor der Stadt auf den nahen Hügel Monte Pardo, um die Aussicht auf die pontinischen Sümpfe zu genießen, sonst aber rasch nach Albano, zum Schauspiel des Sonnenuntergangs.

Glücklicherweise sind wir noch zur Zeit auf die Stätte gekommen, wo einst der Herkulesaltar und vielleicht auch die Jupiter Ara standen, welche wir im kapitolinischen Museum schauten. Noch ist die Sonne nicht ins Meer getaucht. Der westliche Himmel ist halb goldfarbig, halb purpurn, das Meer selbst goldgelb, die Campagna am Meeressaum ein braunroter Purpur, dessen Glut sich zu uns herüber zum Rot, Rotbraun, Blaubraun, Violettgrün nüanciert. Rechts gleißen rosarot die Unterbauten des Lagers der alten Prätorianer, zur Linken schauen wir den Turm von

Digitized by Google

Cività Lavinia, dem alten Lanuvium, wo Antonius Pius geboren wurde, und der berühmte Tempel der Juno Sospita stand, deren Statue wir in der Sala Rotonda des Vatikans bewunderten, dann vor uns zwischen Albano und Anzio den Monte Giove,[1]) wo einst Corioli gestanden haben soll, dessen Eroberung dem Shakespeareschen „Volksfeinde" den Beinamen Coriolanus einbrachte. Auf dem Meere aber glauben wir die Schiffe der Korsaren zu sehen, die einst die Küste Latiums unsicher machten. Jetzt flammt zur Rechten auch die Häuserreihe von Albano blutig auf, als brenne sie, wie in jener Schreckensnacht von 1243, da die sarazenische Leibgarde des Hohenstaufers Friedrich II. Albano erstürmt hatte. Doch bald hängt unser Blick nur noch an dem Feuerzauber, der sich am Himmel abspielt. Solch einen Purpurhimmel, solch rosige Schafwolken, solch ein intensives Gold am Horizont, das jetzt goldige Schleiernetze über die rotbraun funkelnde Wüste wirft, kennen wir in Deutschland nicht. Bis nach Rom dringt der suchende Blick vor. Und den Theatermaschinenmeister bewundern wir, der diese Apotheose hervorbringt, wo alle Farben vom dunkelsten Purpur bis zum grellsten Rot und Orange, vom zartesten Smaragdgrün bis zum tiefsten Ultramarin durcheinanderschießen und zucken.

Der Zug pfeift. Es ist Zeit zur Rückkehr. Bald fahren wir durch einen Tunnel, sehen dann noch einmal den dunklen Albanersee, und wenn wir Glück haben, sogar im Mondschein, passieren nach neuer Tunnelfahrt das trotzige Marino, und dann sausen wir hinunter in die düstere, öde Campagna, einladend

---

[1]) S. S. 164.

Digitized by Google

begrüßt von dem Lichterglanz, den Roms höher gelegene Stadtteile in die schlummernde Wüste hinaussenden.

Auf der Via Appia antica nach Albano.

Im ersten Bande haben wir die Via Appia antica bis zur Casa Rotonda (S. 167) kennen gelernt. Hinter dieser bietet sie noch einige Zeit lang schöne Grabmälerstaffage, nur hat sie einen einsameren, öderen, verwahrlosten Charakter. Kein Mensch zeigt sich, nur tauchen rechts in der Ferne einige Rohrwigwams auf, armer Hirten elende Hütten. Raubvögel kreisen stolz im blauen Äther über dem durchlöcherten Turm auf rundem Grabtumulus. Links zeigt sich eine Grabruine, die wie die verwitterte Riesenbüste Napoleons I. wirkt, dann drängt sich uns auf der Höhe Castel Gandolfo mit seiner Kuppel auf. Die steigende Via Appia vor uns gleißt wie ein Silberband. Links sehen wir den langgestreckten Eukalyptusbusch der Capanellerennbahn, dann in der Nähe eine Zeile engbogiger, rotbrauner Wasserleitungsreste, die zu einem Gehöft führen, weiter die von stolzen Fieberbäumen umrahmte Betriebsstation Ciampino, und, rückblickend, gewahren wir die im hellsten Lichte fast mystisch schwebende Peterskugel.

Nun verläßt unsere alte Straße den rechten Weg. Sie kommt herunter und, wie in Verlegenheit, windet sie sich hin und her. Die Gräber sind verschwunden, nur noch kleine Mauerstümpfe ragen auf, dazwischen eine wie ein Ofenschirm gekrümmte Rundwand. Zur Linken schiebt sich Marino aufdringlich vor, über-

ragt von der grauen phrygischen Mütze von Rocca di Papa. Dann tritt eine Periode der Langeweile ein. Das Gehen wird beschwerlich, da die alten glatten Lavaplatten des Pflasters von sprenglustigem, kurzen Gras und Moos eingefaßt sind. Endlich kommt hinter dem letzten großen Grabe, einer Riesensuppenschüssel, die Eisenbahn nach Velletri und Anzio, wir kriechen unter ihr durch und nehmen den ersten Querweg links, der zur nahen Via Appia nuova führt, die im spitzen Winkel auf uns zuschießt; denn auf ihr geht es sich leichter, als auf dem letzten Reste der alten.

An einigen Barackenosterien vorbei ziehen wir zum ersten Absatz der Höhe, dort, wo sich die Straße bei dem großen Landgute rechts biegt, und genießen einen herrlichen Rückblick auf die Ebene, die anfangs grün, dann blau und grau schimmert, bis sie sich im staubweißen Duft verliert, aus dem als weißgelber Farbenfleck Rom hervorgleißt.

Wenige Schritte bringen uns zu der Häusergruppe, die Frattochie heißt, dorthin, wo die Via Appia antica in die nuova einmündet. Hier heißt es, in der primitiven Osteria rasten; denn noch einer Stunde Steigens bedarf es, ehe wir Albano erreichen. Zur Pfingstzeit sitzt man hier, wie in einem Theater; denn rechts tauchen aus dem Grunde immerfort die blumengeschmückten Karren auf, die ihre gleichfalls mit Blumen gezierten Festinsassen von der Kirche Divino Amore zurückbringen.

Klassischer Boden ringsum; nicht weit von hier, an der Straße nach Antium, liegen die Ruinen der alten Stadt Bovillae, bei der sich die berühmte Schlacht zwischen den Klopffechtercondottieri Clodius und Milo abspielte, deren Fehde die Periode des

Digitized by Google

Bürgerkrieges im Jahre 49 v. Chr. so pikant illustriert. In dieser Schlacht wurde, wie jeder, der Ciceros Reden kennt, noch weiß, der schon verwundete Clodius von den Sklaven des Milo getötet.

Links zieht sich nun neben uns eine Mauer. Von Zeit zu Zeit bleiben wir stehen und schauen rückwärts auf die korrekt gerade Linie der Via Appia antica, bis sie im Dunstmeer verschwindet, das über Rom brodelt. Wo die Mauer endet, öffnet sich eine grüne Halde, die von einer zum Tunnel gewölbten Allee durchschnitten wird. Sie führt schräg hinauf nach Castel Gandolfo, das sich behaglich auf das Riesenpolster der dunkeln Ölhaine hinaufgebettet hat. Auf dem Weitermarsche begleitet uns fortwährend die lang ausgereckte Linie seiner Felsenhäuser. Haben wir die letzte Höhe erreicht, so zieht sich die Appische Straße weniger steil hin. Bald kommen wir nach Albano, zur Linken empfangen von der Galleria di sotto (siehe S. 14), vorn vom Grabe des Pompejus, und geradeaus von dem grünenden Park der Altieri. Wenige Minuten nur, und wir durchschreiten die Porta Romana.

Auf den Monte Cavo.

(Vorbemerkungen: Auf den hehren, poesieumwobenen Mons Albanus, der in den lateinischen Heldensagen dasselbe bedeutet, was der Ida in Homers Ilias, führen viele Wege. Der Reisende, der über wenig Zeit verfügt, wähle die bequemste Straße, die von Frascati ausgeht, im Frühsommer kann er, falls die Eisenbahnzüge günstig liegen, und er von Fras-

Digitized by Google

cati aus einen Wagen benutzt, die Tour sogar in einem Nachmittag machen. — Fußwanderer, die Frascati schon kennen und für Waldspaziergänge schwärmen, tun am besten daran, den Fahrweg Ariccia—Madonna del Tufo zu wählen, da sie dort, ohne Rocca di Papa zu berühren, sofort zum Berge aufsteigen können. — Der Aufstieg von Albano oder von Nemi aus, so lohnend namentlich der letztere auch als „Überraschungswanderung“ sein mag, weil das Schönste: — das Panorama von der Höhe aus — nicht schon vorher stückweise genossen wird, kann nur mit Führer gemacht werden.

Im folgenden ist eine Tagestour im November beschrieben, der schönste der vielen Montecavo-Ausflüge des Verfassers, der bei ausnahmsweise hellem Wetter gemacht wurde. Er ist freilich ein bißchen kompliziert, da er die Fahrt auf zwei verschiedenen Eisenbahnstrecken und Wagenfahrt erfordert. Sein Programm ist:

Frascati—Rocca di Papa, Monte Cavo—Ariccia—Albano—Galleria di sopra—Castel Gandolfo.

Diese Fahrt empfiehlt sich besonders allen Reisenden, die in einem Tage die ganze Herrlichkeit der Albanerberge in einem Gesamtüberblick genießen wollen. Als Repetitionstour wird sie dagegen allen denjenigen unvergeßlich sein, die den im ersten Kapitel beschriebenen Ausflug von Marino nach Genzano schon kennen).

Mit dem Frühzuge verlassen wir Rom, schauen uns in Frascati um und brechen gegen zehn Uhr im Wagen nach Rocca di Papa auf, das dreihundert

Digitized by Google

Meter über Frascati liegt, das selbst 328 m Meereshöhe hat. Zuvor jedoch heißt es, auf der Terrasse oberhalb des Bahnhofs, dem Giardino pubblico zum Abschied den herrlichen Blick auf die Campagna tun, der als Einleitung zu dem Panorama auf der Kuppe des Monte Cavo dient. Zunächst grüßt uns auf der Terrasse die überraschende Schönheit Roms, das einem Haufen Rosen gleicht, die eine schöne Hand auf blauen Seidenteppich ausgestreut. Dann weiter. Hinauf! Im Vordergrunde ragt gebietend über dem dichten Laubtunnel, der schnurgerade auf sie zuführt, die majestätische Pracht der Villa Aldobrandini.[1]) Rechts winken die Pinien der Villa Torlonia. Zwischen beiden führt die Fahrstraße steil hinauf, die malerisch belebt ist von allerlei Landvolk, das auf munteren Eseln reitet. Jede Stelle ist hier ein Bild. Wie heben sich links die schlanken düsteren Cypressen, und rechts die von Steineichen gekrönten moosigen Steinwände vom heitern, blauen Sonnenhimmel ab, der allein schon unser Herz aufjubeln läßt!

Kommt man auf die erste freie Höhe, so überrascht uns ein herrlicher Blick; denn rechts klettern vom Rande des grünen Waldtals im Halbkreis drei gelbrote Villenhäuser den Berg hinauf, unten Villa Pallavicini, auf halber Höhe Villa Muti, und oben das stattliche Schloß der Grazioli. Nun erblickt man auch, einer Nadelklippe in grüner Wogenflut vergleichbar, den spitzen Turm der Grabkapelle der Grazioli. Und weit sich im Tal verlierend schmeichelt unserm Auge das krause Silbergrün der Olivenhaine. Wiederum erscheint Rom, diesmal rötlichgelber, sein

[1]) S. S. 68.

Digitized by Google

Untersatz in dunklerem Blau. Fächerförmig ist die ewige Stadt vom Knaufe der Peterskuppel aus hingebreitet. Einer kühnen Phantasie könnte Rom auch als Schweif eines Kometen erscheinen, dessen Stern die Kuppel Michel Angelos bildet.

Nach halbstündiger Fahrt taucht verlockend die bebuschte Höhe des heiligen Mons Albanus vor uns auf. An ihren Busen lehnt sich Rocca di Papa an, dessen Häusergewimmel die Form einer phrygischen Mütze zeigt. Bläuliche Rauchwolken weben einen schönheitsteigernden Gazeschleier um sein Antlitz. Die Straße senkt sich zwischen endlosen Weinbergen hindurch. Eine Querstraße schneidet sie, die nach Rocca Priora,[1]) dem alten Räubernest, führt. Rechts bietet sich das weinberühmte Grottaferrata der Bewunderung dar. Im Tal, wo wieder mehrere Straßen zusammenlaufen (die zur Rechten führt nach Marino), prunkt ein hoher, geräumiger, gelber Klosterbau, S. Giuseppe. Drin hausen fromme Trappisten. Gleich darauf passieren wir eine Brücke, den in der Geschichte des brigantaggio berüchtigten Ponte degli Squarciarelli.

Links ! Auf der gepflasterten Straße hinauf! Aus dem gelbroten Laub der Weinberge ringsum ragen zahlreiche lange Schmaltrichter in die Luft. Es sind die Wetterkanonen, deren Schüsse die Hagelwolken zerstreuen sollen. Nun zeigt sich zur Linken die Höhe von Tusculum,[2]) rechts davon in der Ferne, frei ragend gegen den blauen Himmelshintergrund, eine Pyramide, Rocca Priora, und vor uns Rocca di Papa, das jetzt die Formen eines römischen Feuerwehrhelms

---

[1]) S. S. 108. [2]) S. S. 84.

Digitized by Google

zeigt. Zwei Carabinieri tauchen auf; denn die Gegend ringsum war zur päpstlichen Zeit ein Paradies der Briganten, und es dauerte lange Zeit, bis bei den Bewohnern der hohen Felsnester die alte romantische Tradition erlosch. Doch, sollte auch heute noch sich jemand nach Räuberabenteuern sehnen, so kommt er nicht mehr auf seine Kosten. Die jetzige Regierung ist zu streng und eifrig, und besonders darauf bedacht, daß die fremden Reisenden, die so viel Geld ins Land bringen, nicht an Brigantenfurcht zu leiden haben. Überhaupt hat man in Deutschland noch vielfach einen falschen Begriff von dem „brigantaggio", von dem man noch stellenweise in Sardinien, Sizilien, Calabrien hört. Ein italienischer „Brigant" ist kein gewöhnlicher Straßenräuber, sondern ein Wesen, das Miquel wohl einen „Mann der ausgleichenden Gerechtigkeit" nennen würde. Er ist Opfer der Blutrache (Vendetta), Rächer der Familienehre, oder zuweilen auch Held der Selbstjustiz gegenüber einem (prepotente) überfrechen, wucherischen Dorfpascha. Fälle, daß fremde Reisende ausgeplündert werden, gehören seit einem Menschenalter ins Reich der Fabel. Das Zeitungspublikum mag sicher sein, daß, wenn Sensationsblätter italienische Räubergeschichten bringen, viele Hoteliers der Riviera, der Schweiz und Ägyptens davon schon vorher wußten; denn der Konkurrenz ist jedes Mittel recht.

Und wieder fällt uns der bläuliche Rauch auf, der aus den Häuserfugen von Rocca di Papa hervorschwält, es hat fast den Anschein, als ob der Monte Cavo sich auf seine aktive Dienstzeit als Vulkan besänne. Auch eine Pinie frappiert uns, die, der Äste beraubt, nur noch einen Schopf zeigt und sich quer

Digitized by Google

über die Straße brückt, als wollte sie als Schlagbaum walten. Nochmals grüßt den rückschauenden Reisenden die weite Campagna und das ewige Rom. Dann fährt er in einen hochstämmigen Kastanienwald ein, der dem Unterbau von Rocca di Papa als Mantel dient. Der Kutscher weist links auf eine alte Torruine, die ein Riesenbouquet wuchernden Efeus trägt. Das Pflaster hört auf. Weicher fährt sich's auf glattem Sand. Wiederum zeigen sich patrouillierende Carabinieri, wahre Prachtgestalten. Bald wird die Szenerie romantisch, ab und zu stürzen sich von der Höhe trockene Gießbachschluchten, gefüllt mit schweren Felsblöcken.

Wir kommen zu den ersten Häusern. Weinkeller sind's, denen ein Stockwerk aufgesetzt ist. Malerische Weinkarren stehen davor. Weinduft umzittert uns. Vom tiefen dunklen Waldtal zur Rechten wallt frisch kühler, duftiger Hauch empor. Im Felsgestein zur Linken bemerkt man tief ins Bergesinnere eindringende Grotten, die für den Bacchusdienst vorbereitet werden. Schwarze Schweine laufen wühlend um sie herum. Bald türmt sich, kaskadengleich, das Häusergewirr von

Rocca di Papa

über uns auf. Noch eine Windung, und wir sind auf der Platte, wo die Altstadt sich von der neuen Villenstadt scheidet, die meerwärts auf vorspringender Kuppe steht. Wir verabschieden den Wagen und gehen zum Brunnen, der die Mitte des Platzes ziert. Überraschend schön baut sich die pyramidenförmige Stadt vor uns auf, gekrönt von den Ruinen des alten Trutzkastells, das einem Adlerhorste gleicht. Unten — uns gerade gegenüber — liegt ein keilförmiger Garten,

Digitized by Google

links von ihm zieht die Hauptstraße steil in die Höhe. rechts führt eine ebene, schattige Allee an schönen Villen vorbei nach der Felskirche Madonna del Tufo, von welcher ein bequemer Weg zum Monte Cavo zieht. Wir aber wählen, entweder per pedes apostolorum oder auf Eselsrücken hinaufstrebend, den Umweg durch die Stadt. Gleich im Beginn halten wir staunend inne; denn die Bewohner von Rocca di Papa haben ja plötzlich seit dem Sommer von 1902 Sinn für Reinlichkeit bekommen. Alle Häuser der Hauptstraße sind neu getüncht, rot, gelb, rosa, grün, und die Fensterläden grün oder rotbraun! Was soll dieser Fortschritt? Ist das Verständnis für Fremdenindustrie endlich erwacht?

Das große Haus, das in dem Keilgarten liegt, trägt die Aufschrift „Albergo dell' Angeletto". Viel Hunderte von Künstlern und Schriftstellern hat es schon als Gäste gesehen. Hier heißt's einkehren, auch schon aus dem Grunde, weil auf des Berges Spitze kein Gasthaus winkt. (Die Angaben der Reisebücher sind irrig.) Nach einem der Gäste des Albergo ist auch die Straße genannt, auch ist ihm eine Marmortafel gewidmet, Massimo d'Azeglio. Bei der Nennung seines Namens schlägt jedem Italiener das Herz höher; denn d'Azeglio, der Maler, Dichter, Ministerpräsident war, hat viel zur Bildung der italienischen Einheit beigetragen, namentlich auch durch seinen Roman „Ettore Fieramosca", der den berühmten Massenzweikampf italienischer und französischer Ritter bei Barletta schildert, welcher 1475 stattfand. D'Azeglio, der von seinem fünfzehnten bis vierundzwanzigsten Jahre in Rom der Malkunst huldigte, kam im Sommer 1826 auch nach Rocca di Papa. Hören

Digitized by Google

wir, wie er in seinen Memoiren die Mädchen des Städtchens schildert: „Wie herrlich sind sie mit dem Rabenhaar unter dem weißen Kopftuch und dem Silberpfeil, dessen traditionelles Emblem ein zwischen Mittelfinger und Daumen eingeklemmter Zeigefinger bildet, ein Pfeil, der nicht umsonst den hübsch kriegerischen Namen „spadino“ (kleines Schwert) führt; denn oft genug war er das Werkzeug weiblicher Rache und eine gefährliche Waffe für Liebeszwiste.“ Aber so war's einmal. Was aber heute noch gilt, das ist die Schilderung der Aussicht, die d'Azeglio von seinem Fenster aus hatte: „Ich habe in meinem Leben viele weit sich hindehnende Landschaften gesehen — von Bergen, von der Ebene, von der See aus, aber eine Aussicht, wie diese, die der Einbildungskraft so viel Spielraum gewährt und solche Erinnerungen weckt, die den Kunst- und den poetischen Sinn also schärft, habe ich noch nirgendwo getroffen. Ich kenne auch keine Aussicht, die ihr nur nahe käme.“ Und damit hat der junge Maler von dazumal nicht zu viel gesagt, wie wir auf der Höhe selbst sehen werden.

Wir steigen weiter bis zur kleinen polygonalen Piazza, die vom Dom beherrscht wird. Auch der ist getüncht. Dio mio! Seine Wand ist weiß, die Säulen gelb, und braunschwarz der angeklebte Turmrest. In der Richtung, in der wir gekommen, geht's weiter durch die sogenannte Via del campo d'Annibale Der Name weckt längst vergangene Erinnerungen aus der Gymnasialzeit: Hannibal, Punier, Cannae, Hasdrubal, Capua . . . . ., doch das steile, enge Sträßchen ist zu schmutzig, zu realistisch gassenartig, als daß wir in ihm historisch schwärmen könnten. Ein

Maler freilich, der über irdischen Schmutz hoch erhaben ist, muß seine Freude daran haben an diesen feuchtkühlen braunen Tuffsteinwänden der Häuser, die bedenklich quetschende Angriffslust zeigen. Den Nichtmaler erfreuen links dagegen die Lücken zwischen den Häusern; denn herrliche Ausblicke bieten sie auf den Bergwald, auf Tusculum, auf den einsam grollenden Sonderling Sorakte und die stahlblauen Sabinerberge, die über den grünen Höhen Frascatis glitzern. Nun kommen wir auf einen freien Buckel und sehen vor uns den Felsklotz, der die Kastellruinen trägt. Das ist Alpenlandschaft. Weniger alpin, aber römisch ist die jugendliche Bettlerschar, die uns umkreischt. Wieder erscheint Rom, diesmal aber nicht am Rande der Campagna, sondern mitten drin, da sich deren Teppich auch hinter ihm weithin in endloser Bläue dehnt. Nach links begrenzen die starren Linien des Doms die Aussicht. Vor uns liegt auf Waldpolster eingebettet Marino, daneben Grottaferrata, und weit dahinter das im Golde schwimmende Meer, das zum Monte Gennaro, dem wir hier in die breite linke Flankenwucht schauen, hinüberblinzelt. Rocca di Papa aber gleicht einer Treppe, die vom Dom zum Kastellstumpf hinaufspringt, über welchem als Schopf der Helmbusch des Monte Cavo aufblitzt. Wir drehen uns im Halbkreis steigend nach rechts und gelangen im Rücken des Kastellblocks auf ein rings von zackigen blauen Höhen (Colle Jano, M. Pennolo, Pa. Faette) umgebenes kesselförmiges Wiesental, das einst, und zum Teil noch jetzt, Rocca di Papa ernähren half; denn im Winter diente es als Schnee- und Eisgrube, deren Inhalt, in Grotten aufbewahrt, im Sommer verkauft wurde. Im Sommer aber tut der ehemalige

Krater dann und wann Dienst als Truppenlager, wie zu den Zeiten Hannibals, der hier ebenfalls seine Truppen vor der Hitze und dem Fieber geschützt haben soll, als er gegen Rom zog.[1])

Im Weitergehen wähle man den Weg zur Rechten, der an einer primitiven Laubenosterie vorbeiführt. Dieser Weg wird bald zur steinreichen Gießbachschlucht. Nach zehn Minuten erblickt man zur Rechten die Kuppel des Doms von Castel Gandolfo, sein mächtiges Papstschloß, und darunter den Albanersee, dessen blaues Wasser lieblich absticht gegen die grünlockige Bergeswand. Stille, feiertäglicher Frieden umfängt uns, nichts hört man, als hier und da den traulichen Ton der Mittagsglocken. Und wie duftet der Wald! Jeder weitere Schritt nach oben bringt neue Genüsse, da jetzt auch das Meer und Rom wieder sichtbar werden. Das trockene Gießbachbett wandelt sich in eine in Tuffsteinfels eingegrabene Kanalrinne, an deren Wänden blaurote Alpenveilchen im Moos und Erdbeerkräuter prangen. Nun umrauscht uns feierlich hoher Kastanienwald. Der See unter uns ist jetzt halbiert, da sich links eine Kulisse vorschiebt. Dafür haben wir zur Rechten den Blick auf die südöstliche Seite von Rocca di Papa. Wiederum gleicht das Häuserlabyrinth einer Zickzacktreppe, deren unterste Stufe bildet aber hier die moderne Villenkolonie, hinter dieser lagert, behaglich hingestreckt, die weite, weite, bläuliche Ebene, einer riesigen Reliefkarte gleich. Im Osten tauchen die Kegelbergzwillinge Sant' Angelo und Montecelli auf, und Tivolis weiß gleißende lange Häuserzeile wird sichtbar, und links über ihr der

[1]) S. Bd. I, S. 170.

Digitized by Google

spitze Monte Gennaro, der hochmütig Kopf und Nase in die Höhe wirft, weil zu ihm doch nichts anderes heranreicht.

Plötzlich kommt uns ein Kapellchen entgegen. Am Scheidewege liegt's. Wir steigen links weiter, und plötzlich glauben wir im Geiste lateinische Kommandoworte zu vernehmen, wie „Procede" (Marsch), „Ita consiste" (Halt), „Iuga" (Gliederabstand nehmen); denn wir sind jetzt auf der mit Lavasteinen gepflasterten Heerstraße, der „Via Sacra", auf der unzählige Mal Roms Soldaten marschierten, ging doch jeder Feldherr, dem der Senat keinen Triumph zuerkannt hatte, um sich dafür zu entschädigen, zum Bundestempel auf dem Mons Albanus. Unwillkürlich denken wir an die Sala di Mario, im Konservatorenpalast des Kapitols, an dessen Fries ein römischer Triumphzug dargestellt ist.

Nach weiteren fünf Minuten kommt rechts ein freier Felsbalkon, der durch ein rohgefügtes Holzgeländer geschützt ist. Hier bewahrheitet sich Massimo d'Azeglios Schilderung. Verwirrt, halb erschreckt, halb überwältigt, schauen wir plötzlich das odysseische Eiland der Circe im Süden aufragen, einer steilen Miniaturausgabe der Albanerberge ähnlich hoch über der dunkelblauen Ebene der pontinischen Sümpfe und über dem goldig schimmernden Meer. Und drei Inseln erblicken wir hinter ihm, Palmarola, Ponza und Ventotene. Ist das eine Weite! Doch da fällt unser Blick in die Tiefe unter uns, und kaum können wir unser Entzücken meistern, erblicken wir doch beide Seen zugleich, den großen Albaner- und seinen kleineren Vetter, den Nemisee.

Digitized by Google

„Schau Nemis See, umhegt von Bergwald dicht,
Daß selbst der wilde Sturm ihn nicht erreicht,
Der Rieseneichen splittert und zerbricht,
Davor die Flut des Ozeans brandend steigt
Und fessellos aus ihren Ufern weicht.
Doch ruht der klare Spiegel unversehrt!
So ruht der Haß, der sich dem Aug' nicht zeigt,
Ob er auch tief im Herzen glüht und gärt,
So ruht die Schlang', eh' sie auf ihre Beute fährt!
Und hell erglänzt im nahen Schwestertal
Albanos See."[1])

Man kann sich nicht satt sehen an den beiden wassergefüllten Kratern, die wie zwei blaue Riesenaugen aus dem Waldgebiet emporstarren. Und wie fein ist die Zeichnung ihrer Linien, wie anziehend das Waldplateauband, das sie trennt. Nach und nach entdecken wir auch Einzelheiten im Landschaftsbild, so den majestätischen Viadukt von Ariccia, den rauchumwallten Turm des Orsinikastells von Nemi. Dann schauen wir Genzano und den herrlichen Park der Villa Sforza Cesarini, dahinter weiter links den Turm von Civita Lavinia, den Monte due torri, auch Monte Savelli genannt. Und dann schauen wir links über dem geheimnisvollen pontinischen Sumpfland die Zacken der dieses hütenden Volskerberge.

Doch wir müssen weiter. Noch schönere Ausblicke harren unser. Mählich kommen wir zur Kuppe des Berges, die 954 m hoch aufragt, oben liegt ein halbverwahrloster, langgestreckter Bau, zweistöckig, grauweiß gefärbt, mit gelb umrahmten Fenstern. Es

---

[1]) S. Byron Childe Harold. IV.

Digitized by Google

ist das ehemalige Kloster der Passionisten, das der letzte Stuart, dessen Grab in St. Peter liegt, Kardinal Heinrich von York als Erzbischof von Frascati 1783 aus den von ihm zertrümmerten Ruinen des Tempels des Jupiter Latialis erbauen ließ. Waiblingers Verse tönen an unser Ohr:

„Wär' ich vielleicht im Olymp? Hier seh' ich Fabel, Geschichte,
Rom, Äneas, Ulyß und die homerische See.
Ist es der Pegasus, der den Wanderer zum Berge herauftrug?
Nein! Die moderne Welt kommt hier zu Esel herauf!"

Die moderne Welt! Wie freut man sich, daß sie nur zu Esel und nicht auch „zu Drahtseilbahn" heraufkommt; denn man würde es fast wie eine Entweihung empfinden, pfiffe hier die Lokomotive, wo, wie Virgil (Aeneis XII, 134) uns sagt, einst Juno gestanden. Mit Juturna, der Schwester des Rutulerkönigs Turnus, welche Jupiter zum „Lohn der Keuschheit, die er ihr entriß", zur „Göttin der Seen und rauschenden Bäche" ernannte,[1]) war sie hierher hinaufgestiegen, als die Troer gegen die Latiner kämpften:

„Juno indes von der Höhe, die nun die albanische heißet,
Dorther schauete jene das Blachfeld rings, und in Schlachtreih'n
Dardaner und Laurenter geschart, und die Stadt des Latinus."

[1]) Siehe den 1901 auf dem Forum aufgefundenen Fons Iuturnae.

Digitized by Google

Einsam ist's um uns her. Kein menschlich Wesen stört uns, wie wir uns in die Schauer der alten latinischen Sagenwelt versenken. Doch da löst sich ein Mann von einer Nische los und stellt sich als Fremdenführer vor. Er erwartet hier die „Deutschen", um sie auf ihren Wunsch nach Nemi zu führen. „Sie sehen hier ganz Latium!" beginnt er seine freundliche Erklärung. Latium! Welche alten Träume und Phantasien erweckt der Klang. Das Feuer der Jugend bricht wieder durch die Asche, mit der des Lebens Prosa es zu ersticken drohte. Wieder sind wir Jünglinge, die, den Virgil in der Hand, die Stelle des zwölften Buches der „Aeneis" (V. 819ff.) lesen, da Juno zu ihrem trutzigen Gemahl tritt und ihm flehend sagt:

„Nur um eines, was nicht durch Schicksalssatzung beschränkt ist,
Bitt' ich für Latium dich und die Herrschaftswürde der Deinen.
Wenn nun Frieden (es sei!) durch segensvolle Vermählung
Jene gemacht, wenn nun sie Gesetz und Bündnis geeinigt,
Heiß nicht ändern den Namen die eingeborenen Latiner,
Noch zu troischem Volk sich erneu'n und Teucrer genannt sein,
Hinsank, hin sei gesunken, zugleich mit dem Namen auch, Troja."

Und wieder fällt unser Blick auf das leere, verschlossene Kloster. Noch habe ich die Mönche hier gesehen, noch habe ich oft nach ihrem Abzug in einer

zum Gasthauszimmer gewandelten Zelle geschlafen. Dann, als das Gasthaus bloß noch Osteria war, auf der Wiesenkuppe unter der großen Buche froh gebechert — damit ist's jetzt vorbei. Auch die meteorologische Station verschwand, die einst hier errichtet war. Selbst auf den Turm kann man nicht mehr hinaufsteigen, um den herrlichen Rundblick in einem Male zu erfassen. Wir müssen jetzt um das Kloster a. D. und seinen von hohen Ringmauern umschlossenen Lorbeergarten herumgehen, und das Panorama in synthetischem Aufbau studieren. So will's der jetzige Herr des Berges Principe Sforza-Cesarini.

Unsere Blickwanderung beginnt im Nordwesten mit Rom, dem lieblichen rosafarbenen Fleck auf blauer Au, dann sehen wir die etrurischen Berge, und in ihnen einen Fetzen vom Braccianosee, Rocca di Papa, den Sorakte, Tivoli, Monte Gennaro und hinter ihm den Monte Pellecchia. Weiter am Hause vorbei zum Vorplatz, wo der ummauerte Riesenbaum einen Baldachin bildet. Vor uns flimmert der Spitzkegel von Rocca Priora, dann über den blaugrauen Sabinerbergen rechts von Tivoli die schneebedeckten Spitzen der Abruzzen, links die abgeplattete Kuppe des Monte Terminillo, der hinter Rieti liegt, und rechts von ihm der Gipfel des Gran Sasso, und noch weiter rechts der des Velino.[1]) Im Südosten folgt Palestrina, eingehakt in die Flankenwand der Sabinerberge, dann die hohe Keilwand des in der Nähe von Subiaco aufragenden Monte Autore, und nun schauen wir das Tal zwischen den Sabiner- und den Volsker- oder Lepinerbergen, durch welches die Heerstraße und die Eisenbahn nach Neapel zieht, und sehen deutlich deren

[1]) S. S. 146.

Digitized by Google

erste Etappenplätze Valmontone mit der Burg der Doria, und dahinter am Bergesrand Paliano mit dem Schloß der Herzöge von Paliano-Colonna. Dann, kaum trauen wir unsern Augen — sehen wir auch Anagni, die historisch berühmte Stadt, in welcher einst die Colonna Papst Bonifaz VIII. gefangen nahmen. Der weitere Blick nach Südosten ist durch die Berge von Segni gehemmt, gar zu gern möchten wir das in dessen Nähe gelegene Carpineto sehen, den Ort, wo Papst Leo XIII. geboren wurde.

Unter uns liegt das Lager des Hannibal, ringsum aber glimmt Grimmsche Märchenpoesie in den vielen Kohlenmeilern; denn die Römer brauchen viel Holzkohlen, da die vom Auslande importierte Steinkohle zu teuer ist.

Wir gehen weiter im Kreise und erschauen die pontinische Ebene. „Sie müßten bei klarem Wetter einmal zum Sonnenaufgang hier heraufkommen," sagt der Führer, „dann sähen Sie Ischia, auch Corsica und Sardinien!" Dann zeigt er uns die Orsiniburg von Nemi, die jetzt in den Besitz des Principe Ruspoli übergegangen sei, dann Anzio und Nettuno, und plötzlich ruft er: „Sehen Sie den filo d'argento (das Silberband)? Das ist der Tiber bei Ostia." Mir aber summen Byrons Verse im Kopf, die ich vorher zitiert:

„Albanos See . . ."

denn Childe Harold fährt fort:

. . . „und dort der Tiber wallt
Zum Ozean, der mit mächt'gem Flutenschwall
An Latiums sagenreiche Küste prallt,
Wo einst dem Troer, poesieumstrahlt,
Ging leuchtend wieder auf des Glückes Stern."

Praktische Leute, denen der Rück- und Weitblick des Dichters fehlt, mögen noch so lange auf den Tiber hinstarren, sie sehen durchaus nichts anderes, als ein Stück bläuliches, im Duft verschwindendes Land, und ein etwa einen Meter langes Stück Silberdraht. — —

Doch wir ziehen weiter, und jetzt bemerken wir auch am diesseitigen Ufer des Albanersees auf hoch vorspringender Felsklippe das im Walddickicht eingebettete Franziskanerkloster Palazzuolo aus dem dreizehnten Jahrhundert, das auf der Stätte thront, wo einst Alba longa,[1]) die Mutterstadt Roms, stand. Askanius, des Aeneas Sohn, gründete sie, und, wie er sie gründete, erzählt der Flußgott Tiber im siebenten Gesang der „Aeneis“ (V. 42ff.):

„Bald, nicht dünke der Traum dir ein täuschender, nahet der Tag, wann
Unter der Steineichen Bord die ungeheuerliche Bache
Nach der Geburt dir, umwühlt von dreißig Frischlingen, daliegt,
Weiß am Boden gestreckt, und weiß um die Euter die Ferklein.
Dort sei die Lage der Stadt, dort stetige Ruhe der Mühsal;
Denn Askanius baut nach dreißig kehrenden Jahren
Eine Stadt und nennt mit gepriesenem Namen sie Alba.“

Auch an Numitor denken wir, den König von Alba Longa, der den Bruder Amulius verdrängte und dessen Tochter Rhea Silvia zur Vestalin machte, damit ihm aus ihr keine ihm gefährliche Nachkommenschaft

---

[1]) S. S. 9.

Digitized by Google

erwachse. Im Geiste machen wir den Sprung zum Palatin, wo die trotz der Vorsicht des Amulius von Rhea Silvia geborenen und im Tiber ausgesetzten Zwillingsbrüder Romulus und Remus landeten. Massimo d'Azeglio hat recht! Wenige Landschaften sind so mit alten Sagen durchsetzt, derart von alten Geistern umschwebt und haben dadurch eine so hohe Weihe, wie die latinische. So erklärt sich auch das Heimweh, das jeden Gebildeten nach Rom zieht.

Noch einen Blick auf die Seen, deren Burgen sich im gekräuselten Wasser spiegeln, bizarre Schatten werfend, dann ziehen wir zum Vorplatz zurück. Schade, daß der Tempel des latinischen Jupiters nicht mehr steht! Zwar entstammt er erst verhältnismäßig neuerer Zeit; denn die Latiner, wie überhaupt alle Indogermanen, feierten ihre Gottesdienste in heiligen Hainen auf Bergeshöhen. Erst als die Tarquinier Latium unterjocht hatten, entstand hier ein Tempelheiligtum, das den Mittelpunkt des stets zu Jahresanfang gefeierten Verbrüderungsfestes (Feriae Latinae) bildete, das später auf den 3. April verlegt wurde, und wahrscheinlich noch in dem heutigen Grottaferratafest[1]) fortdauert. Drei Tage währte dieses Fest des Gottesfriedens, dieses große Picknick, bei welchem ein junger weißer Stier geopfert wurde. Der letzte Tag war der Versöhnung zwischen den Patriziern (Römern) und den Plebejern (Latinern) geweiht.

Und nun ist's uns, als hörten wir wieder lateinische Kommandorufe: „Age ad arma“ (An die Gewehre), „Suscipe“ (Umhängen), „Dista“ (Antreten), „Sursum hasta“ (Gewehr auf), In rectum redde“

---

[1]) S. S. 114.

Digitized by Google

(Richt euch), „In clypeum inclina“ (Links um), „Procede“ (Marsch). Die Truppen, die den seinen Vizetriumph genießenden Feldherrn geleitet haben, ziehen ab. — — Doch wir hören wirklichen Lärm, das Geräusch des Volkslebens dringt aus Rocca di Papa zu uns herauf, Kindergeschrei vermischt sich mit dem Schrei des Hahns und der Truthähne.

Nun geht's die Via Sacra wieder hinunter[1]) bis zum Kapellchen, und dann links im Zickzack auf glattem, steinigtem Pfad durch hohen Kastanienwald, bis in der Höhe von Rocca di Papa ein besserer Weg sich zeigt, der links, sich anmutig schlängelnd, auf die Fahrstraße Rocca di Papa—Ariccia führt. Bald kommen wir zum Kirchlein

Madonna del Tufo.

Vor ihm breitet sich ein stattliches Terrassenrondell aus, das an den Steineichentunnel auf dem Pincio vor der Villa Medici erinnert. An der Brüstung bietet sich ein herrlicher Blick auf den ausgereckten Felsarm rechts, der die Villen Rocca di Papas trägt, dann erblickt man die trapezförmige Kuppe von Tusculum, den Monte Gennaro und die Städtchen der Albanerberge.

Nun zurück zum Kirchlein, über dem ein rotweißer Klosterbau aufragt, den wir so oft bei Sonnenuntergang von Rom aus als flammenden Lichtfleck gesehen.[2]) Das Kirchlein birgt eine in den Tuffstein gegrabene Kapelle (daher der Name der Madonna), die früher eine Einsiedelei war und jetzt wegen ihres wundertätigen Marienbildes als Gnadenstätte berühmt ist.

---

[1]) Wer nach Nemi will, vertraue sich dem Führer an. Der Marsch dauert anderthalb Stunden.

[2]) S. Bd. I, S. 150.

Digitized by Google

Wir ziehen weiter um die südliche Hälfte des Albanersees herum, fortwährend durch Wald, der von munterer Staffage belebt ist, Landleute, Bäuerinnen rittlings auf Maultieren. Freundlich grüßen sie zuerst und wünschen „buon passaggio". Friede umdämmert uns in diesem duftigen Walddom.

Nach einer Wanderung von einer knappen Stunde überrascht uns ein entzückendes Bild. Die Chausseewände, die bisher keine Ausblicke hatten, erweitern sich plötzlich zu einer Trichteröffnung, an deren Ende das mächtige Schloß der Chigi in Ariccia auftaucht und neben ihm Berninis Domkuppel, scharf sich abhebend gegen das sonnenbeschienene Meer. Das Bild entspricht der Schilderung, die Waiblinger in seinen Liedern aus Olevano gibt:

. . . „'s ist schön, des Morgens,
Im gewalt'gen, ewigen Eichenschatten
Hinzuwandern, bis aus Elysiums üppiger
Waldesfülle, dem Dunkel der Cypressen,
Noch vom Purpurhauche der Früh umduftet,
Des sikul'schen Ariccias busch'ger Hügel
Mit der glänzenden Kuppel sich entfaltet."

Noch einige Windungen, und es gleißt die Mauer hervor, die den berühmten Urwaldpark der Chigi umschließt, und von wo rechts die Galleria di sopra (siehe unten) abgeht. Durch ein Tor des Schlosses kommen wir auf die Piazza von Ariccia, wo die beiden mit grüner, lebender Haube prunkenden Fontainen stehen, und ziehen über den großen Viadukt nach Albano.

Hier nehmen wir hinter der Piazza die erste Straße rechts, die sum Kloster S. Paolo führt, in

Digitized by Google

dessen Garten sich Ruinen eines antiken Amphitheaters finden, und links von ihm steigen wir immer höher, bis wir die senkrecht zu uns sich nach Castel Gandolfo hinziehende

Galleria di sopra[1])

erreichen. Tinte und Feder reichen nicht aus, um deren Schönheit, namentlich kurz vor Sonnenaufgang, zu beschreiben, da muß man schon zu Bildern greifen, wie sie Petiti, Volkmann, Enrique Serra, Max Roeder, Albert Genick gemalt haben. Uns umweht frischer, belebender Schauer. Im Westen vermählt sich des Himmels Purpur mit dem roten Golde des Meeres, unten träumt der dunkle See. Abendglocken klingen darein.

Links sehen wir eine Prachtvilla mit schöner Kapelle, dann zur Rechten einen Obelisken und kommen dann zum Vorplatz der Klosterkirche Assunta, der, wie die grasbewachsenen Fundamentmauern noch zeigen, früher eine Exedra (halbrunder Schluß einer Säulenhalle) der Villa des Kaisers Domitian war. Die Villen der vornehmen Römer mehren sich und ziehen sich bis zu der langen Hauptstraße von Castel Gandolfo hin. Sind wir auf der Piazza angelangt, so treten wir neben dem Dom an die Brüstung und bewundern den See, dann den blaupurpurn strahlenden Monte Cavo und das gelbrot flammende Rocca di Papa.

Dann ziehen wir zur Galleria di sotto hinunter und folgen ihr, bis hart vor dem Kirchhof die Straße rechts zur Eisenbahnstation führt. Ist Vollmond, und noch Zeit bis zur Abfahrt des Zuges, so empfiehlt es sich, in den Garten der S. 10 genannten Osteria

[1]) S. S. 14.

Digitized by Google

della ferrovia einzutreten, und dort bei gutem Abschiedstrunk sitzen zu bleiben. Fast überkommt uns da der Neid auf jene Glücklichen, die mehrere Wochen in Castel Gandolfo verleben können. Zu diesen gehörte auch Goethe, der hier vom 6. bis zum 24. Oktober 1787 verweilte und den schönen Traum träumte von der „schönen Mailänderin".[1])

Frascati.

I.

(Villa Piccolomini, Villa Aldobrandini, Villa Ruffinella — Tusculum.)

(Vorbemerkung: Der Weg von Rom nach Frascati auf der Via di Frascati ist im ersten Bande S. 136 geschildert. Von der dort beschriebenen Osteria Torre di mezzo braucht man noch $7^1/_2$ bis 8 Kilometer Wegs. Obschon dieser Rest nicht gerade viel Überraschendes bietet, so lohnt er sich doch für Fußgänger oder Wagenfahrer, falls sie Zeit haben. Interessant ist jedenfalls der letzte Anstieg vom Tal zur Stadt durch herrliche Ölhaine und Weingärten, namentlich wegen der schönen Rückblicke auf die Campagna.)

Frascati! Viel gerühmt und doch verhältnismäßig sehr wenig gekannt; denn die meisten Touristen begnügen sich damit, in kurzem Nachmittagsausfluge Tusculum und allenfalls noch die Villa Aldobrandini zu schauen. Und das ist doch nur ein Tropfen auf

---

[1]) Carletta. „Villeggiature Romane."

Digitized by Google

einen heißen Stein. Wer im Spätfrühling, der Maienzeit oder im Oktober in Rom weilt und mit den Stunden nicht zu geizen braucht, der möge getrost, wenn das Wetter ihm hold ist, mehreremal einen oder zwei Tage der schönen Bergstadt widmen, und dann wird er gestehen müssen, noch nicht alle Schönheiten dieses Edens erschöpft zu haben.

Doch halten wir uns zunächst an das Programm, das übliche, das jeder Romreisende „gemacht" haben muß, um auch in etwas nur eine Vorstellung von dem zu erhalten, was Frascati bedeutet. —

Gegen Mittag verläßt der Zug den römischen Bahnhof. Bald sind wir in der Campagna. Links begleiten uns die Bogen der Wasserleitung des Claudius, rechts die Gräber der Via Appia antica, die wie ein auseinandergezogener steinerner Schützenschwarm aussehen. Dort, wo die Aqua Claudia ihre Beine verliert und als Raupe bis zu der Stelle kriecht, wo sie sich in die Erde versteckt, erblicken wir zur Rechten — denn es ist Osterzeit — auf den Wiesen eine malerische Budenstadt, vor der Rennwoche aufgebaut. Mit ihrem festlichen Gepränge kontrastiert die Mühsal der sich auf dem braunen Acker unter der Aufsicht des fattore abquälenden Landarbeiter und Bäuerinnen. Die Betriebsstation Ciampino naht. Um das Eisenbahngeleise schimmert es bläulich; denn es ist von blühendem Rosmarin eingefaßt. Die einsame Station selbst liegt in einer Gartenoase, in der uns die Agaven und die riesigen Eukalyptusbäume auffallen. Die Frascatibahn trennt sich jetzt von der Neapelbahn und bohrt sich links in ein Tuffsteinpflaster ein, dessen Decke nur so strotzt von Schierling, rotem Mohn, gelbem Löwenzahn und üppig wucherndem

Maßliebchen. Bald erblicken wir zur Rechten den Monte Cavo mit seinem blaugrünen Hahnenkamm. Die Bahn klettert nun über braune Weinfelder, die von muntern Bächlein durchzogen werden. In dem Rohrgestänge flimmert es schon grün, und dazwischen leuchten rosig die Mandelbaumblüten. Ein Tunnel bringt uns auf hellen Wiesengrund, auf dem Ölbäume im Silberkleid träumen. Hier und da erblicken wir Ungetüme aus Blech, trichterförmig, es sind Wetterkanonen, mit denen man den Hagel bekämpft. Und nun folgt, wie auf den Wirtshausschildern in Rom vino ed olio, Wein und Öl, Ölhain und Weinberg. Dann fängt Rom plötzlich an, Sprünge zu machen, da die Bahn in vielen Windungen den Anlauf nehmen muß, um die Höhe von 322 m zu erreichen, auf der Frascati thront, und so erblicken wir die Kuppel des Petersdoms einmal links, einmal rechts auf der nun zum braungrünen Schachbrett gewandelten Campagna. Zur Rechten grüßen uns drauf mit feierlichem Ernst die Cypressen des Friedhofs, links mit steifer Grandezza der Steinkoloß der Villa Mondragone, der sich über einem wahren Berge von Terrassen wuchtig aufrichtet. Endlich erscheint uns Frascati und verschwindet wieder, Frascati so, wie es Goethe schilderte: „Die Gegend ist sehr angenehm, der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände. In dieser lustigen Gegend sind Landhäuser recht zur Lust angelegt, und wie die alten Römer schon hier ihre Villen hatten, so haben vor hundert Jahren und mehr reiche und übermütige Römer ihre Landhäuser auf die schönsten Flecke gepflanzt.“

Ein Pfiff, ein Ruck, und der Zug hält. Wer des

Digitized by Google

römischen Dichters Belli Sonette kennt, muß unwillkürlich lächeln, wenn er des Spottgedichtes auf den Papst Gregor XVI. gedenkt, der die Eisenbahn als Teufelserfindung geißelte. So lange er regierte, pfiff keine Lokomotive im Kirchenstaate. Und die erste Eisenbahn, die in ihm erbaut wurde, war just die Bahn nach Frascati, die aber auch erst zehn Jahre nach Gregors XVI. Tode in Betrieb gesetzt wurde. Doch, wenn wir gerecht sein wollen, dürfen wir Gregors Abneigung gegen die Neuzeit nicht zu sehr tadeln, auch nicht, daß er sogar den Diligenzen verbot, zu schnell zu fahren; denn auch unter seinen weltlichen Zeitgenossen gab es Politiker, die gerade so dachten, wie er. So sprach Thiers 1834 in der französischen Kammer gegen die Eisenbahnen, und der französische Staatsrat bezeichnete sogar die ein Jahr später aufgekommenen Omnibusse als antimonarchisch! —

Wir steigen auf festlich heiterer Freitreppe und durch den Korridor des Stationsgebäudes auf einen in Licht gebadeten Platz, wo uns lichte hohe Häuserwände und rechts eine Kaskade von Palmen, Agaven und Steineichen empfangen. Vielfaches Schellengeklingel, Geschrei von Eseln und Eselführern, Anruf von Kutschern und Bergführern umtönt uns. Die festliche Stimmung, in die dieses Entree den zum erstenmal nach Frascati kommenden Besucher erfaßt, läßt sich kaum beschreiben, ergreift doch selbst den alten Frascatikenner jedesmal, wenn er den Bahnhof verläßt, der Glück spendende genius loci stets mit neuer Gewalt.

Leute, die nicht gut zu Fuß sind, nehmen sich am besten für den Aufstieg nach Tusculum einen Esel, da die Wagen nicht bis zur Höhe hinaufkommen

können. Am lohnendsten freilich bleibt immer die Fußwanderung.

Auf der breiten Treppe steigen wir mitten durch den grünen Laubwasserfall auf die Terrasse, über der im Hintergrunde die leuchtende Masse des Palastes der Villa Aldobrandini prunkt. Den Blick von der Terrasse auf das Campagnapanorama schenken wir uns bis zum Abend, wo die tiefer stehende Sonne ihrer Palette kräftigere Farben entnimmt, und ziehen dafür links geradeaus bis zur Piazza, auf der viele Osterien locken. Die Reisebücher, die Freunde und Bekannten in Rom haben uns schon aufmerksam gemacht, daß die besten römischen Weine in den Albanerbergen gedeihen, und namentlich in Frascati, aber auch die Osterien-Pilgerfahrt vertagen wir lieber bis zum Abend, falls wir nicht vor dem Marsche der Stärkung zu bedürfen glauben. Für diesen Fall sei die nahe Osteria del Falcone oder die Cippoletta empfohlen. Aber besser ist besser; denn manchem ergeht es beim süßen Frascatiwein wie den Lotusessern — und aus dem Landschaftsstudium wird nichts.

Auf der Piazza ragt rechts der Dom, ein langer, kalkverputzter Kasten, dem eine schöne altersgraue Fassade vorgeklebt ist. Im Vordergrunde rauscht ein moosbewachsener Brunnen mit drei Nischen, in denen tischförmige Becken ihre Strahlen spritzen. Paul V. (Borghese) errichtete sie.

Betritt man eine schöne landschaftliche Sehenswürdigkeit, so gedenkt man ihrer Gebieter, und das sind für uns Deutsche hier in Frascati Heyse und Voß. Wer also die Wunder unseres weiteren Spazierganges vollauf genießen will, tut gut daran, sich der Frascatanernovellen und Skizzen dieser Meister zu

Digitized by Google

erinnern. Voß drängt sich uns gleich auf, wenn wir rechts vom Dom bis zu der Stelle aufgestiegen sind, wo links die Via di Villa Falconieri abgeht, und ein Holzkreuz mit den Martersymbolen aufragt. Rechts davon schaut man nämlich auf freiem Platze ein antikes Turmgrab, das „Grab des Lucullus", das Richard Voß zum Schauplatz einer seiner schönsten Skizzen gemacht.

Zuerst gehen wir links in die Via di Villa Falconieri bis zum ersten Tore, das zur Villa Piccolomini führt, deren Name uns an Schillers Wallenstein erinnert. Der Geschichtsfreund denkt auch an Aeneas Silvius Piccolomini, den Schriftstellerschäker und späteren Papst Pius II. Das Geschlecht der Piccolomini („der kleinen Männer"), das sich in Rom niederließ und im sechzehnten Jahrhundert in den Besitz des Herzogtums Amalfi kam, ist heute erloschen. Ihre Villa gehört jetzt dem Principe Lancelotti, der eine Tochter seines Nachbarn, des 1902 verstorbenen Don Camillo Aldobrandini heiratete. — Allzulange dürfen wir uns in der herrlichen Gartenpracht nicht aufhalten; denn sie bildet ja nur das Vorwort unserer Wanderung.

Zurück zum Holzkreuz. Nun steigen wir weiter, immer zwischen Mauern. Links treffen wir bald das Haus des Kardinals Baronius (das sogenannte „Casinetto" der Villa Piccolomini), des berühmten Kirchengeschichtsschreibers. Eine Marmortafel verkündet, daß er hier zu arbeiten pflegte. Rechts rauscht und klappert es ganz wie im Schwarzwald. Eine Wassermühle in der Campagna? — Der Müller aber steht in der Tür und ladet uns ein; denn so viel Wasser, wie heute, sieht er nicht immer, und ein solches Rad, wie er be-

sitzt, von fünfzig Fuß Durchmesser, hat auf hundert Stunden Umkreis kein Kollege.

Weiter! Links vergönnt uns bald eine liebenswürdige Toröffnung einen Blick in die Zauberpracht der Villa Piccolomini, in der aus dunklem Laub zu Blumenvasen gewandelte antike Sarkophage grüßen. Rechts bietet ein anderes Gittertor den Blick auf die Terrasse der Villa Aldobrandini. Doch diese wollen wir erst nachher besuchen.

Neues Rauschen stört uns auf. Durch Lorbeer- und Steineichendickicht stürzt rechts ein Wasserfall. Wer an das Schweigen der Campagna gewöhnt ist, steht baß verwundert, von allen Seiten spritzen und sprudeln Wasserbächlein, und darein klingen die Frühlingslieder von Fink und Lerche; denn in den Villenfrieden wagt sich kein grausamer Vogelmord.

Wir kommen bald zu einer zerfallenden braungrünen Treppe, die zur Linken steil zu einem runden vorspringenden Terrassenbau führt, den zwei schmale Wendeltreppen umschließen. Hinauf! Überrascht stehen wir vor einer träumerischen Waldlichtung, in deren Hintergrund eine kleine Kapelle sich schüchtern verkriecht. Ein junger Kapuziner mit schönem hageren Brillengesicht, das ein schwarzes Bärtlein umrahmt, schaut ernst in den sonnigen Waldzauber. Erinnert er sich des Lobgesanges auf die Sonne, den der Stifter seines Ordens Franz von Assisi gedichtet? Ach nein! Vielleicht hat in ihm das Einerlei der Klostereinsamkeit den Sinn für Naturpoesie gar nicht aufkommen lassen. Dann und wann rückt er an der schauernden Kutte, als sei sie ihm zu schwer. Wir bestaunen indessen die zahlreiche Baumversammlung

Digitized by Google

oben zur Rechten, die von einer herkulischen Steineiche beherrscht wird, deren stark auslangende Riesenarme sich auf Stäbe stützen. Ihr huldigend umblüht sie üppig wuchernd das zu ihren Füßen hingeduckte Ginstervolk. Ehrfürchtiglich bietet es ihr auf grünem Kissen das Goldgeschmeide der Blüten.

Ein kurzer steiler Schraubengang bringt uns vor ein helles Tor, aus dem es düster hervorquillt. „Villa Tuscolana“ sagt ein Schild. Zweitausend Jahre umschauern uns; denn eine Villa Tuscolana hatte auch Cicero; nur einige hundert Schritte weiter oben. Ein schwarzer, kühler Laubengang nimmt uns auf. Plötzlich springt eine Dame entsetzt zurück. Und mit Recht; es ist auch gar zu überraschend, daß ein anmutig Büblein als Henker amtet und eine meterlange goldgrüne Natter ob ihrer Giftigkeit zu Tode prügelt.

Nun wird's wieder hell. Rechts gleißt die weiße, einfache Front des Villenpalastes, den Kardinal Ruffini (daher heißt die Villa auch Ruffinella) als Nebenbau der Villa Falconieri errichtete. Das stattliche Haus ist in der Literaturgeschichte berühmt; denn in ihm spielt zum Teil Washington Irvings Novelle „Des Malers Abenteuer“, die an ein Quiproquo anknüpft, das Lucian Bonaparte, der hier wohnte, passierte. Abruzzenräuber wollten ihm einst zeigen, daß die Landschaftspracht ihrer Heimat noch schöner sei, als die von Frascati. In der Eile schleppten sie aber statt seiner einen Maler in ihre Felsenhöhlen. Auch im Jahre 1838 war die Villa literarisch tätig, als Maria Christina, die Königinwitwe von Sardinien, sie bewohnte und in ihr Komödien aufführen ließ, in denen auch Biondi, der Präsident der Akademie

Digitized by Google

der Archäologen, und zwar als buffo auftrat. Die Königin war übrigens selbst Archäologin, ihr verdanken wir viele Ausgrabungen. Doch da fällt mir ein, Villa Ruffinella ist auch in der römischen Volksdichtung verherrlicht. G. G. Belli widmet ihr (Bd. IV, 108) ein schönes Sonett, das ich also frei übersetzen möchte:

„Villa Tuscolana.

Gestern sagte der Marchese,
Der bekanntlich auch die Rechte
Hat studiert — mein Hausherr ist er —,
Daß er jüngst ein Werk geschrieben.
Drin beweist er, daß im kühlen
Eichenschatten Tuscolanas
Marcus stets mit seinem Freunde
Cicero spazieren gehe.

Kann man wohl, ich frag' euch, Freunde,
Eine größ're Dummheit sprechen?
's scheint, des Sommers Siedehitze
Hat ihm stark sein Hirn versengt.
War ich doch mehr als vier Wochen
Mit ihm in der Tuscolana
Stets zusammen, doch ich sah nur
Viele Bauern, dann und wann auch
Einen Britten, sah auch manchmal
Unsern Pfarrer, dem die Köchin
Hold zur Seit' ging, sah auch täglich
Jenen Esel von Schulmeister,
Der Frascatis Söhne prügelt.

Doch den Cicero, doch den Marcus
Habe niemals ich erschaut." —

Digitized by Google

Wir treten nun links zur halbrunden Brüstung. „Ist das schön!“ ruft männiglich aus. Eine schier unglaubliche Farbenfülle prunkt auf der blendend grünen Campagnasteppe, die an vielen Stellen wie mit weißen Rosen bestickt erscheint; denn zu Millionen haben sich die Gänseblümchen zusammengetan, um Ostern zu feiern. Und nun erst das Bergpanorama! Im Norden thront der sich zu einsamer Größe aufreckende Sorakte. Er tut recht daran, sich voll Ekel von der flachen, niedrig gesinnten Ebene abzuwenden, die jahrhundertelang alle Schmach erduldet und ruhig die Züge der Barbaren und Sarazenen, der Goten, Langobarden, Normannen, Deutschen, Franzosen und Spanier über sich gleiten ließ.

Im Süden und Südwesten grüßt das blaue Meer, trutzig anbrausend gegen die vom Kap Circe beherrschten Gestade. Homer und Virgil sprechen zu uns. Das sind die klassischen Stätten, von wo des Odysseus und der Circe Sohn, Telegonus, auszog, um Tusculum zu gründen, das ist die Küste, wo Aeneas landete! Nun leuchtet Rom auf, einer goldenen Stickerei auf grünblauem Plüschteppich vergleichbar. Michelangelos Kuppel aber scheint aus besonders dicken Goldfäden gestickt. Wie nahe die ewige Stadt bei dieser wunderbaren Luft erscheint. — — —

Über Marmortrümmer, zerbrochene Friese und Säulentorsos schreitend, erreichen wir rechts in der Höhe die antike Bergstraße, die gen Tusculum steigt. Schwere, berauschende Düfte umfangen uns, Lorbeer blüht und Jasmin. Das Blumenmeer rings umher ist so weit und tief, daß die Damen vor lautem Entzücken nicht mehr weiter wollen. Besonders haben's ihnen die Alpenveilchen angetan. „Aber kommen

Digitized by Google

Sie doch weiter, bis Tusculum ist's noch eine gute halbe Stunde!" — — —

Nach zwanzig Minuten ladet eine Lichtung, eine Wiesenmatte von seltener Frische, zum Verweilen ein. Und wieder ein Jubelruf ! Rocca di Papa blitzt uns lächelnd an, und über ihm schüttelt der Mons Albanus sein bebuschtes Haupt. Nur ungern reißen wir uns los. Links ziehen wir nun weiter hinauf, an hundertjährigen Pinien und an Lichtungen vorüber, in denen Pferde und Maultiere grasen. Wir nähern uns der Höhe von Tusculum. Wir sehen zunächst die Ruinen des Amphitheaters, dann das antike Theater und klettern darauf bis zu der durch ein Kreuz bezeichneten höchsten Stelle, der antiken Arx. —

(Die nähere Schilderung von Tusculum siehe S. 145.)

Sind wir, auf demselben Wege zurückkehrend, wieder am Seitentor der

Villa Aldobrandini

angekommen (s. S. 64), so läuten wir. Ein Diener oder eine Beschließerin[1]) erscheint, wir geben der Form wegen unsere Visitenkarten (damit wir — eine juristische Vorsicht — als Gäste des Besitzers gelten) ab und treten ein. Zunächst widerstehen wir der Lockung, auf die weite Terrasse vor der Schloßfassade zu gehen, und schreiten durch einen schmalen Gang hinter das Schloß. Im ersten Augenblick ist der Besucher ganz betreten ob der Gartenpracht, die sich

[1]) Die Villen in Frascati sind meistens geschlossen; nur an lokalen Festtagen sind sie dem Publikum geöffnet.

Google

ihm bietet. Von der grünen Höhe stürzt ein Wasserfall. Wir gehen weiter bis zur Mitte des Schlosses, drehen uns um und stehen vor einem seltsam prächtigen Hallenbau, der an bizarrer Schönheit nichts zu wünschen übrig läßt. Eine Rotunde ist's mit zwei Seitenflügeln. Zuerst müssen wir uns sammeln. Und der Worte gedenken wir, die einst der große Bildhauer Adolf Hildebrand über den Charakter der römischen Villen schrieb: „Wollen wir die römische Villa kurz charakterisieren, so müssen wir sie als lyrische Dichtung bezeichnen. Ihre Kunst besteht in der Gestaltung der Situationen. Aus reicher Naturerfahrung gesammelt, mit den knappsten Mitteln gegeben, mit weiser Kunst für die Kontrastwirkung angeordnet, vereinigt sie in gedrängter Fülle alle Stimmungen der Natureindrücke. Es wechseln heilige Haine, sanfte Wiesenabhänge, ernste Pinienhallen, Terrassen mit plätschernden Brunnen, Marmorbildern u. s. w. Kurz, eine geträumte Welt des Naturfriedens, ein Aufgehen in den poetischen Elementen der Natur. Der Typus der römischen Villa entspringt nicht aus dem gärtnerischen oder gar botanischen Interesse, dem es auf die Üppigkeit, Schönheit und Seltenheit der Pflanze als solcher ankommt. Die römische Villa will etwas ganz anderes, sie gibt ein rein künstlerisches Bild der Natur im allgemeinen, wie eine Landschaft von Tizian, voll heiliger Schönheit und dauernder Wahrheit. In diesem Bestreben hat sich eine spezielle Architektur herausgebildet, eine rein dekorative, welche die Fäden der Natur aufnimmt und weiterspinnt, indem sie die gegebenen Naturfaktoren, wie das Terrain, die Vegetation, das Wasser architektonisch formt und gliedert und spielend

in Kunst umwandelt. Natur und künstlerische Kultur werden eins und umfangen den Beschauer mit allen Wonnen der verklärten Natur, ihn befreiend von der Trivialität des wirklichen Daseins. In keiner Stadt der Welt hat sich diese Kunstgattung so weit ausgebildet, wie in Rom. In antiken Zeiten und später zur Zeit der Päpste war es immer das Ziel, eine Stätte zu schaffen, wo die Erde zum Paradiese umgewandelt würde. Es war die Schönheit der Situation, nicht die des Einzelnen, die obenan stand. Freude am Dasein, an den ewigen Schönheiten, sollte überall leuchten."

Diese Worte sind der Villa Aldobrandini auf den Leib geschrieben. Aldobrandini. Dieser Name ist uns kein fremder mehr. Wer im Vatikan war, kennt das antike Gemälde „Die aldobrandinische Hochzeit", wer jemals die Via Nazionale hinaufzog und auf dem Platz Magnapoli stand, hat auch die gelbe Wand im Vordergrunde gesehen, die von Cypressen, den Zierden des Gartens Aldobrandini, überragt ist. Die Geschichte der Aldobrandini ist interessant, zeigt sie uns doch, wie Fürstengeschlechter entstehen. Der Gründer der Familie, Salvestro Aldobrandini, dessen schönes Grabmal in der Kirche Maria Sopra Minerva steht, war ein Florentiner Rechtsgelehrter, der, aus der Heimat verbannt, 1558 nach Rom kam und dort Advokat des Papstes wurde. Seine fünf Söhne machten Karriere, besonders der jüngste, Ippolito, der Papst Clemens VIII. wurde. Ein anderer Sohn wurde Kardinal, ein dritter, Pietro, Rechtsgelehrter, dessen gleichnamiger Sohn, der schon Principe war, da Clemens VIII. gleich nach der Thronbesteigung seine Familie in den Fürstenstand erhoben hatte, wurde als Nepote des Papstes

schon mit zweiundzwanzig Jahren Kardinal — und er erbaute den prunkvollen Hallenbau, vor dem wir stehen. Schon 1681 starb die Familie Aldobrandini aus, und ihr Besitz ging in den des Hauses Borghese über. 1839 nahm der zweite Sohn des Don Francesco Borghese, Don Camillo, wieder den Namen Aldobrandini an. Er starb im Jahre 1902 und ihm folgte sein erster Sohn aus zweiter Ehe, Don Giuseppe Aldobrandini.

Jetzt lesen wir unter der Attika der zweiflügligen Halle die große Inschrift: „Petrus Cardinalis Aldobrandinus. S.(anctae) R.(omanae) E.(cclesiae) Camer.(lengo) Clem.(entis) VIII. Fratris F.(ilius). Redacta in Potestatem Sedis Apost.(olicae) Ferraria, Christianae Rei Publicae Restituta ad levandam opportuno secessu urbanarum curarum molem Villam hanc deducta ab Algidu aqua exstruxit.[1]) Anno Domini 1603." Wir werden durch diese Inschrift an das Jahr 1597 erinnert, in dem der letzte Herzog von Ferrara, Alfons II., starb und sein Land vom Kirchenstaate eingezogen wurde. Bei so gesteigerten Einkünften konnte sich der Neffe des Papstes schon den Luxus leisten, sich eine solche Villa zu bauen.

Doch schauen wir uns jetzt den Hallenbau näher an. Seine Farbe ist ein gelbrotes Braun, das um so heller wirkt, als er von dunklen Steineichen gekrönt ist. Die blauen von Karyatiden, deren geflochtene

---

[1]) „Peter, Kardinal Aldobrandini, der Römischen Kirche Kämmerling, Sohn des Bruders von Papst Clemens VIII., errichtete, nach dem Ferrara der Macht des heiligen Stuhles unterworfen und dem Christlichen Staate zurückgegeben war, diese Villa, zu der er vom Mons Algidus (s. S. 106) die Wässer abgeleitet hatte, um sich in günstiger Zurückgezogenheit die Last der städtischen Sorgen zu erleichtern."

Digitized by Google

Beinschlangen auffallen, flankierten Nischen heben sich scharf ab. In ihnen prunken seltsam barocke Heilige, so in einer Kalksteingrotte ein schalmeiblasender Nix, dem im Flügel gegenüber ein Centaur als Pendant dient. In den inneren Nischen befinden sich Götter-, in den Zwickeln Kaiserbilder. In der Mitte der Rotunde, die den Abschluß der Kaskadentreppe bildet, steht Atlas mit der von Dutzenden von hohlen Stacheln starrenden Weltkugel. Vor ihm grünt ein efeuumsponnener Springbrunnen. Das Ganze wirkt festlich heiter. Freilich waren die Meister, die solche Pracht schufen, auch Giacomo della Porta und Domenico Fontana. Der erstere, der die Fassade von Gesu baute und die Peterskuppel mit Domenico Fontana vollenden half, errichtete den Palast und die Halle, während der andere, der als Erbauer der Vatikanischen Bibliothek und der Presepio-Kapelle in S. Maria Maggiore bekannt ist, die Wasserkünste schuf.

Schade, daß die Villa jetzt im Frühling noch unbewohnt ist, so fehlt die Staffage. Wie schön muß es gewesen sein, als Herren im spanischen Mantel, Damen mit Federhut und seidener Schleppe, gefolgt von zierlichen Pagen, violette Abbati und rote Kardinäle, dazwischen Offiziere mit Allongeperücken und schreiend bunten Uniformen hier herumspazierten; denn in dieser Lichtfülle, in diesem Farbenspuk der Natur, kann ja keine Staffage grell genug, bunt genug sein. Aber tempi passati. Der römische Adel ist nicht mehr, was er früher war, als ihm seine päpstlichen Verwandten noch die Taschen füllten! Statt der Kavaliere des 17., statt der bezopften „preziosi“ und der Rokokodamen des 18. Jahrhunderts, schleichen jetzt im Sommer, Gebete murmelnd, schwarze Talar-

Digitized by Google

träger einher; denn wie die meisten Villen Frascatis ist auch das Gebiet der Villa Aldobrandini zum Teil an ein Priester-Erziehungsheim, an ein Collegio in Rom vermietet.

Wenn man Glück hat, findet man auch den Palazzo der Villa offen und kann dann voller Bewunderung sehen, wie die römischen Großen von ehedem es verstanden, ihr Heim auszuschmücken. Wir finden nämlich Decken und Wände der einzelnen Gemächer von Malern wie Cavalier d'Arpino ausgeschmückt, und sehen Bilder von Domenicchino (Adam und Eva — Judith und Holofernes) und eine Dido von Moretto. Außerdem schauen wir auch im chinesischen Saale eine Reliquie, den Sessel des großen Borghese, Papst Pauls V.

Darauf gehen wir zur Vorderseite des Palazzo zurück, zu der eine Riesenrampe hinaufführt, welche im Mittelbau eine große Halle bildet. Auf grünem Rasenteppich schreiten wir zur Mitte der Terrasse und schauen, lichtumflossen, auf den riesigen Steineichentunnel, der sich von hier zum stets verschlossenen Hauptportal zieht — und darüber hinaus über das in Gartenpracht schwelgende Bahnhofstal, und links auf der Höhe über das große Modehotel hinweg in die weite Campagna bis zum lichten Meeressaum.

Noch aber ist die Zeit zum schönsten Ausblick nicht gekommen. Wir kehren daher zur Tusculumstraße und zur Stadt zurück. Jetzt haben wir Zeit, uns Frascataner Weinstudien zu widmen. Raffinierte Italienkenner pflegen sich bei diesem Studium von Einheimischen leiten zu lassen, da die Güte des Weins oft mit den Osterien und mit den Jahreszeiten wechselt. Man frage daher den ersten besten Bürger, der das

Digitized by Google

Aussehen eines Sachverständigen hat, wo er seine „foglietta“ augenblicklich zu trinken pflege.

Eine gute halbe Stunde vor Einbruch der Dämmerung aber heißt es aufbrechen und den Sonnenuntergang von der Terrasse des Giardino Pubblico aus zu bewundern, wenn man's nicht vorzieht, nach der „Villetta“ zu pilgern, deren Balkone auch nach Westen gehen.

Frascati.

II.

(Villa Borghese—Villa Mondragone—Monte Porzio—Camaldoli—Tusculum.)

Unter den vielen Tagesausflügen, die der Verfasser im Laufe der Jahre in Frascatis Umgebung machte, ist einer der schönsten, der im Folgenden beschrieben wird. Kein Reisender wird's bereuen, falls er ihn gleichfalls unternimmt. Wer sich einen Vorgenuß schaffen will, bereite sich durch die Lektüre des Voßschen Romans „Villa Falconieri“ vor, denn schöner, als in diesem, ist Tusculums Herrlichkeit nie geschildert worden.

Die Wanderung beginnt am Dome. In der Axe seiner Fassade schreiten wir geradeaus, bis gegen das Ende der Stadt rechts die Querstraße Via Villa Borghese kommt. Ihr folgen wir bis zu einem freien Platze, wo zur Rechten ein schönes gelbes Tor mit der Aufschrift prunkt: „Aditus Villae Ruffinellae Tusculanae“. Es ist das untere Hauptportal der im vorigen Kapitel (S. 65) geschilderten Villa Tuscolana Links ist ein Gittertor, das zur Villa Borghese führt.

Digitized by Google

Der Pförtner bedeutet uns, daß diese Villa jetzt Privateigentum der Jesuiten und deshalb nicht zugänglich sei, aber auf unsere Erklärung, daß wir zur Villa Mondragone wollen, gestattet er den Gang durch den Park.

Wir sind erst im April, doch weht schon laue Brise, die uns den Schatten, den links und rechts Lorbeerbäume und Steineichen spenden, schon als willkommenen Tröster begrüßen läßt. Wir staunen über die breite, gutgepflegte Straße, ab und zu auch über die Größe und Weitläufigkeit des Parks und über die schimmernde Campagna und Rom, die beide oft durch Lichtungen kokett zu uns herüberblinzeln. Auch die Luft, die schmiegende, weiche, erfreut uns, und wir begreifen, daß G. G. Belli von „cqueli belli crimi imbarzimati“, „den schönen, balsamischen Klimaten von Frascati“ schwärmt.

Langsam steigt die Straße hinan. Vogelkonzert schmeichelt unsern Ohren. Bächlein rauschen ringsum. Bald umfängt uns die Dämmerung eines myrthengesäumten Ölhains, dessen Wiesengrund von weißen, violetten und roten Anemonen besät ist. Rechts sehen wir das „Casino“ (den Palast) der Villa Borghese, einen gelben Bau, dessen Mitte zwei spitzgieblig bedachte Türme zieren. Hell leuchten seine grünen Läden. Viele Eidechsen huschen erschreckt über den Weg. Bald erblicken wir zur Linken den Monte Gennaro, zur Rechten einen Pinienhain mit auffallend schönen Bäumen. Einsam ist's um uns her. Dann drängt sich uns links die graue Masse des

Palazzo Mondragone

auf, zu dem wir langsam, immer im Bogen steigend,

herankommen. Angelangt, gehen wir an den Flanken des Riesenbaues vorbei. Dreihundertundsiebzig Fenster zählt er. Drum ist er auch sprichwörtlich geworden, sagt doch G. G. Belli (II, 316):

„S'io fussi ricco e avesse case quante
Finestre aveva er duca Mondragone."[1])

Wir sehen viele Pfauen, dann Küchendiener, Hausknechte, Arbeiter, die aus den zahlreichen Türen des Erdgeschosses hervortauchen und sich vielgeschäftig gebärden. Der Palazzo ist ja jetzt zu einem berühmten Erziehungsheim der Jesuiten gewandelt, das Hunderte von Zöglingen aus vornehmen, darunter auch liberalen Familien enthält. Schade, daß unser Besuch drum stören würde, und uns so die Besichtigung des Palazzo verwehrt wird.

Bald kommen wir zur Terrasse, der riesigen, gegen welche die der Villa d'Este,[2]) die dem Touristen schon ein Weltwunder scheint, bescheiden zusammenschrumpft. Wir halten staunend den Atem an; denn eine solche beherrschende Aussicht, die eigens für „Herrenmenschen" gemacht zu sein scheint, die die Welt und ihre Bewohner von oben herab anzuschauen gewohnt sind, ist uns im Leben wohl selten vorgekommen.

Drunten läutet es zum Angelus. Die Kirche macht früh Mittag. Wie feierlich der Glockenklang in dieser stillen Höhe wirkt. Nun suchen wir, die Umgebung musternd, uns zurechtzufinden. Gedemütigt blicken wir zu der Fassade des hohen Palastes

---

[1]) „Wenn ich reich wäre, und so viel Häuser hätte, als der Herzog von Mondragone Fenster besaß."

[2]) S. S. 297.

Digitized by Google

auf, den ein Kardinal aus der römischen Familie Altemps am Ende des 16. Jahrhunderts unter Gregor XVI. baute. Dann entdecken wir vier Riesensäulen auf der Terrasse, die wie die Arme eines Stutzers mit Armbändern geschmückt sind. Eine trägt ihr Kreuz recht verwegen schief, was dem Kreuze nicht gerade zur Erhöhung seines Prestiges dient. Darauf sehen wir einen aus mehreren, sich nach oben verjüngenden Schalen aufgebauten Springbrunnen, der von Greifen getragen wird.

Nun zieht das Tal unsern Blick auf sich. Vor uns bemerken wir ein Meer von Lorbeerkronen, die, weil sie in Blüte sind, wie mit Goldstaub gepudert erscheinen. An des Berges Lehne drängt sich ein langgestrecktes Gebäude auf, das in der Laubflut, die es umgibt, fast versinkt: die Villa Falconieri, die jetzt den Trappisten von Tre Fontane[1]) gehört, früher aber fünfundzwanzig Jahre lang Richard Voß als Wohnung diente. Über ihr gleißt die Villa Ruffinella. Und nun entdecken wir im Westen eine Cypressenallee unter uns, welche Villa Mondragone mit Villa Taverna verbindet — und dann schweift unser trunkener Blick auf die Campagna. Die einsame Größe des Sorakte imponiert uns, rechts von ihm dräut der höhere Monte Gennaro, der heute noch feiner ziseliert, noch polierter, noch silberblauer aussieht, denn sonst. Stolz versehen seine beiden Ehrenposten, die steilen Zwillingsbrüder Montecelli und Sant' Angelo den Wachdienst. Auch das weißglühende Tivoli blinzelt grüßend herüber. Wir schreiten die Front des Palazzos entlang. Da lockt

---

[1]) S. Bd. I S. 181.

Digitized by Google

uns die liebliche Lage von Monte Porzio, das als Krone seinen Dom trägt. Malerisch thront die Felsstadt und schutzverheißend blickt sie nieder auf das auf Weinbergen ruhende Frascati.

Um den Palazzo herum! Durch das obere Tor verlassen wir die Villa. Ein Feldweg, der fast eine Schlucht ist, nimmt uns auf. Plötzlich haben wir die Empfindung, wir seien in der deutschen Heimat und spürten des Frühlings linden Hauch zum ersten Male wieder. Bienen summen um uns, gelbe, rote, blaue Schmetterlinge umgaukeln, unsere deutschen Wiesenblumen grüßen uns. Auch Veilchen finden wir, die sogar noch duften, dem Sprichwort zum Trotz: „Nunziata passata, odore passato“ (Ist Verkündigung [25. März], ist's auch mit dem Veilchenduft vorbei). Brombeeren überschütten des Weges steilen Rand mit ihrem Grün. Doch bald merken wir wieder, daß wir in Italien sind, die Cyklamen (Alpenveilchen) mehren sich, und silbergraue Olivenbaumzweige bedecken den Weg; denn es ist die Zeit, wo die Ölbäume geschnitten werden.

Wer Eile hat, darf diesen Weg nicht mit Damen machen. Diese überkommt nämlich die Sammelwut, da der Blumenflor zu unwiderstehlich lockt.

Nach zwanzig Minuten sind wir im Sattel angekommen, der die Höhe von Mondragone vom Hügel von Monte Porzio scheidet. Unser Weg mündet in die Chaussee. Man merkt, daß es Werktag ist, und folglich kein Sonntagsjäger droht; denn fast spöttisch klingt das Jubellied von Lerche und Amsel. Eine kurze Rast zur Umschau. Wir blicken dem Palazzo Mondragone in den Rücken, seine Terrassensäulen scheinen kleine Minarets.

Digitized by Google

Während wir weiter gehen, schiebt sich von rechts ein großes gelbrotes Gebäude heran, es ist ein staatliches Knabeninstitut. Rechts darüber lugt aus seinem Laubversteck ein Stück des Klosters Camaldoli hervor, links auf der Höhe aber dreht uns der Dom von Monte Porzio den Rücken zu, der statt eines Halbrunds eine glatt abgeschnittene Wand zeigt, an der unten eine vierschrötige „Tournüre“ klebt. So sieht des Doms Hinterseite wie zwei aneinandergepreßte viereckige Türme aus. Rechts oben meldet sich auch die graue Bergstadt Monte Compatri[1]) mit dem gleichsam als Feldwache detachierten Kloster S. Silvestro. Und weiter wechselt die Aussicht, wenn wir links, um die Steigung abzukürzen, an dem Marterkreuz hinaufgehen. Da, wo wir die Landstraße wieder erreichen, zieht eine Schluchtengasse nach Norden und geradewegs auf das auf breitem und isoliertem Hügel lastende Colonna[2]) zu, hinter dem die blaue Wand der Sabinerberge aufragt. Unterdessen ist es Mittag geworden, doch der kühle Bergwind, der spielend um den Hügel kreist, mildert die Hitze.

Wir steigen nach

Monte Porzio

hinauf, das sich rühmt, die Vaterstadt des älteren M. Porcius Cato zu sein, obschon dieser nach anderer Überlieferung in Tusculum geboren wurde. Dieser konsequente alte „Nörgeler“, der die römischen Senatoren durch sein „Ceterum censeo“, jenen steten Tropfen, der endlich doch den Stein höhlte, zur Verzweiflung brachte, — dieser Gewissensstachler, was würde er wohl sagen, wenn er heute das nach ihm

---

[1]) S. S. 104. [2]) S. S. 99.

Digitized by Google

genannte Städtchen schauen könnte, das sich, von hier gesehen, ziemlich ärmlich ausnimmt? Er würde auch wohl nicht erbaut sein, vernähme er jetzt, was die beiden schlampigen Klatschbasen einander sagen, die mit uns zugleich den Berg hinaufsteigen: „Nein, ich lasse mich nicht lumpen," stößt die eine, der die Armut aus dem Gesicht grinst, hervor, „meine Ersilia muß hundert Strümpfe zur Mitgift haben, und wenn wir verhungern." „Bravo," versetzt die andere, Sora Nina geheißen, „was einmal so Brauch ist, das muß man festhalten."

Nun kommt uns eine Schar junger Mädchen entgegen, die uns zeigen, daß „gesunde Höhenlage" in Italien oft auch unbequem ist; denn sie müssen die Wäsche zur Talsohle tragen, da im Städtchen das Wasser fehlt. Uns hingegen ist die hohe Lage des Ortes sehr erfreulich; denn die halbmondförmige Terrasse vor dem Tor, welche die Bürger aus Schönheitssinn und den Nachbarn von Frascati zum Trotz in einen „giardino pubblico" gewandelt haben, in dem sogar ein gutgepflegter Löwenbrunnen mit Nymphen steht, bietet eine Aussicht, die sich sehen lassen kann. Sie wirkt um so packender, als sie unerwartet kommt. Zuerst fesselt uns Colonna, das sich so übermütig selbstbewußt auf seinem runden Hügel räkelt, als sei es überzeugt, es sei der beherrschende Mittelpunkt des ganzen Gebiets. Hinter ihm wird Gallicano sichtbar, das sich einwühlt in den blauen Schleppensaum der Sabinerfelsen. Einer goldroten Rüsche aber gleicht es, von hier aus gesehen. Rechts davon hat sich Palestrina auf einer schroffen Kante des Eckfelsens der Sabinerwand niedergelassen, als raste es, ehe es weiter klettern muß

Digitized by Google

zu den Schneegipfeln im Hintergrunde. Nun erblicken wir auch wieder Tivoli und links von ihm den Sorakte und die Konturen des etrurischen Hügellandes. In der grünen Ebene unter uns lagert eine Dunst- und Nebelschicht auf der Niederung nahe dem Casale di Pantano an der Via Labicana.[1]) Hier lag der See Regillus, an welchem sich in blutiger Schlacht das Schicksal des letzten römischen Königs entschied. Links von ihm gähnt eine runde braune Mulde, die einem ausgebrannten Krater gleicht; der ausgetrocknete See von Gabii[2]) ist's, der überragt wird von dem auf den Trümmern der alten Stadt aufgebauten schlanken Turm des Gehöfts Castiglione.

Nun schreiten wir zur Stadt, die noch trutzige alte Mauern zeigt. Über dem Tor spreizt sich das Rathaus. Geradeaus kommen wir zur Piazza Porzio Catone, die ein Garibaldidenkmal zeigt, das in seinem Stil an die Kriegerdenkmäler in deutschen Kleinstädten erinnert. Ein überaus theatralisch-heroischer Garibaldiner reckt sich stolz, aber stark verwittert, neben einer eroberten Kanone. Da der Dom Siesta hält und sich deshalb eingeschlossen hat, so ziehen wir in die Osteria Giovinella, deren Hauptraum sogar — ein unerhörter Fall! — tapeziert ist. Nicht genug damit, zeigt er auch gepolsterte Bänke und in der triumphbogenähnlichen Öffnung, die das Buffet und die Küche vom Gastzimmer scheidet, auch rote, freilich stark verstaubte Fransenvorhänge.

Es herrscht oft große Geschäftigkeit hier, bei der man aber vom Einzelfall nicht auf die Regel schließen darf; so war ich beinahe eines Tages versucht, die

[1]) S. S. 90. [2]) S. S. 266.

Digitized by Google

städtische Polizei als ein Korps reicher Leute anzusehen, die ihre Zinsen in Wein anzulegen pflegten, als zwei bunt uniformierte Galapolizisten Dutzende von Litern hinwegtrugen und diese Ausfuhr mehreremal wiederholten. Aber bald erklärte man mir, daß es sich um ein Festessen des Gemeinderats handle, der soeben mit einer Baufirma den Kontrakt für eine neue Fahrstraße abgeschlossen habe.

Beim Aufbruch nahmen wir uns einen jungen Burschen als Führer; denn die Sorge, den rechten Weg zu finden, hindert gar zu leicht den Naturgenuß, und der Feldwege, die sich im Gebiet von Camaldoli kreuzen, sind gar viele. Wir steigen zur Landstraße hinunter, überschreiten sie und klettern geradeaus den Hügel hinauf, wo Holunderstauden und Apfel- und Pflaumenbäume im weißen Blütenkleide prunken, während links in der Höhe eine Schar Kastanien, die noch nichts anzuziehen hat, zornig brummt, weil der Schneider Frühling die Kunden im Tal früher bediente. Ihr Zorn ist berechtigt; denn ihr braunes Winterkleid sieht schäbig aus, verglichen mit der Garderobe der anderen Söhne Floras. Der Aufstieg erfolgt im Zickzack, so daß Monte Porzio öfters seinen Platz wechselt. Bald sind wir auch wieder im Rücken von Mondragone und schauen Rom.

Ein Hohlweg nimmt uns nun auf, der an Weinbergen vorüberführt, in denen lustig gearbeitet wird. An seinen Wänden blühen Erdbeeren, ragen hohe Akazienbäume, kriechen Brombeerranken. Bienen, Hummeln, Eidechsen sorgen für Unterhaltung, bis wir in einer Macchiawildnis eines Talkessels, aus dem kein Entrinnen möglich, vor den türlosen Mauern des Klosters

Digitized by Google

Camaldoli,

stehen, das Paul V. (Borghese) im Jahre 1611 gegründet. Nach einiger Zeit kommen wir zu dem breiten Fahrweg, der zwischen weißen Mauern schnurgerade zur schimmernden Torhalle des Klosters führt. Wir läuten, ein Bruder Pförtner erscheint und bedeutet, gutmütig lächelnd, daß Damen der Eintritt verboten ist. Unsere Begleiterinnen können also auf den Steinbänken des Atriums über ihre Gefährlichkeit nachgrübeln. Übrigens ist unser Pförtner ein netter Mensch, dem die weiße Kapuzenkutte prächtig steht. Sein Kopf ist so kahl, wie das Haupt des Gran Sasso, ebenso seine Oberlippe, dafür aber entsprießt Wangen und Kinn ein schwarzer Barturwald. Als Waffe trägt er am Ledergurt den Rosenkranz. Gewandt schreitet er auf den ungefügen, klappernden Holzschuhen. Auch zutraulich ist er; er macht von der Dispens, die ihm als Pförtner das Sprechen erlaubt, ausgiebigen Gebrauch und erzählt u. a., daß nur noch neun Patres und neun Laienbrüder das auf die sechsfache Anzahl eingerichtete Kloster bewohnen. Man mag noch so sehr für Weltabgeschiedenheit und poetischen Einsamkeitsfrieden schwärmen, auch die schöne Lage Camaldolis bewundern, wird aber doch wenig entzückt sein von der geradezu rauhen Art des klausnerhaften Lebens, das die Camalduenser hier führen.

Ihre Kirche ist sehr sauber. Jeder Mönch hat seinen eigenen, freistehenden Betstuhl; denn nach der Regel des Klosters dürfen dessen Insassen keine Gemeinschaft miteinander pflegen. Drum wohnen sie auch, ein jeder für sich, in einer Siedelei, die im Garten liegt und aus einem Vierzimmerhaus mit anstoßendem Gartenhof besteht. Kahle, kalkverputzte

Digitized by Google

Häuschen sind's, ein schmaler, ziegelsteingepflasterter Gang teilt sie in zwei Teile. Links ist eine kleine, ärmliche Kapelle, dann folgt ein Kellerraum für das Brennholz, während rechts das Schlafgemach und die Studierzelle liegen. Letztere zeigt keine Möbel, nur einige Querbretter in einer Nische, auf der einige verstaubte Bücher trauern. Das Bett ist kistenförmig und ärmlich, ein Schemel bildet außer ihm das Mobiliar des Schlafgemachs.

Die einzige Abwechselung im täglichen Leben der Mönche und Brüder bietet das viermalige „Antreten“ zum Gebet. „Schön ist's manchmal nicht,“ meint der lächelnde Pförtner, „wenn man nachts um halb eins im Winter heraus muß; denn oft ist's halt grausamlich kalt.“ Im weiteren Gespräch klagt er auch ob des verlorenen Glanzes von ehedem, früher, vor 1870, sei das Kloster noch reich gewesen, jetzt lebe es nur von einigen Messen, und das sei wenig genug.

Vor dem Kloster können wir den Pfadpfinder aus Monte Porzio verabschieden; denn das berühmte Holzkreuz der Arx von Tusculum ragt gebietend über dem Walde auf, also die Richtung weisend auf das nicht mehr zu verfehlende Ziel. Schön ist's in dem Waldfrieden, der uns bald aufnimmt, schöner als in dem Kloster der stummen, in Einsamkeit begrabenen Mönche, auch fühlt man hier größere Andacht, als in deren dumpfem Heim. Diese Andacht wandelt sich jedoch fast in ekstatischen Wonneschauer, wenn man die freie, gebietende Kuppe von

Tusculum

erreicht. Selbst blasiert skeptische Leute können sich

Digitized by Google

dem Zauber des Ortes kaum entziehen. Man braucht nicht gerade mit d'Annunzio zu glauben, daß aus dem Boden einer alten Stadt der Geist ihrer Geschichte, der Fluch der in ihr begangenen Verbrechen, die Klage ob ihres Unterganges gewissermaßen körperlich, wie die Miasmen einem Sumpfe, entstiegen und die sie besuchenden Menschenkinder betöre, man braucht auch kein Historiker zu sein, dem das Alte im Geiste gegenwärtig ist. Aber eines ist sicher. An Stätten, wie dem Jupiterberg von Terracina,[1]) dem Monte Cavo, der Arx von Tusculum, von wo man eine Landschaft sieht, die viertausend Jahre Geschichte lehrt, da werden die alten Schulerinnerungen wieder lebendig, da tauchen die Gestalten der alten Fabelwelt wieder auf, welche die Phantasie unserer Jugend bezauberten. Da möchte man sich tagelang im Angesicht dieser heroischen Landschaft, umgeben von Prellers homerischen Landschaftsbildern, in den Genuß Homers und Virgils vertiefen. Hier sind wir an der Stelle, die des Odysseus und der Circe Sohn, Telegonus, zuerst besiedelte, links unter uns ragt die Stätte der Mutterstadt Roms, Albalonga. Ja selbst bis zu den Zeiten des Herkules steigt die Geschichte dieser Landschaft zurück; denn in der Nähe der Siebenhügelstadt besiegte er den gewaltigen Riesen Cacus, der ihm die Rinder des Geryon gestohlen hatte. Als Stadt spielte Tusculum schon eine Rolle zur Zeit der Könige; denn hier herrschte der Schwiegersohn des Tarquinius Superbus, Octavius Mamilius, der 496 den Versuch machte, den ersteren mit Gewalt nach Rom zurückzubringen, und diesen Versuch mit der Niederlage am See Regillus büßte.

---

[1]) S. S. 210.

Digitized by Google

Lange widerstand die Stadt den Römern, bis 338, wo sie unterworfen wurde, nachdem sie sich noch an dem Latinerkriege 340—338 beteiligt hatte. Im letzten Jahrhundert vor Christus und in der Kaiserzeit war Tusculum ebenso wie Tivoli und Albano ein Lieblingsaufenthalt der römischen Großen. Damals erblickte man von dieser Höhe aus die Prachtvilla des Lucullus, die er mit den Reichtümern Asiens erbaut und mit dem von ihm zum erstenmal nach Europa verpflanzten Kirschbaum geschmückt hatte, von hier erblickte man auch die Sommersitze des Cicero, des Hortensius, des Pompejus, des Tiberius, im ganzen aber mehr als fünfzig der größten Luxusbauten, mit denen später unterhalb Tivolis der Wunderbau der Villa Hadrians wetteiferte.

Sechs, sieben Jahrhunderte später ist Tusculum wie verwandelt. Statt Höhenkurort ist es Festung, ist es das „Veji des Mittelalters“. Wie Veji in den ersten Zeiten des Königtums Rom fortwährend in Schach hielt, so beherrschten von ihrem Horste aus die Adler des tusculanischen Grafengeschlechtes die Tauben und Hühner des geistlichen Hühnerhofs, zu dem Rom geworden. Diese Grafen, die von Eustachius, dem italienischen Vetter unseres S. Hubertus, abzustammen behaupteten, dem zu den Zeiten Trajans, dessen Feldherr er war, beim Monte Vulturello, zwanzig Meilen von Rom, ein Hirsch erschien, der ein Kreuz zwischen den Hörnern trug, oktroyierten der Kirche nicht weniger als sieben Päpste auf. Kein Wunder deshalb, daß die damaligen „Römer von Rom“ die Tusculaner haßten, namentlich, als deren Veste im 12. Jahrhundert Stützpunkt der kaiserlichen Partei geworden war. 1167 versuchten die Römer daher, sich

des trutzigen Ortes zu bemächtigen; sie belagerten Rainald von Köln, den Kanzler Friedrich Barbarossas, machten aber die Rechnung ohne den streitbaren Bischof Christian von Mainz, der von Ankona zum Ersatz herbeieilte und dank der Tapferkeit der kölnischen Ritter mit zweitausend Mann die vierzigtausend Mann starken Römer bei Monte Porzio schlug. Ostermontag war's. Aber schon im August darauf starb der gerettete Rainald an der Malaria. Was die Römer nicht durch eigene Tapferkeit, erreichten sie durch die Untreue und Undankbarkeit des Sohnes von Friedrich I., Heinrich VI. Als dieser in Rom erschien, weigerte sich Papst Cölestin III., ihn zum Kaiser zu krönen, ja, er verzögerte absichtlich seine eigene Weihe, um seinen Entschluß durch triftigen Vorwand zu decken. Da versprachen die Römer, den Papst mit Gewalt dem deutschen König gefügig zu machen, verlangten aber zum Dank die Freigabe Tusculums. Heinrich gab nach, zog die kaiserliche Besatzung aus der wehrlosen Stadt, die nun am 17. April 1191 von dem elenden feigen Römerpack aufs grausamste zerstört wurde. Die wenigen Einwohner, die dem Blutbade entrannen, flüchteten sich in die Gegend des heutigen Frascati, wo sie zuerst in Laubhütten wohnten. Von den Zweigen des Buschwerks (fraschi) erhielt die heutige Stadt ihren Namen. So verschuldete die viel gerühmte „deutsche Treue“ Tusculums Untergang.

Bei einem Rundgang auf dem Auf und Ab der Kuppe staunen wir ob der Pracht des Hinterlandes von Tusculum, Matten von alpinem Charakter ziehen sich jenseits des Molaratals bis zu den Höhen von Rocca Priora und des Monte Ceraso und rechts über das „Lager des Hannibal“ bis zum Monte Cavo, jen-

Google

seits dessen die langgestreckten, in bläulichem Duft verschwimmenden pontinischen Sümpfe unter dem Geprassel der Sonnenpfeile seufzen, und weiter bis zu dem an der Küste von glitzernden Wellen gewebten Lichtstreifen. Auch Anzios Dom schauen wir. Dann schweift unser Blick von der Gegend bei Viterbo im Norden bis nach Tivoli im Osten. Drauf erscheinen zu unsern Füßen Camaldoli, Monte Porzio, und im Südosten Marino und Grottaferrata.

Nun schreiten wir zur antiken Stadt, um die Trümmer kennen zu lernen, welche der Römer Wut im Jahre 1191 noch verschont hat. Zuerst sehen wir das kleine Theater,[1]) bei dem manchem Neuling die Erinnerung an die Tage kommen dürfte, da er pochenden Herzens „Die Kraniche des Ibycus“ in der Schule deklamierte. Mehr Eindruck macht uns aber gleich darauf das von R. Voß so ergreifend geschilderte Haus, dessen Außenwände als Skulpturenmuseum dienen. Wie schimmert unter all den enthaupteten Gewandstatuen der gleichfalls kopflose nackte Jungfrauenleib! „In der Wand befinden sich mehr antike Statuen, Ornamente und Marmortrümmer, als Steine. Einige Figuren sind nur zum Teil eingemauert und machen den Eindruck, als schritten sie gespenstisch aus dem Gestein. Eine wie im Todeskampf geballte Riesenhand greift heraus. Aber da ist vor allem ein furchtbares Antlitz, das blasse Antlitz einer jungen, lieblichen Frau. Nur das Haupt drängt sich qualvoll aus dem Mauerwerk. Grausen, Entsetzen und Todes-

[1]) In schönstem Glanze zeigt sich das Theater, wie überhaupt ganz Tusculum am Osterdienstage, wenn zur Feier des Geburtstags von Tusculum die Einwohnerschaft von Frascati mit Bannern und Musik hier hinaufzieht, und die Schuljugend im Theater Festhymnen singt.

Digitized by Google

angst haben die Augen weit aufgerissen, die Lippen geöffnet. Sie strebt hinaus und ist doch eingemauert.“ (Voß, „Villa Falconieri“.)

Froh aufatmend schauen wir jetzt den erquickenden Blumenflor ringsum, der zwar noch nicht seine volle Glut erreicht hat, die uns im Mai und Anfang Juni fast die Augen versengt, da dann der „tuscolanische Ginsterzauber“ spukt und flammt, — aber doch schon herzerfreuend die ewige Heiterkeit des jungen Frühlings zeigt. Langsam steigen wir bis zur nächsten Terrasse hinab, wo der Weg, sich eben dahinziehend, ausruht, und staunen über die kolossalen Stämme der Pinien, die hier stolz auf ihr Alter prangen. An einem antiken Altar vorüber kommen wir auf eine entzückende Lichtung, die einen berauschend schönen Blick auf den Talkessel zwischen Albano und Monte Cavo, auf das Molaratal[1]) und Castel Gandolfo zeigt. Durch mehrere Gatter ziehen wir den S. 67 geschilderten Weg hinunter und tauchen in eine Lauballee ein, wo Lorbeer und Stechpalmen winken, werden aber oft durch das hinterlistige antike Pflaster in unserer Bewunderung gestört.

In der Villa Ruffinella gehen wir zur Brüstung, auf der uns Homers und Virgils Landschaft näher gerückt ist, und deren Farben daher auch kräftiger leuchten, ebenso das Meer, das flüssigem Golde gleicht.

Unten geht am Marterkreuz die Via della Villa Falconieri ab. Versuchen wir, ob es uns gelingt, Einlaß in diese zu finden. Freilich werden wir nur das Tor zu sehen bekommen, das Aristide Sartorio so schön gemalt; denn die Trappisten und Nonnen,

---

[1]) S. S. 103, 110.

Digitized by Google

die sich jetzt in den Besitz der Villa teilen, wollen von Besuchern nicht gerne etwas wissen. So müssen wir uns auf bessere Zeiten trösten und einstweilen mit den Schilderungen der Villapracht und ihres träumenden Sees, ihrer Cypressenschwermut vorlieb nehmen, wie sie Voß in Worten, und Max Roeder in Farben gegeben.

Von Rom nach Colonna.

(Auf der Via Labicana.)

Die Wanderung beginnt an Porta Maggiore. Zuerst passieren wir die im ersten Bande in Kapitel „Rund um Rom“ erwähnte Kette von Osterien; dann biegt sich die Via Labicana links, setzt über die Eisenbahn und bietet uns auf der Brücke einen köstlichen Blick auf die Sabinerberge. Drauf geht es, rechts an der Eisenbahn vorbei, abwärts. Plötzlich erscheinen die die Bahn begleitenden Bogen der neuen Wasserleitung durch ein Tor[1]) unterbrochen, das im schönsten Rahmen ein von Mutter Natur komponiertes Landschaftsbild zeigt — Pinien, die ein gelbes Landhaus umdüstern und es wie ein baldachinartiges Zelt bedecken. Nachdem wir links eine schöne Villa begrüßt haben, mehren sich zur Rechten die schönen Durchblicke durch die Wasserleitungsbogen auf die Via Appia nuova. Dann kommt links die Antica Osteria del Pino, die wirklich nicht nur eine, sondern gar drei große Pinien zur Schau stellt.[2]) Gegenüber prunkt das große botanische Etablissement

[1]) S. Bd. I S. 123. [2]) S. Bd. I S. 138.

Digitized by Google

des Professors E. Broglio, dessen malerisches efeuumsponnenes Tor von einer Riesenpinie bewacht wird. Weiter, ebenfalls rechts, bietet sich am Hause Nr. 26 (Inschrift: Proprietà F^lli Belardi) neben der Torruine ein schöner Blick ins Freie, dessen Mittelfeld der Monte Cavo und Rocca di Papa beherrschen, rechts begleitet von den efeubedeckten Trümmern der alten Claudischen Wasserleitung, links von einer modernen Zinnenburg mit Zinnenturm, und in der Höhe links von Monte Compatri und seinem Kloster San Silvestro.

Bald kommen wir zur Osteria Maranella.[1]) Weiter, am dritten Kilometer, ladet uns ein weißgelbes, von hoher Pinie überragtes Tor, das die Nummer 38 B und eine Tafel mit der Aufschrift: „In honorem S. S. M. M. (Sanctissimorum Martyrum) Marcellini et Petri" zeigt, zum Besuch der

Kirche S. Pietro e Marcellino

ein, deren Katakomben alle christlichen Archäologen interessieren. Im Geiste versetzen wir uns in das Vatikanische Skulpturenmuseum und in dessen ersten Saal, wo die beiden riesigen Porphyrsarkophage stehen; denn der eine von ihnen, auf welchem die Reiterpuppen seitlich hervorspringen, wurde hier gefunden. Wir treten durch das Tor und in eine schöne Allee, deren unterer Saum den üppigsten Blumenflor zeigt, während ihre Laubdecke von einer seltenen Akazienart gebaut ist. An ihrem Ende ragt eine Ziegelruine, ein antiker Torbogen, auf, der mit vielen lateinischen Inschriften bedeckt ist. Das Ganze wirkt

---

[1]) S. Bd. I S. 125.

Digitized by Google

mitten in der Gartenpracht ringsum, wie ein Gedicht. Rechts im Hintergrunde türmt sich eine stark halbierte Kuppelrotunde, das Ehrengrab (Kenotaphium) der Kaiserin Helena, die bekanntlich in Palästina gestorben sein soll. Da die Kuppel aus Töpfen (pignatte) gebildet war, so heißt die Grabruine im Volksmunde der „Töpfeturm", Tor' Pignattara. Neben ihm steht ein weißes Kirchlein, an das ein weißes Pfarrhaus mit grünen Läden angebaut ist.

Zur Landstraße zurückgekehrt, sehen wir nach einigen Schritten rechts ein Tor mit der Inschrift „Stazione Sanitaria di Tor' Pignattara". Sie zeugt von dem Kampfe, den die Stadtverwaltung gegen die Malaria führt; denn von dieser Station aus, die in der malerischen Zinnenburg, die wir vorher geschaut, angelegt ist, ziehen im Sommer die Expeditionen des Roten Kreuzes in die Campagna. Wieder einige Schritte weiter rechts folgt die Osteria Tor' Pignattara. Bald haben wir einen freien Ausblick auf die Albanerberge, die wir hier von ihrer nordöstlichen Seite kennen lernen, die uns Monte Porzio (s. S. 79), Monte Compatri (s. S. 104), und das dieses beherrschende Kloster S. Silvestro zeigt. Zur Rechten zieht sich die grüne Campagnaebene, aber nicht allzuweit, da die nahe Zeile der Claudischen Wasserleitungstrümmer, über der die Tor' Fiscale als mächtiges Ausrufungszeichen aufragt, die Grenzen des Horizonts bildet. Vor uns taucht der Eukalyptuswald des Forts Centocelle auf.

Wir kommen zu den letzten Häusern. Links Nr. 67 steht ein gelbbraunes Haus, auf dessen Dachrand steinerne Blumenvasen grüßen, es ist das Haus der Villa Cellere, auf dessen Vorplatz der Volks-

Digitized by Google

tribun und Dichter Cavallotti im März 1898 im Duell mit dem Abgeordneten Macola den Tod fand.

Nun kommen wir in die einsame, freie Campagna, vor uns ragen, versprengten Marodeuren vergleichbar, drei Turmruinen auf. Jetzt wird auch unser heutiges Ziel, Colonna sichtbar, dann links Palestrina, das an der rosagrau und graubläulichen Wand der Sabinerberge hängt, die ihrerseits mit dem Monte Gennaro und Tivoli prunken. Von den Vorposten des Monte Gennaro sieht man nur den Kegel von Montecelli, sein Zwillingsbruder Sant' Angelo bleibt verborgen. Im Rücken vor uns schließen rechts die Ruinen der Aqua Claudia das Bild, das von Hunderten blökender Schafe belebt ist. Die Eukalyptusoase des Forts Centocelle, das 1903 die Kaiser Wilhelm zu Ehren veranstaltete Parade sah, rückt näher heran, und über ihm leuchtet mit kräftigen Farben die unvergleichliche Schönheit Frascatis. Wir sind nun in der Gegend, wo links am dritten Meilenstein einst die Villa ad duas Lauros stand, die auch durch eine Kaiserparade berühmt ist. Sie wurde am 16. März 455 n. Chr. abgehalten und endete mit dem Tode Kaiser Valentinians III., des Sohnes der Galla Placidia, der an Schicksalen so reichen Tochter des Theodosius des Großen. Zwei Goten ermordeten ihn meuchlings.

Wir gehen weiter. Links erscheinen die Ruinen des Aquaedukts von Alexander Severus, rechts ein antikes Grabmal, das einen Teil der Osteria Centocelle ausmacht. Bald kommt das große Gehöft Torre Nuova in Sicht, der Mittelpunkt eines großen Gutskomplexes, der den Borghese gehört; mehrere Kilometer weit zieht unsere Straße jetzt auf borghesischem Gebiet. Von weitem grüßen schon die fein ge-

Digitized by Google

zeichneten Pinien, die den Garten des Gehöfts zieren. Sie bilden eine schöne Unterlage für das kokette Frascati, das über ihnen zu ruhen scheint. Im Weitergehen aber wirken sie auch als eine Reihe von Rahmen, die das schöne Bild der Stadt in viele reizvolle Einzelbilder zerlegen. Bald ist das Gehöft erreicht, das sich als eine größere Häusergruppe darstellt, die von dem palazzoartigen Hauptbau und einer Kirche beherrscht wird. Der Überlieferung nach steht das stattliche Anwesen auf derselben Stätte, wo einst der aus den punischen Kriegen bekannte M. Attilius Regulus sein Landgut hatte. Er galt, wie man weiß, als der heroische Typ des klassischen Altrömers, weil er, nachdem er 255 v. Chr. von den Carthagern bei dem heutigen Tunis gefangen genommen und fünf Jahre später von diesen nach Rom geschickt worden war, um den Frieden zu vermitteln, aus Staatsraison gegen diesen sprach, wohl wissend, daß er dadurch den Zorn seiner Auftraggeber reizen würde. Auch seine Freunde wußten, daß er durch diese Tat der Vaterlandsliebe sein Leben verwirkt hätte, und beschworen ihn, in Rom zu bleiben. Der stolze Römer aber, der den Carthagern versprochen hatte, in die Gefangenschaft zurückzukehren, falls seine Mission scheiterte, hielt sein Wort und ging zum Tode, der qualvoll genug war; denn die enttäuschten Carthager übertrafen sich selbst in Grausamkeit. Zuerst schnitten sie ihm die Augenlider aus, setzten ihn dann der Sonne aus, und schließlich steckten sie ihn in ein mit Nägeln gespicktes Faß und ließen ihn einen Berg hinunterrollen, wie es ähnlich später den Juden beim römischen Karneval geschah.[1]) Auch nach Attilius'

[1]) S. Bd. S. 192.

Digitized by Google

Tode scheint sein Landgut berühmt gewesen zu sein, wenn auch nicht mehr durch seine Besitzer, aber durch seine Pracht, wenn man an die großartigen Funde denkt, die hier gemacht wurden. So fand man hier außer berühmten Statuen auch das herrliche Gladiatorenmosaik, das jetzt in der Villa Borghese zu sehen ist. Wenn wir, weiter gehend, einen Rückblick tun, berührt uns die Gartenpracht des Gehöfts nochmals angenehm, eine Oase scheint sie in der Wüste, besonders schön nehmen sich neben den stattlichen Pinien die zahlreichen Maulbeerbäume aus. Daß diese gewinnbringenden Bäume nur vereinzelt in der Campagna vorkommen, das ist auch wieder bezeichnend für die römische Indolenz von heutzutage. Wie leicht könnten sich die Quiriten in der Seidenkultur von Oberitalien emanzipieren, während jetzt die Fremden römische Seide kaufen, die in Como fabriziert wurde.

Einsam, öde wird es um uns her, kein Baum, kein Strauch, kein Haus ringsum. Die Straße zieht in Wellenlinien auf und ab, fünf bis sechs Kilometer weit bis zur Osteria del Finocchio (Wirtschaft zum Fenchelkraut). In ihrer Nähe genießt der Wanderer eins der schönsten Panoramen, welche die Campagna kennt. Er blickt zurück der Kette der Claudischen Wasserleitung entlang bis zur Porta Furba, er sieht den Sorakte, die Sabinerberge, auf welche die nördlichen Ausläufer des Albanergebirges in spitzem Winkel zueilen, die jetzt auch überragt werden vom steilen Rocca Priora. Der Rundkegel, der Colonna trägt, und dieses selbst sind greifbar nahe gerückt. Im Kreise sich drehend bemerkt unser tastender Blick das in zarten Nebelduft gehüllte Rom. Die Statuen

Digitized by Google

der Attika des Laterandoms grüßen herüber, als müßten sie die Honneurs machen für die ewige Stadt. Da drängt sich auch der Spitzturm von Maria Maggiore und die Cypressenkrone des Monte Mario vor, die gleichfalls die Ehre beanspruchen, Rom zu repräsentieren.

Gleich darauf stehen wir vor der „Osteria zum Fenchel“. Eine zweiwangige Freitreppe führt in ihren Hauptraum, der Wirtschafts-, Wohnzimmer und Küche zugleich darstellt. Seine Holzdecke, die von riesigen Querbalken getragen ist, ist geweißt. Um so schwärzer erscheint der gewaltige Rauchfang, vor welchem die langgestreckte Buffet-Theke steht. Viel Holztische bemerkt man, die auffallen, da Roms Kneipen nur Marmortische kennen. Ein dralles Mädchen, der Wirtin Töchterlein, bringt uns süßen Wein und köstlich duftenden Schinken. Ein schwarzes Mieder, das über der roten Bluse liegt, hebt die Schönheit Marias, — daß die dralle Schönheit so heißt, erfahren wir durch den Zuruf der Mutter, die am Herde hantiert, um den Fremden würzigen Eierkuchen zu backen. Nach und nach füllt sich die große Gaststube, ein Trupp Landleute kommt von der Wallfahrt zurück und sammelt durch einen guten Trunk Kraft zur Heimkehr. Einzelne der jungen Mädchen aus der Gesellschaft tragen Papierblumen in Haar und Mieder oder kokettieren, da sie es den Modedamen in der Stadt gleichtun wollen, mit spitzen gelben Schuhen. Auch Witze werden gerissen und gepfefferte Ritornelle gesungen, die mit lautem Gelächter quittiert werden. Ab und zu pfeift ein guardiano, übrigens ein hübscher Kerl mit verflixtem Schwarzaug' und verwegenem Schnurrbart, wie eine Nachtigall und wiegt sich dabei recht

Digitized by Google

wohlgefällig in den Hüften, um seinen schlanken Wuchs, der durch die eng anliegende blaue Livree schön hervorgehoben wird, zu zeigen. Unsere Neugier ist rege geworden. Wir erkundigen uns nach Land und Leuten und erfahren, daß alles Gebiet bis nach Colonna hin Don Paolo Borghese gehört, und daß nach Südosten hin die Rospigliosi kommen. Auch erzählt er uns, wie die großen Güter in der Campagna verwaltet werden. Als Stellvertreter des Besitzers amtet der „fattore", der dem entspricht, was man in der Stadt „ministro" nennt, unter ihm steht der „massaro", der die Wirtschaft und die Pferde beaufsichtigt, dann der „capoccio", dem die Sorge für die Arbeitsochsen obliegt, darauf folgt der lanzenschwingende, stets berittene „guardiano", der Wächter und Polizeimann des Gebiets. Als Aufseher über die Scharen der Tagelöhner,[1]) die der Sensal in der Stadt, der „mercante di campagna" durch seine Landagenten zusammengebracht und als Ganzes vermietet hat, hilft dem fattore der „fattoretto". —

Wenn wir von der freundlichen Osteria scheiden, so bemerken wir, daß sich in ihrer Nähe auf der Landstraße buntes Leben zu entfalten beginnt, Droschken, Kaleschen, Karren haben sich angesammelt, in zottige Schaffelle gekleidete Hirten treiben ihre Herden vorüber, ein flotter bäuerischer Reiter führt einen Trupp frei laufender junger Maultiere zum nächsten Hof und vergnügt sich damit, sie ab und zu durch Pfiffe zurückzurufen und wieder vorwärts zu treiben. Man sieht, auch die einsame Campagna bietet Abwechslung genug, und malerische Abwechslung dazu.

---

[1]) S. S. 229.

Digitized by Google

Hinter der Osteria zeigt sich ein schöner Blick auf die Talsenkung, in der einst der See Regillus gelegen haben soll, an dem 496 v. Chr. des Tarquinius Superbus letzter Versuch, wieder auf den Thron zu kommen, in blutiger Schlacht vereitelt wurde. Ein gebrochener Mann, floh er nach Süden, wo ihn in Cumae der Tod ereilte. Rechts über der Höhe von Monte Porzio schimmert ein Stück der Kuppe hervor, auf der Tusculum, der Ausgangspunkt seiner letzten Expedition, lag. Die Landschaft rings um den historischen Seegrund zeigt an manchen Stellen Poussinschen Charakter, namentlich dort, wo das Landgut (Casale) Pantano liegt, dessen Anlagen von landwirtschaftlichem Großbetrieb zeugen. Links von ihm führt ein Fahrweg holperigster Art von der Via Labicana nach der Osteria dell' Osa ab, in dessen Nähe der weithin sichtbare Turm des Gehöfts Castiglione auf den Ruinen des alten Gabii aufragt.[1])

Zwei bis drei Kilometer weiter steigt die Straße über die Hügelwelle des Monte Falcone, welche ein umfassendes Panorama bietet, das beherrscht wird von dem hier doppelt majestätisch wirkenden Monte Gennaro. Er prunkt zu dieser Stunde in rosaviolettem Seidenkleid, das an den Ecken und Graten Rosabesatz zeigt, während die Falten dunkelviolett schimmern, so in der Farbe an die Wellen des tyrrhenischen Meeres gegen Sonnenuntergang erinnernd. Der südliche Flügel des Sabinergebirges erglänzt stahlblau, sich grell abhebend gegen das grüne Tal, das nahe der Bergwand einem dunkelblauen See gleicht. Im Norden leuchtet an der Via Tiburtina Bagni auf, das Bade-

---

[1]) S. S. 266.

Digitized by Google

haus der Aquae Albulae,[1]) und rechts von ihm schimmern rosig, zwei vergoldeten Spitzen ähnlich, die Städtchen Sant' Angelo und Montecelli auf ihrem blauen, keilförmigen Bergfundament. —

(Bald geht zur Rechten an einer einsamen Osteria die Via Consorziale [die mit braunem Tuffsteingebröckel bedeckte „Genossenschaftsstraße"] nach Colonna[2]) ab, die sich für Fußgänger empfiehlt; — für Wagen ist sie gesperrt — denn sie führt durch fruchtbares Wein- und Ölland und bietet schöne Blicke auf Monte Compatri, Monte Porzio, Tusculum und die Villa Mondragone [s. S. 75]. Der Berg, auf dem Colonna steht, erscheint hier dreigipflig, auf dem ersten Gipfel liegt Colonna selbst, auf dem zweiten ein modernes breites Landhaus, auf dem dritten aber grüßt malerisch ein Ruinenturm.)

Die Via Labicana zieht weiter bis zu dem großen, baumumrahmten Anwesen „Osteria della Colonna", wo rechts, unter dem Eisenbahndamm durch, die Fahrstraße nach Colonna abgeht. Die Via Labicana aber führt über den S. Cesareo genannten Punkt, bei dem die von Rocca Priora herabgestiegenen Wegelagerer zur Zeit der Postkutsche ihrem Gewerbe nachzugehen pflegten, nach Labico und Valmontone im Saccotal. Das antike Labicum, das der Straße den Namen gab, lag dicht bei

Colonna.

Nach viertelstündigem Marsch sind wir im Rücken dieses Marktfleckens. Von hier aus gesehen, gleicht

---

[1]) S. S. 271.

[2]) **Colonna ist übrigens auch Station der Neapelbahn. Wer also mit wenig Zeitverlust auf die nördlichen Städchen der Albanerberge will, nehme die Eisenbahn.**

Digitized by Google

er einer trutzigen Ringwallveste, in deren Mauern Fenster eingebrochen sind. Wir steigen hinauf, und das moderne Colonna begrüßt uns zunächst mit einem Brunnen, an welchem eine Marmortafel in pomphaftem Stile kündet, daß „dieser Brunnen, der klares Wasser liefert, errichtet wurde, als die Stadt nach 1870 der Freiheit wiedergegeben wurde. Und dessen zur Erinnerung wollte die Stadt die Marmorinschrift". Beim Weitersteigen eröffnet sich rechts der Blick auf das breit klaffende Tal, das die Sabiner- von den Albanerbergen scheidet, und dessen im blauen Duft sich auflösende geheimnisvolle Linie uns auf dem Monte Mario verheißungsvoll die Sehnsucht nach dem unbekannten Süden zu erwecken pflegt.[1]) Nun schauen wir auch zur Linken hoch über dem Tal Palestrina, dann links in der Ferne das rosarote Rom und den abseits schmollenden Sorakte, der einem zusammengeballten Riesenigel gleicht.

Im Städtchen gehen wir zunächst auf die Piazza. Sie stellt sich als einen weiten, tristen, hügeligen Sandplatz dar, den insignifikante kleine weißgetünchte Dutzendhäuser umgeben. Vergebens aber suchen wir irgend eine Burg oder einen Palazzo, der Familie würdig, die von Colonna ihren Namen trägt, ähnlich, wie die Colonnaburg in Marino (s. S. 2). Wir finden nur ein einstöckiges größeres weißgraues Gebäude, das zwei mit roten Schildern gekrönte Türen zeigt; das linke „Farmacia" und das rechte „Municipio" kündend. Bei dem letzteren sehen wir auch das Wappen der Stadt, eine Säule mit der Umschrift: „Vetustum castri Columae." Colonna war also die älteste Veste des berühmten Geschlechts, das unter Martin V. 1417 bis

[1]) S. Bd. I S. 66.

Digitized by Google

1431, dem damaligen Haupte der Familie, nicht weniger als vierundvierzig Städte und Kastelle besaß.

Wir fragen den Gemeindediener, der mit erhabener Würde das historische Rathaus beherrscht, nach einer Schenke, er heißt uns links und nochmals links gehen, bis wir vor einen Laden kommen, den ein Schild als „Café“ bezeichnet, obschon er auch allerlei Brot-, Teig-, Spezerei- und Kurzwaren feilhält. Ein seltsamer Bau, dessen Decke aus senkrecht zueinander stehenden Kreuzgewölben besteht. Wir lassen uns nieder, bestellen zunächst Wein und unterhandeln dann wegen etwas Atzung, was freilich Zeit, deren Wert man im Kirchenstaat a. D. noch nicht kennt, und lange Beratungen zwischen Wirtin und Tochter erfordert, welch' letztere einen auffallend rosigen Teint zeigt, der uns auch schon bei anderen jungen Colonnesinnen aufgefallen ist, ein Zeichen, daß hier oben die gesunde Luft kühl und rein geht, und die Sonne weniger kräftig färbt, als in den kahlen Sabinerbergen.

Die Zeit des Wartens wird aber durchaus nicht lang; denn erstens ist der Wein gut und leicht, und dann füllt den Laden stets wechselnd viel interessantes Volk, während auch auf der Straße sich stets neue bunte Staffage zeigt. Namentlich könnten die rotgesichtigen Mädchen jeden Maler reizen. Ihr Kopftuch ist giebeldachförmig, nicht viereckig flach, wie in den Sabinerbergen, ihr Mieder rot, braun oder grün, ihr Rock, der so aufgepolstert ist, daß die Hüften maßlos breit erscheinen, rot oder grün. Dazwischen bemerkt man auch Frauen, die statt des schweren Kopftuchs nur eine taschentuchförmige rote oder gelbe Haube aus Seide tragen.

Digitized by Google

Nach erfreulicher Rast gehen wir zur weiß verputzten Kirche und um ihr Chor herum. Da fällt uns links ein langgezogener, halb einstöckig, halb zweistöckiger Bau in weißrosa Farbe auf, der rotbraune Läden zeigt; ein Bau, der sicherlich die Wohnung eines Gutsbesitzers ist. Über einer Türe prunkt ein großer marmorner Hahn, und auf Befragen erwidert uns die Schar der malerisch zerlumpten und bettelnden Kinder ringsum „Duca di Gallese“ (gallo = Hahn). Dieser Herzog ist jetzt der größte Grundbesitzer im Gebiet von Colonna, und neben seinem kommt der Besitz der Principi Colonna hier kaum in Betracht. Wir schreiten weiter auf der ringförmigen Straße, die noch den Zug der alten Umwallung andeutet, bis wir wieder am Ausgangspunkt unserer Wanderung oberhalb des Brunnens angekommen sind. Hier halten wir überrascht still; denn das Gebirgspanorama, das wir nun erblicken, ist einzig schön. So weit das Auge reicht, sehen wir das Tal unter uns von hellgrünen Weinbergen gefüllt, die durchflochten sind von dem Silberschimmer der Ölhaine. Darüber erhebt sich ein Hügelgebuckel in den bizarrsten Formen, und rechts, hoch über ihm, ragt der Fels von Monte Compatri, dessen Spitze gekrönt ist von dem pyramidenförmig aufgebauten Städtchen. Links auf der höchsten Höhe aber starren aus blauem gezackten Waldbusch die Türme von Rocca Priora.

Ist Zeit vorhanden, so fahre man auf der Straße, die unterhalb Monte Porzio vorüberführt, nach Frascati und von dort nach Rom zurück.

Wer von Colonna aus nach Monte Compatri will,

Digitized by Google

muß den Umweg über Monte Porzio machen, falls er den Wagen benutzt. Der direkte Weg ist nämlich nur ein mühsamer, oft auch schmutzig-sumpfiger Bergpfad, der freilich landschaftlich sehr lohnend ist. Montecompatri besucht man überhaupt besser und bequemer von Frascati aus. Siehe folgendes Kapitel.

Von Frascati nach Montecompatri und Rocca Priora.

(Für Fußgänger Tagestour, für Wagenfahrer Nachmittagsausflug, falls die Rückkehr auf demselben Wege erfolgt. — Wer es liebt, eine Zeit lang langweilige oder doch aussichtslose Wege zu wandeln, um nachher den doppelten Genuß der lohnenden Überraschung zu haben, wähle auf dem Hinwege die alte Via Latina, die durch das Molaratal führt, das Richard Voß in einer bekannten Novelle verherrlicht hat. Diese Straße ist jedoch nur für Fußgänger oder Reiter möglich, da die verkehrlose Gegend wenig Leute anlockt, und so die alte Via Latina stark verwahrlost, und ihr antikes Pflaster, das hie und da erscheint, sehr holprig ist und reich an Steinen und Löchern. — Zuerst folge man der S. 39 angeführten Straße nach Rocca di Papa, die rechts an der Villa Aldobrandini vorüberzieht; dann schlage man sich dort, wo die Straße nach Grottaferrata einen Kreuzweg bildet, links und wandere bis zur Osteria della Molara, hinter der nach einigen Minuten zur Linken der steile Weg nach Rocca Priora zieht. In zwei Stunden etwa erreicht ein rüstiger Fußgänger das hochthronende Bergnest.)

Digitized by Google

Abwechslungsreicher ist der umgekehrte Weg. Zunächst ziehen wir von Frascati nach Monte Porzio, entweder auf der Landstraße, oder wie S. 74 angegeben, durch den Park der Villa Borghese an Villa Mondragone vorbei.

Von Monte Porzio aus ist das nahe Monte Compatri, das 532 m hoch liegt, bald erreicht. Die kreisrund gebaute Stadt, die auf grünem Kegel aufsitzt, scheint klein, verglichen mit der großartigen Landschaft, in der zahlreiche Weinberge mit Eichen- und Kastanienwäldern abwechseln. Haben wir die Höhe erreicht, so zeigt sich uns ein malerisches Stadtbild; denn zu unserer Linken öffnet sich eine platzähnliche breite Straße, die sich im Hintergrund teilend, zur Spitze klettert. Zur Rechten aber thront auf schroffer Höhe, hart unter dem Gipfel des 770 m hohen Monte Salamone das Kloster San Silvestro,[1]) drin die Karmelitermönche von Scala Santa hausen. Im Vordergrund zeigen sich auf malerischer Höhe die Türme von Rocca Priora.

Wir gehen links zur Piazza, die vom alten Trutzkastell der Borghese beherrscht und durch einen Brunnen geschmückt ist, dessen Figur, ein Engel, der links eine Hacke und rechts ein seilumwundenes Stück Holz trägt, uns in seiner Symbolik unverständlich bleibt.

Wir steigen um das alte Schloß herum und machen auf dem höchsten Punkte der Stadt einen Rundgang durch die Straßen, die, noch nicht von der Kultur beleckt, auch in ihrer schmutzigen Staffage den echt

---

[1]) S. S. 79.

Digitized by Google

italienisch-romantischen Charakter zeigen, den die meisten Nordländer mit dem Begriff Italien verbinden. Überraschend sind die Blicke, die man von Zeit zu Zeit durch dunkle Torbogen in die freie Landschaft tut. Man sieht in der Ebene unter der Höhe von Palestrina, das selbst sichtbar ist, Zagarolo, links davon Gallicano und die ganze Kette der Dörflein, die sich bis Tivoli zieht. Hinter der Apsis des Doms zeigt sich das Panorama am schönsten. Zuerst drängt sich die malerische Lage von Monte Porzio auf, dessen Kirche sich massig, aber nicht plump aus dem Häusergewimmel heraushebt, dahinter breitet sich die malerische, weite Campagnaebene, rechts die braune Mulde des ausgetrockneten Sees von Gabii und das rosafarbige Rom in der Ferne. Den Abschluß des Rundbildes aber bildet die blaue Wand der Sabinerberge. Dies Panorama lohnt schon allein den Besuch von Monte Compatri.

Wir können uns von diesem nicht trennen, ohne zum Abschied den herrlichen Wein zu versuchen, der in seinen Gauen wächst und das ganze Jahr über viele sachverständige Bacchuspilger anlockt. Auch Waiblinger, den wir immer und immer wieder als Herold derjenigen Schönheiten des alten Latiums zitieren müssen, die dem großen Touristenstrom noch unbekannt sind, schwankt, ob er der Aussicht, oder dem Wein von Compatri den Ausschlag geben soll:

„Lob' ich den Blick in das reizende Land bis zum blauen Orest,[1])
Bis zu Tibur, die Lust schatt'gen Kastanienhains,

---

[1]) Oreste = Sorakte, so genannt wegen des Klosters S. Oreste.

Digitized by Google

Wo mich die Nachtigall in schallenden Chören umjauchzet,
Oder schau' ich das Gold nur deines Nektars mir an?" —

Zieht man weiter, auf Rocca Priora zu, so kommt man in noch unbekanntes Gebiet. Das heißt unbekannt für die eiligen Reisenden von heutzutage; aber im Altertum den Römern und durch deren Literatur auch bis heute den Kennern Altroms wohl vertraut; denn diese Gegend, das Gebiet des Mons Algidus,[1]) der Sitz der raub- und kriegslustigen Äquer, die den alten Römern so viel zu schaffen machten, wurde als ein Heiligtum der Diana von Horaz viel besungen. So spricht er von der Steineiche, die auf dem fruchtbaren Algidus wächst (Oden IV, 4) und erwähnt den Berg in dem Hymnus auf Apollo und Diana (Od. I, 21):

„Preiset Diana, die Ströme, Laub und Wipfel
Auf dem kühlen Algidus erfreuen."

Ein drittes Mal nennt er den heiligen Berg im carmen saeculare:

„Diana, thronend auf dem Algidus
Und auf des Aventinus heil'gen Höhen,
Verschmähe nicht der Fünfzehn[2]) frommen Gruß
Und leihe mild ihr Ohr der Kinder Flehen."

Doch jetzt ist das Dianaheiligtum samt seiner Göttin verschwunden, die vielleicht — skeptische Humanisten sind der Meinung — in einer Madonna,

---

[1]) Horaz faßt unter Mons Algidus (s. auch S. 71) das ganze Berggebiet zusammen, das sich von Velletri nach Palestrina erstreckt. Monte Algido heißt heute noch der Berg östlich vom Monte Artemisio bei Velletri.

[2]) Ein Priesterkollegium (quindecimviri).

Digitized by Google

etwa der wundertätigen Madonna von Genazzano,[1]) fortlebt. Keine Pilger lockt Diana mehr nach hier, ebensowenig wie nach ihren anderen Heiligtümern von ehedem auf dem Aventin und am Nemisee. Einsam ist es also hier in dieser Waldpracht, so zwar, daß die Hunde noch jeden Fremden als überraschende Neuigkeit ankläffen, und es sich empfiehlt, Steine in der Tasche zu tragen, um sie durch einige Würfe zum Schweigen zu bringen.

Wer also, als Freund des Alten, sehen will, wie es in römischen Landen zur Zeit des alten Kirchenstaates aussah, als der Fremdenverkehr noch schwach entwickelt war, der wandere getrost in das Hinterland von Frascati. Was dessen landschaftliche Gestaltung aber anbetrifft, so muß man schon in die Mark Ancona oder nach Umbrien gehen, um ähnliche Ausblicke und Wandelbilder zu schauen. —

Gleich hinter Monte Compatri verlassen wir die Hauptstraße und steigen den ersten, fahrbaren, Weg rechts hinan. Auf der ersten freien Stelle bietet sich ein köstlicher Rückblick auf Monte Compatri, das vom Dom, der auf der Spitze thront, fast zerquetscht zu werden scheint. Weit freundlicher schauen doch die Bergdörfer in Baden und Elsaß aus, wo ja auch oft die Kirche die dominierende Stellung einnimmt, aber doch mehr einer Henne gleicht, welche die Häuser als Küchlein unter sich sammelt. Dieser „Dom" hingegen übt brutalen Druck aus. Hell erglänzt das Aluminium seines Souffleurkasten-Daches über der Apsis, hell auch seine sechseckige Kuppel. Bald haben wir aber nur noch Augen für den hochragenden

[1]) S. S. 343.

Digitized by Google

Kastanienwald, der uns aufgenommen hat. Wo er sich lichtet, stehen wir siebenhundert Meter hoch auf beherrschender Kuppe. Vor uns ragt das von zwei Türmen geknechtete

Rocca Priora.

(Rocca = Felsen). Noch trennt uns ein Quertal von ihm, das uns zwingt, in langer Schleife auf kahlen Wiesen herumzugehen. Wir blicken während dieser Wanderung dem Monte Cavo in den Rücken und erblicken die Zacken, die das „Lager des Hannibals"[1]) umschließen, Monte Pennolo, Colle Jano (Janushügel), und Punta Faette. Vor dem Städtchen, das im Altertum Corbio hieß, empfängt uns eine freundliche Ulmenallee, dann kommt rechts eine Reihe hoher, aber unfreundlicher Häuser, die leer stehen. Wer weiß, wohin ihre Bewohner, von der Armut vertrieben, ausgewandert sind? Von Armut und Elend zeugen auch die in schmutzigen Lumpen gehüllten Kinder, die die Straße füllen.

Nun steigen wir zur Oberstadt hinan und wählen nach einigen Schritten die links abgehende Via del Campo Santo, die rund um den trutzigen Ort herumführt und im kleinen dem Boulevard (Strada di circonvallazione) gleicht, welcher um die Felsstädte in den Marken läuft. Zuerst erblicken wir das vom Sonnengold umflossene Monte Compatri zu unseren Füßen, dann links davon das tiefere Monte Porzio, noch tiefer, zur Rechten, das malerische Colonna, das sich jetzt so bescheiden duckt, während es sonst der Campagnaebene gegenüber den Kopf nicht hoch genug zu heben weiß. Selbst der Monte Gennaro ist unserem

[1]) S. S. 45, 46.

Digitized by Google

heutigen Standpunkt gegenüber bescheidener geworden. Weiter! Nun blitzt unten in der Ebene am Bergesrand die Kette der Städtchen auf, die Tivoli mit Palestrina verbindet. Besonders schön bringt sich in ihr Zagarolo zur Geltung, dessen Kirche sich wuchtig aufreckt. Dann sehen wir Palestrina, das wie eine rötliche Traube am blauen Abhang blitzt. Welch reiches Land beherrscht die einst so stolze Veste! Rosen auf grünem Rasen vergleichbar liegen die Landhäuser zu Hunderten ihr zu Füßen. Wer im Mittelalter hier oben stand und gute Augen hatte, der konnte Zeuge mancher Fehde, manchen Krieges sein, die unten ausgetragen wurden; denn der Besitz von Palestrina[1]) war für jeden eine Notwendigkeit, der den Weg nach Neapel frei haben wollte. Nun schauen wir in das Tal, durch das die Neapelstraße zieht, das Tal des Saccoflusses. Deutlicher, als vom Monte Cavo aus, tritt uns in ihm Valmontone entgegen, von wo aus landschaftsfreudige Künstler und Scheffel-begeisterte Dichter mit ihren Freunden nach Olevano[2]) zu pilgern pflegten. Dann schauen wir Anagni, das einst so laute und jetzt so stille Städtchen. Weiter reicht unser Blick nicht; denn im Südwesten schiebt sich der Monte Cavo vor. Aber der Blick nach Westen auf das Meer ist frei!

Zum Schluß steigen wir durch enge, winklige Gassen zum Gipfel, wo das Rathaus, ein von zwei stumpfen Türmen behüteter Rusticabau steht, der, schmutzig, verwahrlost, ein malerisches Mittelding zwischen Festungskastell und friedlichem Palazzo darstellt. Dann geht's hinab, um eine sogenannte Osteria

---

[1]) S. S. 345. [2]) S. S. 330.

Digitized by Google

oder vielmehr ein Kellergewölbe zu suchen, das uns Labung geben könnte. Wein wird man überall finden, konsistentere Nahrung aber nur in ländlich-schändlichster Art; denn der Begriff Fremdenindustrie ist hier noch unbekannt.

Wer den Rückweg durch das Molaratal nehmen will, kehre zur Ulmenallee vor der Stadt zurück und halte sich bei der Wegteilung links. Zuerst bietet sich die Gegend in rauher, zerrissener Wildnis, dann wird sie unsagbar öde, aber nicht langweilig, da ein anziehender Hauch poetischer Melancholie auf dieser weltfernen Wiesen- und Felseinsamkeit liegt. (S. Einleitung dieses Kapitels.)

Grottaferrata.

(Das Kloster. — Der Schweinemarkt vom 25. März.)

Grottaferrata, wörtlich die „Vergitterte Grotte", ist ein viel gerühmtes Ausflugsziel, zwischen Frascati und Marino gelegen. Der lebensfrohe Römer verbindet mit dem Namen meist nur die Vorstellung von gutem Wein, der Kenner der Geschichte aber denkt, wenn er den schönen Namen hört, an die Klöster von Sankt Gallen und Subiaco; da das Kloster Grottaferrata wie diese in der Entwicklung des Mönchstums eine große Rolle spielte. Griechische Mönche, Basilianer, wohnen hier, die Jünger von Basilius dem Großen (329—379), dem Kappadocier und Vater und Herrn aller Mönchsorden des Ostens und Westens, der in den arianischen Wirren die Hauptstütze der Rechtgläubigkeit war. Wie dem hei-

Digitized by Google

ligen Benediktus (s. Subiaco[1]), so stand auch ihm seine Schwester, die heilige Macrina, zur Seite, die den Orden der Basilianerinnen stiftete. Aber erst sechs Jahrhunderte nach seinem Tode kam einer seiner Nachfolger von Griechenland nach Latium, der heilige Nilus, der den Ort, wo in einer „vergitterten Grotte“ ein Marienbild von unbekanntem Ursprung als Gnadenquelle verehrt wurde, zu seiner Siedelstätte erwählte. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts war's, die Sarazenen hausten damals in Unteritalien so schlimm, daß Nilus es geraten fand, ein sicheres Heim zu suchen. Sein Ruhm, da er nach Art unserer „Naturapostel“ naturgemäßes Leben predigte, war ihm schon von Gaeta, seiner letzten Etappe, vorausgeeilt, und alles Volk aus Tusculums Gauen strömte dem langbärtigen Gottesmann, der ohne Kopf- und Fußbedeckung, und nur mit einem schwarzen Ziegenfell bekleidet, einherzog, verehrungsvoll entgegen. Jene Zeit hatte ja überhaupt große Vorliebe für solche Schwärmer, die Rückkehr zu Gott und der Natur predigten, und so erklärt es sich, daß selbst Kaiser und Könige, Alexander dem Großen gleich, der den Diogenes aufsuchte, sich glücklich schätzten, ihnen ihren Besuch abzustatten, der nebenbei, wie ein Skeptiker bemerken könnte, auch das Gute hatte, sie bei dem abergläubischen Volke populär zu machen. Ja, diese Herrschaften küßten sogar voller Demut den schmutzigen Saum des ebenso reinlichen Gewandes dieser Heiligen. So zog denn auch Otto III. nach Grottaferrata, um dem heiligen Nilus seine Reverenz zu erweisen. Merkwürdigerweise hielt ihn aber die große Verehrung für den also ausgezeichneten Ein-

[1]) S. S. 318.

Digitized by Google

siedler beim zweiten Römerzuge im Jahre 998 gar nicht ab, jenen recht schnöde abzuweisen, als er im Vertrauen auf sein vom Kaiser selbst anerkanntes Prestige sich unkluger Weise in die kaiserliche Politik mischen wollte. Otto III. hatte seinen Vetter, den achtundzwanzigjährigen Sohn des Herzogs Otto von Kärnthen, als Gregor V. und als ersten deutschen Papst auf den heiligen Stuhl erhoben. Crescentius[1]) aber stellte ihm Johannes XVI. als Gegenpapst entgegen. Als nun Otto III. in Rom erschien, um diesen Gegner zu verdrängen, eilte der heilige Nilus zu ihm, und bat ihn, diesen mild zu behandeln. Doch der Kaiser ließ den ungebetenen Ratgeber kühl abfahren, und Papst Gregor V. befahl darauf seinen Truppen, die dem gefangenen Johannes XVI. schon die Augen ausgestoßen hatten, ihn auch noch zum Spott und Hohn durch die Straßen zu führen. Nicht genug damit, ließ Otto III. bald darauf auch Crescentius hinrichten.

Dieser Vorfall scheint dem heiligen Nilus eine weise Lehre gewesen zu sein, denn nach einigen Jahren suchte er sich einen näheren und sichereren Schutz, als ihm der deutsche Kaiser gewähren konnte, indem er Klient des damaligen Grafen von Tusculum wurde, der ihm 1003 die Erlaubnis erteilte, ein Kloster nach der Regel des heiligen Basilius in der Nähe der vergitterten Grotte aufzubauen.

Grottaferrata lohnt demnach schon allein wegen seiner geschichtlichen Erinnerungen einen Ausflug, um so mehr, als es leicht zu erreichen ist, weil es von Frascati nur dreiviertel Stunden entfernt liegt. Die

---

[1]) S. Bd. II S. 246 und Bd. I S. 58.

Digitized by Google

Straße, die zu ihm führt, haben wir schon mehreremal kennen gelernt.[1]) Man zieht auf der Straße nach Marino rechts von der Villa Aldobrandini bis zur ersten Querstraße, von wo man rechts abbiegt.

Der Ort besteht eigentlich nur aus zwei langen Straßen, die senkrecht zusammenstoßen. An ihnen liegen große Kellereien, die eine gute Marke enthalten, wie alle Besucher des Zi Pasquale und des Zi Pippo in Rom[2]) bestätigen werden. Am Ende des Ortes ragt die stolze Klosterburg, deren hohe Bastionen uns überraschen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß das Kloster aus zwei Gründen des Festungsschutzes bedurfte; denn erstens war es zumal wegen der Nähe des trotzigen Marinos ein strategischer Punkt erster Ordnung, und zweitens hatte es bald nach seiner Gründung so großen Aufschwung genommen, daß es mit Subiaco wetteifern konnte, und war dadurch reich geworden. Schon Friedrich II. hatte den militärischen Wert Grottaferratas erkannt; denn hier setzte er sich 1241 fest, als er Papst Gregor IX. befehdete. Die heutige Burg aber wurde erst 1480 von Kardinal Giuliano Rovere, der sechs Jahre später auch das schönste Kastell der Campagna, das von Ostia, errichtete, unter dem Pontifikat seines Onkels Sixtus IV. erbaut. Er war der erste Abbate Commendatore[3]) von Grottaferrata. Baumeister war Meo Caprina. Wir treten durch das mächtige Tor in den großen Hof. Links ragt der Abtpalast, mit dessen schwarzgrauer Zinnenwand der alte, braune, mit Serpentinmedaillons gezierte Turm der Kirche

---

[1]) S. S. 38.

[2]) S. H. Barth, „Italienischer Schenkenführer".

[3]) S. über diesen Titel S. 329.

Digitized by Google

um die Schönheit der Patina wetteifert. Rechts vom Palast folgt das mit einem Mosaikbild gezierte Portal der Kirche, das uns zuerst daran erinnert, daß wir hier in griechisches Gebiet kommen; denn seine Inschrift lautet: „*ἔξω γένοισθε τῆς μέθης τῶν φροντίδων.*“ (Lasset die Trunkenheit der Gedanken draußen.) In der Kirche schreiten wir sofort in die rechte Seitenkapelle, die durch Fresken Domenichinos, des Meisters der „letzten Kommunion des hl. Hieronymus“ in der vatikanischen Galerie, ausgeschmückt ist. Der liebenswürdige Künstler ist übrigens durch ein Selbstporträt anwesend. Auf dem Fresko, das die Begegnung des heiligen Nilus mit Otto III. schildert, tritt er als grün gekleideter Diener auf. Außerdem zeigt das Kloster auch seine Büste, die der Hand einer Schülerin Canovas entstammt. Die Fresken behandeln das Leben, die Leiden und die Wunder des heil. Nilus und des heil. Bartholomäus, eines Abtes von Grottaferrata. Als weitere Sehenswürdigkeit enthält die Kapelle noch einen eigenartigen Taufstein. Am westlichen Ende des Hofes bietet die Terrassenbrüstung eine schöne Aussicht, die im Vordergrunde von einem mächtigen weißen Kastenbau beherrscht wird, dem Kloster der französischen Nonnen.

Die „Fiera“ von Grottaferrata.

Wer Grottaferrata in seinem schönsten Glanze kennen lernen will, pilgere am 25. März zu ihm, wenn der berühmte Jahrmarkt (fiera) oder, wie es von feuchtfröhlichen Leuten auch genannt wird, das Schweinefest stattfindet.

Der 25. März spielt in der legendarischen Tra-

dition der römischen Kirche eine große Rolle. Zuerst schuf Gott an diesem Tage den Menschen, am gleichen Tage sank Abel unter den mörderischen Streichen seines Bruders, brachte Abraham seinen Sohn Isaak zum Berge Moriah, um ihn zu töten. Auf denselben Tag fällt Melchisedechs Opfer, sowie der Durchzug der Juden durch das rote Meer. In der Zeit nach Christus setzt die Kirche auf das gleiche Datum die Befreiung des heil. Petrus aus dem Gefängnis, sowie das Martyrium des hl. Jakobs und der hl. Veronica. Hauptsächlich aber gilt der 25. März als der Tag der Verkündigung Mariä. Kein Wunder, daß er also berühmt ist, und die Mönche von Grottaferrata das Fest ihrer Kirche auf ihn verlegten, während andere Stätten des Marienkultus, wie Loreto, ihr Hauptfest am 8. September (Mariä Geburt) feiern. Vielleicht ließen sich die Mönche von Grottaferrata durch lokale Gründe zu ihrem Vorgehen bestimmen. Unverbesserliche Skeptiker, die wissen, daß die katholische Kirche das Heidentum dadurch besiegte, daß es sich ihm adaptierte, behaupten ja auch, das Fest von Grottaferrata sei nur das christliche Reis, das auf die alten feriae Latinae aufgepfropft worden.[1]) Die Sache leuchtet jedem ein, der das Fest besucht und mit Staunen bemerkt, wie sich die ganze Bevölkerung der Albanerberge, über zwanzigtausend Menschen, auf dem berühmten Jahrmarkt zusammenzufinden scheint, um die Verehrung des wundertätigen Marienbildes mit dem Genuß des „Neuen“ zu verbinden, zugleich aber von der Steuerfreiheit zu profitieren, die vom 24. bis 26. März allem Schweine-

---

[1]) S. S. 54.

Digitized by Google

fleisch gewährt wird, damit sich die Albaner für den Sommer versorgen können; denn vom April ab darf der Hitze wegen kein Schwein mehr in römischen Landen geschlachtet werden. Aber nicht nur die Albaner pilgern nach dem Festort, sondern auch die römischen Quiriten, die gesamte deutsche Kolonie, und viele Touristen.

Ist man morgens gegen zehn in Frascati angekommen, so macht sich das Fest schon auf dem Vorplatze des Bahnhofs bemerkbar. Alle Terrassen, Dächer, Balkone ringsum sind mit Gaffern gefüllt. Der Platz selbst wimmelt von Omnibussen, Droschken, Kutschen, deren Gespanne im schönsten Reiherfedernschmuck und Schellenbehang prunken. Dazwischen drängen sich Eseltreiber und Fremdenführer, die mit betäubendem Lärm ihre Dienste anbieten. Wir steigen rechts an der Villa Aldobrandini vorbei, die wie alle Villen Frascatis heute dem Publikum geöffnet ist, und schreiten auf halber Höhe der Straße rechts durch das Tor der Villa Grazioli, um den schattigen Waldweg zu nehmen, der an gewöhnlichen Tagen nicht benutzt werden darf. Links vom Eingang grüßt uns ein großer eiförmiger Käfig, der seinen Bewohner, einen Adler, aber längst verlor. Wir schreiten geradeaus durch einen Laubengang, dann rechts durch einen kühlen, feuchten Laubtunnel, im Halbkreis ziehend auf eine freie Terrasse, wo der Palazzo der Villa ragt. Überrascht halten wir inne; denn wir erschauen den einsamen Sorakte, das wie mit einem Gazeschleier bedeckte Rom und das Meer.

Digitized by Google

Nun wenden wir uns links durch den Wirtschaftshof und steigen in einen Wald hinab, in dem uns deutsche Bekannte, Rüstern, Eichen, Buchen empfangen. Wie die Sonne in dem grünen Blättergewirr leuchtet, wie die Frühlingsblumen prangen! Und wie farbenprächtig erst die bunte Staffage in dieser Waldpracht wirkt! Reitergruppen, der „possidente“ (Gutsbesitzer), begleitet von seinen Klienten, die aber nicht wie er hoch zu Roß traben, sondern auf Esel und Maultier. Der „padrone“ sieht schmuck aus in seinem enganliegenden Jackett, den strammen Hosen und den leuchtenden Kanonenstiefeln. Sein gradkrempiger Hut sitzt verwegen im Nacken. Sein feistes Gesicht zeugt nicht von dem „Elend in Italien“, von dem man gern im hohen Norden spricht. Stolz — jeder Zoll ein civis Romanus — blickt er auf die fremden „Barbaren“. Bald kommt auch ärmeres Volk in den malerischsten Trachten, herrlicher Stoff für Genremaler. Mutter und Töchter sitzen zu dritt auf Maultiers Rücken, dann kommen „guardiani“, Gutsaufseher in blauer Uniform und Spitzenhut, die lange Lanze quer über dem Sattel, oder den Boten der Israeliten vergleichbar, die Riesentrauben an langer Stange zwischen sich trugen, Trupps von Fußgängern, die Schinken, Speckseiten, Schweinekinnladen aus dem gelobten Lande von Grottaferrata auf dieselbe Art zur Heimat schleppen. In den Lärm, den alle diese zum Teil schwankenden Gestalten verüben, mischt sich mannigfaltiges Gegrunze von Schweinen jeden Alters. Am ärgsten aber äußern die jungen, die irgend ein Bauer an den Vorderbeinen hält und Huckepack trägt, ihren Schmerz. — Andere Schweinchen mittleren Alters, die schon die echte schwarze

Farbe des römischen Borstentieres zeigen, protestieren dagegen, daß sie noch am Gängelband geführt werden.

Kommt man unterhalb Grottaferratas ins Freie, desto mehr mischt sich in das schöne Bild des Volkstreibens die graue Farbe des Elends. Die ganze Bettlerzunft der Provinz Rom und die Krüppelschar der Umgebung haben sich eingefunden. Man kann, auch ohne es zu wollen, in ihrer Mitte einen praktischen Kursus in der Chirurgie durchmachen, da die Ärmsten, um das Mitleid zu reizen, ihre Körperschäden, ihre Wunden, ihre Arm- und Beinstümpfe offen zur Schau stellen. Mit Grausen wenden wir uns von diesem lebenden anatomischen Museum ab und lassen den Blick auf den Kürassierhelm von Rocca di Papa schweifen, oder auf die herrliche Wiese, die sich nach Grottaferrata hinaufzieht, und auf der die schönsten Farbenflecken vom Sonnengold durchtränkt gleißen: braune Ochsen, weiße, gelbe, hechtgraue Ochsen.

Bald kommen wir zu einer breiten Muldenstraße, die vom Dorf steil herniederfällt und in eine Budenstadt verwandelt ist, die sich wimmelnd abhebt von der ruhigen Wagenburg, die links und rechts aufgebaut ist. In ihrer ersten Abteilung blüht der Speckseitenhandel, für welchen riesige primitive Wagen benutzt werden, die an langen Seilen von den Bäumen hängen. Darauf kommt die Börse für Wurst, Käse und Schweinefett, das in strotzenden Schweinsblasen steckt. Dann folgen zu Abertausenden die Schinken. Nur langsam kommt man in dem betäubend lauten Gewimmel vorwärts, in welchem Hunderte von Schreihälsen ihre Ware anpreisen. Jeder Schritt nach oben muß erkämpft werden. Endlich stehen wir vor der

Hauptattraktion des Festes, der „porchetta“, dem „Rosmarinschwein“, das auf keinem Feste in Mittelitalien fehlen darf. Einige Tage vor dem Feste bringen die Metzger ihre besten Schweine, nachdem sie geschlachtet und ausgenommen sind, zum Bäcker. Der aber füllt das Innere des Tieres mit Rosmarin und ähnlich duftigen Kräutern, näht den Bauch zu und schiebt das also vorbereitete Objekt in den Backofen. Unzerstückelt kommt es dann auf den Markt. Der Verkäufer schält das schön knusperig gebackene Schwein, wie einen Apfel, und zerteilt es durch Querhiebe, so daß man die wunderlichsten Gebilde aus Fleisch und Speck sieht: Sättel und Miniatur-Chornischen. Dem Neuling kommt diese Säbelei zuerst unappetitlich vor, auch die Farbe des vom Rosmarin durchtränkten Fleisches schreckt ihn ab, und doch soll er den Leckerbissen nicht verschmähen, es sei denn, daß seine Furcht vor dem traditionellen „italienischen Schmutz“ unüberwindlich ist.

Je näher man dem Dorfe kommt, desto nervöser werden die fremden Festpilger, da sie der Hunger und die Sorge um anständige Unterkunft quält, zumal die Osterien und die für diesen Tag eigens zu Osterien umgewandelten Privathäuser nur Wein, nicht aber Speisen verabreichen. Für letztere muß man also selbst sorgen. Also ohne Scheu an irgend einen Biedermann herangetreten, der „porchetta“, oder an einen anderen, der Brot, Käse, Schinken feilbietet, und dann mit der schwer erkämpften Beute in ein Weinlokal hinein! Hier gibt’s neue Hindernisse; denn der Andrang ist fürchterlich, es fehlt an Sitzgelegenheit und Eßgeschirr. Praktiker bringen daher Messer, Gabel und vor allem Salz von Hause mit. Mit eini-

Digitized by Google

ger Geduld findet man schon einen Platz, sei es auf einer Bank, einem Balken, oder auf Brettern, die auf Fässern liegen. Bald kommen auch die Hausierer, die Bretzeln, Eier, Obst bringen. Der Schmaus beginnt, der durch einen Wein gewürzt wird, wie man ihn in Rom, geschweige denn in der deutschen Heimat, nicht kriegt. Es dauert nicht lange, da stellen sich auch die Parasiten als Kiebitze ein, Männer, Frauen, Kinder. Sie sind für alles dankbar, selbst für Brotreste, Knochen, Speckschwarten. Haben sie genug gegessen, so stopfen sie in ihre unergründlichen Taschen und Säcke alles hinein, was sie ergattern können, ungesichtet, ungeprüft, denn sie sind nicht heikel.

Nach der stark mit Humor und Fröhlichkeit gewürzten, oft auch musikalisch verschönten Mittagsrast geht's zur Kirche, welche mit ihrer Staffage von barhäuptigen Frauen, die, weil in der Kirche jedem weiblichen Wesen Barhäuptigkeit verboten ist, dem Hutmangel durch Auflegen eines Taschentuchs abgeholfen haben, ein spaßhaftes Bild bietet, zumal das Sonnenlicht, das durch blaue, rote, gelbe Fenster einquillt, die tollsten Farbentänze auf Gesicht und Kleid der Beterinnen aufführt.

Jetzt folgt der Besuch des Krammarktes in der Hauptstraße, die, vom Tor der Klosterburg aus gesehen, ein Bild stellt, wie es höchstens Menzel zu malen vermöchte. Es ist ein Gewimmel von Köpfen, das, von oben betrachtet, einem Teppich gleicht, der aus unzähligen Farbenpunkten zusammengesetzt ist, die wie aufgetupft erscheinen. Hundert Augen möchte man haben, um im einzelnen das kaleidoskopisch wechselnde Bild und seine ineinanderfließende Viel-

Digitized by Google

gestaltigkeit zu studieren. Im Schneckentempo drängt man sich durch, an Bänkelsängern, Wahrsagerinnen, Akrobaten, Blumenhändlern und Stiefelverkäufern vorbei. Dann kommen die kreischenden Fürsten der Eisbuden, die Kuchenbäcker, Tuch- und Huthändler. Keinen Augenblick findet man Muße, um die wunderschönen Gestalten der Frauen und Männer aus dem Gebirge und die vom Wein geröteten feschen Jungfrauen aus den Nachbarstädten zu bewundern, um so mehr, als die Deutschen selbst Bewunderungsobjekt sind, da man sich über ihre naive Schaulust oder ihren Humor vergnügt, der den Römern unverständlich ist, oft aber auch über den steifnackigen Ernst spottet, den viele „tedeschi" nach der Meinung der Römer zeigen. Dann schafft es den letzteren auch ziemliches Ergötzen, daß die blauäugigen und blondhaarigen „Barbaren" bei ihren Einkäufen sich so leicht übers Ohr hauen lassen. Auch ihre Auswahl läßt sie lächeln; denn „zum Andenken" kaufen die Nordländer bunte Riesenschirme, Tamburins, Hampelmänner, Puppen, Tonpfeifen.

Doch bald wird das Höllenspektakel zu viel für deutsche Nerven; denn jetzt denken viele Vornehme aus der Umgegend an die Rückkehr, und ihre Kutscher, die sich Platz schaffen wollen, schreien und fluchen, was das Zeug halten will. Dazwischen erklingt das Töff-Töff der Automobile, und das schrille Pfeifen der fahrbaren Waffelbuden, sowie das Geklingel der Velozipede, unterstrichen vom Grunzen der Hunderte von Schweinen, die von still und selig taumelnden Jünglingen heimwärts getrieben werden. Wir flüchten uns daher auf den großen Klosterhof, erholen uns auf dessen Brüstung an der schönen Aussicht und

ziehen dann vor eine der Hallen, unter deren mächtigen Steingewölben Riesenfässer lagern. Hier finden wir bald lustige Gesellschaft, Deutsche, die mit römischem Bürger- und albanischem Landvolk fraternisieren. Sänger, Mandolinenspieler, Bettler stellen sich ein, und so wird der fröhliche Trunk durch herrlichen Ohrenschmaus und malerische Augenweide zum abwechslungsreichsten Genuß; denn in dieser sonnigen Lichtflut ist jedes Ding an sich schon ein Bild.

Hat man aber heitere Gesellschaft gefunden, so steigert sich der Genuß bei der Rückkehr nach Frascati, wo natürlich Nachsitzung gehalten wird. — Doch, wie könnte man mit Worten die Wonne der Begeisterung schildern, die das Grottaferratafest bei sinnenfrohen Leuten erweckt, die sich im Einerlei des Lebens noch die „Freude am Kleinen" gerettet haben. Diese gottbegnadeten Menschen sehen ja an diesem Feste, was man sonst in Rom oft vergebens sucht, das wirkliche römische Volksleben, das jetzt nur noch, aber zur Maskerade verzerrt, auf den Fabrikbildern der Kunstbazare und auf Ansichtskarten blüht.

Zur Tibermündung.

(Nach Fiumicino und Magliana.)

(Es gibt zwei Wege, um zur Tibermündung zu gelangen. Doch sei im voraus gesagt, daß, wer vorher die Reisebücher liest, z. B. den großen G'sell Fels, leicht Gefahr läuft, enttäuscht zu werden; denn dieser schildert mit einem allzugroßen Aufwand von Gelehrsamkeit Dinge, die einmal waren und deshalb nur Spezialarchäologen interessieren. Gewöhnliche Rei-

sende, zu denen wir uns rechnen, und die wir nur die Poesie der Landschaft genießen wollen, werden sich daher allen archäologischen und historischen Kleinkrams entschlagen und nur so viel, gewissermaßen in der Handtasche mitnehmen, als unbedingt erforderlich ist, um zu wissen, was die Stätten, die wir betreten, so weihevoll macht. —

Man kann auch mit der Eisenbahn nach Fiumicino fahren, aber da nur ein einziger Tageszug — und noch dazu recht langsam — hin und her geht, liegt die Gefahr nahe, daß man einige langweilige Stunden mit in den Kauf nehmen muß. Zwischen Ankunft und Abfahrt des Zuges liegen etwa sechs Stunden. Wer zu hasten liebt, kann also in dieser Zeit über die Isola Sacra nach Ostia (s. folgendes Kapitel) gehen und zur Abfahrtszeit wieder in Fiumicino zurück sein. Aber die Hast läßt kein ruhig Genießen aufkommen.

Am genußreichsten ist der Ausflug auf dem Rade oder im Wagen, zumal man dabei auf Hin- und Rückweg die Wahl zwischen den beiden Wegen hat.)

---

1. Nach Fiumicino über die Via Portuense.

Die Fahrt beginnt bei Porta Portese, die ebenso wie die in ihr mündende Straße ihren Namen dem alten Hafen Roms „Portus“ (jetzt „Porto“) verdankt, den wir heute noch kennen lernen werden. Zehn Minuten vor dem Tore nimmt uns eine Ulmenallee auf, in der uns viele Karren mit Tuffsteinblöcken begegnen, die in der Nähe gebrochen werden. Hinter den Bäumen zieht sich rechts die Geleiseanlage des

Bahnhofs Trastevere, links das öde Gemäuer einiger Fabriken. Plötzlich öffnet sich zur Linken der Blick auf den Testaccio, den wir hier in der Breitseite schauen, und den protestantischen Friedhof. Darüber ragt die Klosterveste S. Anselmo auf dem Aventin. Vor uns krümmt sich der Tiber an dem modernen grellfarbigen Schlachthaus vorbei. Einige Schritte weiter erblicken wir die Eisenbahnbrücke, und hinter ihr, quer über den Strom hingelagert, die Basilika S. Paolo fuori. Im Rücken von uns erscheinen die andern Klosterburgen des Aventin, darunter am imposantesten S. Alessio, und dahinter der Garten der deutschen Botschaft auf dem Kapitol. Im Vordergrunde taucht dann das Albanergebirge auf, doch nur, um wieder zu verschwinden; denn jetzt windet sich unsere Straße durch Mauern und Osterien hindurch.

Zwei Kilometer vor dem Tore geht die Via Portuense rechts ab, unter der Viterboeisenbahn her. In sanfter Steigung sucht sie über die Hügel des Monteverde hinwegzukommen. Eine ganz andere Szenerie umgibt uns, wir sind wie mit einem Schlage in eine Gebirgslandschaft versetzt. Gärten, Landhäuser passieren wir. Die offenen Tore zur Linken gestatten dann und wann einen Ausblick auf den Monte Cavo. Auf der höchsten Steigung folgt rechts eine Gruppe von Bauern- und Arbeiterhäusern. Hinter dem Hause Nr. 150 sind wir auf freier Kuppe und genießen den ungehinderten Ausblick nach Westen und Norden. Im Vordergrunde prangt auf sanftgebogener Hügelwelle ein schönes Landschaftsbild — eine Villa im Kranz von Cypressen und Pinien, von denen eine die Form einer ins Riesenhafte vergrößerten „fla-

Digitized by Google

bella“ hat, die man neben dem Tragthron des Papstes zu sehen pflegt.

Wir umziehen das Fort Portuense. Die Straße schießt steil hinunter, bis sich ein von einem schmucken Landhaus gekrönter Querriegel vorschiebt, Monte del Casaletto geheißen. An seinem Fuße rechts liegt ein kleiner Kirchhof, auf dem manch armer Campagnasklave von Fieber und Entbehrung ausruht. Auf der Höhe treffen wir eine Gruppe von Häusern, von denen eines, die Osteria della Parocchietta (Schenke zur kleinen Pfarrei) im oberen Stocke auch Bildung verzapft, da dieses als Elementarschule dient. Und wieder geht's hinunter und hinauf zu einem neuen Querhügel. Bei Kilometer VI grüßt uns eine braune gotische Villenburg — dann umfängt uns Waldeinsamkeit, die abwechselt mit grünem Grasgehügel. Wieder ergreift uns der zaubersüße Frieden der Campagnawüste. Bei Kilometer VIII steigert sich der Eindruck; denn wir sind in der Sohle eines breiten Quertals, dessen Wiesenparquett sich rechts und links ins Endlose zu dehnen scheint. Zu der trauten Poesie dieses Tales paßt schön das rechts halb zwischen Bäumen verborgene altmodische, burgähnliche Gehöft, und links in der Ferne ein moderner grauer Kastenbau. Menschliche Staffage taucht hier nur selten auf. Nun kommen wir in einen kühlen, duftigen Eichenwald. Auch in ihm ist kein menschlich Wesen zu erblicken. Nur muntere Eidechsen zickzacken wie der Blitz umher, verspottet von lustigen Vöglein, die ihr Morgenlied pfeifen und zwitschern. Plötzlich wird des Waldes Dämmerung belebt. Ein Ritter aus König Artus' Tafelrunde reitet mit eingelegter Lanze auf uns zu und entpuppt sich

Digitized by Google

im Näherkommen als ein stattlicher guardiano.[1]) Der Wald wird wieder abgelöst durch feierlich ernste, hügelige Graswüste, die auch den Touristen feierlich stimmt.

Bei Kilometer XIII, 5 stehen wir auf freier Wiesenhalbkugel, auf der ein einsames Haus träumt. Hier heißt es: Halt! Denn die Aussicht, die sich hier bietet, ist einzig in ihrer Art. Vor uns liegt die geheimnisvoll grüne, blaue Ebene, die hinter dem Waldstreifen der Porto umschließt, und hinter der Häuserinsel von Fiumicino ins historische tyrrhenische Meer hinüberdämmert, auf welchem einst des Aeneas Flotte zum gelobten Lande Latium steuerte. — Wendet man sich nun im Kreise, so erblicken wir zuerst links die Albanerberge im hellgrauen Morgenmantel, und an dessen Saum das wie ein Juwelenschmuck blitzende Frascati. Weiter folgen die Sabinerberge, dann die Peterskuppel, die auf einem schwarzen Samtpolster-aufzusitzen scheint. Links neben ihr sind zahlreiche leuchtende Landhäuser wie Rosen auf den Teppich der Janiculusschleppe aufgestreut, und über ihnen zacken sich die Konturen der etrurischen Berge.

Schweigen ringsum. Nur der Wind murmelt geschwätzig allerlei unfaßbare Traumworte.

Den Hügel hinunter! Der Tiber wird sichtbar. Zur Linken naht die Via Magliana (s. unten), man überschreitet bei der Station Ponte Galera die Eisenbahn nach Pisa-Genua und sieht nun, wie sich unsere Straße zwölf Kilometer lang wie eine schnurgerade Linie durch das Alluvialland des Tibers zieht.

Die Fahrt durch die Einöde wird nicht langweilig;

---

[1]) S. S. 97.

Digitized by Google

denn stets winkt uns der alte Kirchturm von Porto zu und weckt unsere Wißbegier nach dem, was hinter dem waldigen Kranze liegt, aus dem er herausragt.

Porto.

Bei Kilometer XXII kommen wir in eine Pinienallee. Links springt uns plötzlich ein riesiger Dreifuß, aus alten, braunen Ziegelsteinen gebildet, ins Auge, der sich später wie zwei rechtwinklig gegeneinander gestellte Tore ausnimmt. Es ist der erste Gruß aus der alten Stadt Portus. Nun sind wir in einem Walde von riesigen Eukalyptusbäumen, in dessen Lichtungen zur Rechten mehrere stattliche, rote Häuser stehen, deren Fenster und Türen den die Malaria abwehrenden Drahtpanzer zeigen. Sie gehören zum großen Landgute des Fürsten Alessandro Torlonia.

Links, hart am Wege, zwingt uns eine mehrere Meter hohe Inschriftenwand zum Halten, die „Dominicus Pallavicinus Patrit(ii) Gen(eris) Salinii et Portuensis latifundii Herus et auctor“ (Domenico Pallavicini, aus Patrizischem Geschlecht, Herr und Begründer des salinianischen und portuensischen Großgrundbesitzes) ausgraben und in geschmackvollem klassischen Steinrahmen fassen und aufstellen ließ. Diese Inschrift bringt uns die zweite Kunde vom alten Porto, und zwar von seinem Hafen; denn sie besagt, daß Kaiser Claudius Rom vor Überschwemmungen rettete, indem er im Jahre 53 einen Kanal vom Tiber herführte.[1])

Nun erinnern wir uns, daß Claudius es war, der den Hafen von Portus gründete, um einen Ersatz

[1]) Ti. Claudius Drusi F. Caesar Aug. Germanicus Pont. Max. Trib. Potest. VI. Cos. Design. III IMP. XII. Fossis Ductis a Tiberi Operis Portu Caussa Emissisque in Mare Urbem Innundationis Periculo Liberavit.

Digitized by Google

zu schaffen für den immer mehr versandenden Hafen von Ostia. Es war ein Werk der Notwendigkeit; denn ohne guten Hafen war Rom der Teuerung und der Hungersnot ausgesetzt.

Wir schreiten weiter durch ein Tor, das eine lang sich hinziehende Ruinenmauer durchbricht. Früher war dieses der Triumphbogen, der zu Ehren der Erbauung des zweiten Hafens in Porto von Kaiser Trajan errichtet wurde. Rechts blinkt bläuliches Wasser in einem seeartigen Teich, dessen Oberfläche durch die Umzingelung des mählich vordringenden Sumpfrohrs bedroht ist. Das ist der innere Hafen von Portus, den Trajan im Süden des alten Claudiushafens anlegte. Seine ursprüngliche sechseckige Form ist nicht mehr zu erkennen. Auch von den stolzen Quais, wo die Waren aus den Seeschiffen in die Tiberkähne umgeladen wurden, und von den Riesenmagazinen, die früher hier ragten, ist nichts mehr zu sehen.

Wenn uns schon oft in Rom und namentlich in der Campagna die Trauer ob der Vergänglichkeit alles Irdischen ergreift, so packt sie uns an dieser Stelle doppelt. Denkt man an das Getümmel im heutigen Hafen von Genua, so sträubt sich jede Fiber, jede Faser in uns gegen die Gewißheit, daß so buntes, lautes Leben einst auch verwehen, verschwinden wird, und doch, was ist von dem Leben dieses Hafens hier übrig geblieben, von einem Leben, das jedenfalls lauter, malerischer, reizvoller war, als das im Genua von heute; denn nach Portus kamen zur Glanzzeit des römischen Kaisertums Syrer, Griechen, Ägypter, Karthager, Araber, Spanier, Ligurer, Gallier u. s. w., um mit ihren Gaben Roms unstillbaren Appetit zu befriedigen und seine Gier nach Gold,

Digitized by Google

Elfenbein, Marmor, Gewürze, Parfüms, Seide und Purpur. Und nun? Fast scheint es, als ob auch der zum Märchenteich gewandelte Hafen selbst in schmerzlicher Trauer ob des verschwundenen Glanzes still vor sich hinbrüte. Zu träumen scheinen auch die Pinien ringsum, die dort nun ragen, wo einst ihre Ahnen und deren Vettern als stolze Mastbäume mit dem buntesten Wimpelschmuck prunkten. Als nach dem Sturz des römischen Reiches Roms Bedeutung sank, wuchs die Wichtigkeit von Portus, wenn auch sein Handel zurückging; denn da die Campagna immer mehr verödete und die Heere fehlten, welche die Zufuhr aus Norden und Osten hätten sichern können, so war Rom für seine Verpflegung fast nur auf Portus angewiesen. Drum zeigten sich auch alle Feinde, die Rom bedrohten, stets darauf bedacht, sich zuerst jener Hafenstadt zu bemächtigen. So erblickt denn der in alten Historien erfahrene Mann im Geiste hier den grimmigen Vandalenkönig Geiserich, der, von der Kaiserin Eudoxia gerufen, 455 in Portus landete und über die Via Portuensis nach Rom zog. Vergebens versucht Leo I., der Große, der wenige Jahre vorher am Mincio den Hunnenkönig Attila zur Umkehr vermocht hatte, sein Glück auch bei dem Vandalen. Es nutzt ihm nichts, daß er ihm mit allem Pomp entgegenzieht. Das Einzige, was er erreicht, ist, daß Geiserich verspricht, er wolle es bei der Plünderung der Stadt bewenden lassen. Zweiundachtzig Jahre später erscheint der Ostgotenkönig Vitiges in Portus, um Belisar die Zufuhr abzuschneiden. Totilas, sein Nachfolger, erobert 546 Portus, zugleich aber auch die Getreideflotte Belisars und lehrt dadurch die Römer die Kunst des Hungerns.

Am Ende desselben Jahres erscheint Belisar vom Meere her an der Tibermündung, welche die Ostgoten durch eine Brücke und Ketten gesperrt hatten. Zwar gelingt es ihm, durch ein Feuerschiff das Hindernis zu zerstören, als er aber erfährt, daß Portus samt seiner dort weilenden Gattin in den Händen der Feinde sei, die zudem auch die Kriegskasse erbeutet hätten, muß er den Rückzug antreten. Nicht genug damit, überfällt ihn auch noch das Fieber, so daß er den Einzug der Ostgoten in die ewige Stadt nicht hindern kann. Erst vier Jahre nachher, 550, erobern die Byzantiner Portus zurück, doch nicht auf lange. Definitiv aber wurden die Ostgoten erst durch Belisars Nachfolger, den Exarchen Narses, aus Latium vertrieben.

Links taucht das mittelalterliche braune Kastell auf, das sich aber seiner früheren militärischen Schneidigkeit längst entwöhnt hat und im Laufe der Zeiten civilistenschlotterig, ja bäuerisch geworden ist. Hundertfünfzig Schritt weiter links sehen wir eine Häusergruppe um den alten ausgedienten Bischofspalast herum, — das Bischofstum von Porto existiert ja nur noch als Titel — und die alte Kirche S. Rufina, deren schöner, schlanker, durch Quersimse gegliederter Campanile an das Jahrhundert erinnert — das neunte —, wo Porto nach zweihundertjährigem Schweigen zuerst wieder genannt wird. Damals war die Stadt schon so sehr verfallen, daß Papst Leo IV., um Roms Lebensader nicht sterben zu lassen, 852 aus Korsika Einwanderer kommen und Stadt und Hafen neu aufbauen ließ. Aber beider Gebiet war schon halb verödet und versumpft. Die junge Kolonie wurde darum bald zur Hälfte vom Fieber dezimiert. Die übrige Hälfte aber sichelten die Sarazenen nieder. Da

ermannte sich im Jahre 877 Papst Johann VIII., und als der erste unter den Päpsten schuf er eine päpstliche Flotte, die von Porto auslief und die Sarazenen am Kap Circe schlug. Das war aber nur ein vorübergehender Erfolg. Bald darauf konnte er die Sarazenen nur noch durch Zahlung eines jährlichen Tributs fernhalten. Kurze Zeit nachher versandeten auch die Häfen von Porto — und damit endete auch die Geschichte der Stadt. Erst Ende des 16. Jahrhunderts erinnerten sich die Päpste des unglücklichen Ortes, indem sie den Tiberarm, der nach der Gegend des heutigen Fiumicino führte, neu kanalisieren ließen. Das halbtote Porto vegetierte nun noch weiter, bis es 1821 durch Versetzung seines Bistums nach Civitavecchia auch kirchlich getötet wurde.

Fiumicino.

Auf der Weiterfahrt erscheint bald zur Linken der obengenannte Tiberarm. Durch eine schattige Allee kommt man nach dem drei bis vier Kilometer entfernten Fiumicino, einem Flecken, der erst 1825 entstand — und daher keine altersgeheiligten Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat. Beim Eintritt in den Ort macht sich rechts der kleine Bahnhof schüchtern bemerkbar, links aber weniger schüchtern die stattliche Flucht der vielen kleinen Zweimaster, die am Kanalquai liegen und die schmale Wasserstraße fast verstopfen. Wir ziehen an einer langweiligen Reihe von Häusern vorbei, die entweder Läden oder Osterien enthalten. Die besseren Gasthäuser sind nur im Frühling, zur Zeit des Vogelmassenmordes, geöffnet; wer also nicht zur Saison kommt, muß sich auf gut Glück, oder auf seinen Kutscher und auf seine eigenen

Digitized by Google

Augen verlassen, wenn er eine Labestätte sucht. Vielleicht aber paßt ihm die „Osteria dei velocipedisti“.

Nach kleiner Stärkung ziehen wir zur Hauptsehenswürdigkeit des Ortes, zum Turmkastell der Zollwächter, das Clemens XIV., der durch die Unterdrückung des Jesuitenordens und den Bau des Museo Clementino bekannte Papst, im Jahre 1773 erbaute — und zwar damals hart am Strande, während dieser jetzt schon vierhundert Meter hinausgeschoben ist, dank der unermüdlichen Sandablagerung des Tibers. Ein gewaltiger und doch gefälliger Bau ist das Kastell, weil sein Unterbau nach unten abschweift, und so die Masse des viereckigen Stumpfes weniger breit erscheint. Sein von schmucken Pechnasen umkragtes Dach trägt ein kleines Türmchen.

Die freundlichen blaugelben Zollwächter gestatten gern den Aufstieg.

Oben angekommen, ist selbst der verwöhnteste Reisende ob dieser in ihrer Art einzigen Aussicht verblüfft, um so mehr, wenn er Empfindung für historische Schauer, Empfindung für die poetische Sagenwelt Homers und Virgils hat; denn zu seinen Füßen erstreckt sich Latiums Küste vom Capo Lunare, das uns im Norden den Blick auf Civitavecchia entzieht, bis zum Felsen der Zauberin Circe. Unser Blick schweift über Ostia, wo das alte Laurentum lag, in dessen Nähe Äneas landete. Und wie seltsam ist dieses Strandgebiet, das ganz aus gelbem Sand besteht, auf welchem, Düngerhaufen gleich, kleine grüne Grasbuckel verstreut sind. Ab und zu sieht man auch Strecken von Sumpfwald, so im Norden auf der Stätte des alten Fregenae am Fluß Arrone, der von der sagenreichen Gegend von Veji herkommt,

dann den wildreichen (Eber und Schnepfen) Sumpf und Wald von Maccarese, aus dem ein großer Bau mit zwei Essen, die Pumpstation, hervorragt, die das unter dem Meeresspiegel liegende Land in rastloser Arbeit zu entwässern sucht. Dann verfolgt unser entzückter Blick wieder die Linien des Küstensaumes, der einen Halbkreis bildet. Malerisch brandet das Meer in weißem Wellentrutz gegen den gelben Sandwall. Nun sieht man, wie der gelbe Tiber sich derart energisch in das Meer hineinbohrt, daß er dieses auch gelb färbt. Jetzt wenden wir uns nach Rom. Die Peterskirche gleicht einem Mann, der bis zur Nasenspitze im Wasser steht. Dann winken die etrurischen Berge, während wir die Albanerberge von einer ganz anderen Seite kennen lernen. Der Monte Cavo sieht ganz verschroben aus, Frascati hingegen bleibt sich in seinem Glanz und Schimmer gleich.

Schön ist auch das Bild des Hafens unter uns, der trotz seiner Kleinheit 35000 t. jährlich bewältigt, schön auch Porto mit seinem Wald und seinen Ruinen, und die Vorposten Etruriens nach der Gegend von Corneto zu. Nun drängt sich in Ostia der mächtige runde Kastellturm auf, der von hier aus gesehen einem zweiten Cäcilia Metellagrab ähnelt. In seiner Nähe schauen wir eine andere Pumpstation. Schließlich kehren wir nach der südlichen Küste zurück, die wie eine gelbgrün, braun und blau gleißende Reliefkarte sich ausnimmt, bis sie sich im Urwald verliert. Jenseits des Tiberarms von Ostia ragt ein anderer Wartturm der Zöllner, die Torre San Michele, auf den das goldig glitzernde Meer schöne Reflexe wirft.

Diese Zollwarttürme an den italienischen Küsten

Digitized by Google

haben jetzt den schönsten Frieden, keine Sarazenen, keine Korsaren, keine Schmuggler bedrohen sie mehr, höchstens in dieser Gegend noch die Malaria, doch auch deren Bekämpfung ist leichter geworden. Das sehen wir, wenn wir beim Hinuntersteigen einen Blick in die Schlaf- und Wachtstuben werfen, wo wir die Nachtuniform der patrouillierenden Wächter schauen, deren charakteristischste Bestandteile der Tropenhelm mit dem Schleiernetz sind, das Kopf, Hals und Brust bedeckt. Auch Handschuhe, die bis über die Ärmel gehen, gehören dazu. —

Ist ein Sergeant oder Brigadiere zugegen, so bitten wir diesen, uns in das Untergeschoß des Turmes zu führen. Im ersten Gemach können wir uns davon überzeugen, wie fruchtbar dieses Gebiet hier ist, das so sträflich verwahrlost wurde; denn hier liegen Kürbisse herum, die einen Durchmesser von 80 bis 90 Zentimeter und ein Gewicht von einem Zentner und mehr haben. Nun steigen wir auf schmaler Treppe in die Gewölbe unter dem Meeresspiegel, wo uns der Schrecken jener Zeiten entgegengrinst, da der Papst noch weltlicher Herrscher war, und in seinem und der Kirche Namen finstere Machthaber die Gefängnisse mit allen denen bevölkerten, die sich nach politischer Freiheit und Befreiung vom Gewissenszwang sehnten, — denn auch dieses unterirdische Gewölbe war Gefängnis, und ein fürchterliches dazu. Wir sehen noch die Löcher, wo die Ketten hingen, sehen auch in einem in die Außenmauer gebrochenen Schacht, der schräg zu einem fußhohen und drei Zoll breiten Luftspalt führt, Spuren von Löchern, welche die Gefangenen gebrochen, um zu diesem Auslug gelangen zu können. Auch mit gelber Farbe, viel-

Digitized by Google

leicht gar mit Kot und Schmutz gemalte Inschriften sehen wir ringsum, die zum Hohn vom päpstlichen Wappen, das die Schlüssel und die Tiara trägt, umrahmt sind. Besonders fällt uns eine aus dem Jahre 1836 auf, in der wir noch die Worte entziffern können: „. . . misero me . . . lacrime . . . sono in prigione . . .“ Daneben sehen wir auch Frauenköpfe und Fratzen. Doch noch schrecklichere Räume hat das Gefängnis. Hinten rechts starrt ein niedriger Türraum, einer Kiste gleich. Er führt zu einem Gelaß von drei Metern im Geviert. Offenbar hatte er Doppeltüren, so daß der Wächter, um das Entrinnen unmöglich zu machen, die zweite Tür erst öffnete, nachdem er die erste wieder geschlossen hatte. Und nun hebt der Führer in der Mitte des Gelasses eine Platte in die Höhe und wirft ein brennendes Papierbündel in das untenliegende Kerkerloch hinein, aus dem ein widriger Modergeruch emporsteigt.

Hierhin sollte man jeden führen, der sofort Zeter und Mordio schreit, wenn ein anderer, der die Geschichte des Kirchenstaates kennt, von der weltlichen Herrschaft der Päpste nicht gerade erbaut ist. Man kann ihn bei diesem Anblick ruhig seinen eigenen Gedanken überlassen; um so mehr, da die eifrigen Katholiken, die keine Geschichtsbildung haben, jeden sofort als unmoralischen Menschen brandmarken, der anders spricht, als es der Pfarrer erlaubt. Sind aber beim Anblick dieses Kerkers einem frommen Katholiken Zweifel aufgestiegen, so möge er doch die Sonette Bellis, des Juvenals des 19. Jahrhunderts, lesen, und er wird dann bekennen müssen, daß sich auch viel Elend hinter dem Glanz und Pomp der Papstherrschaft verbarg.

Digitized by Google

Da ich gerade Belli zitiert habe, so gedenke ich des Sonettes vom 13. Mai 1835, in welchem er die Reise des Papstes Gregors XVI. und seines Vertrauten Ghitanino[1]) nach Fiumicino schildert. Gregor XVI. wollte damals ein Projekt studieren, das das Meer von Fiumicino nach Rom bringen sollte. An dem festlichen Tage war auch ein solenner Fischzug im Programm vorgesehen, der aber wegen des stürmischen Wetters mißlang. Um den enttäuschten Papst zu trösten, improvisierte Pater Rosani von den Scuole Pie folgende Schmeichel-Disticha:

„Dat tellus spectacla tibi, dat aequor,
Fluctibus hoc raucis plaudit, et illa sono.
Quod si pisciculos tibi retia bina negarunt,
Haec est, ni fallor, Maxime, causa, Pater:
Namque tibi piscari homines dedit ille Magister,
Cuius in orbe sacro fungeris officio.“[2])

Ob wohl die Insassen des Turmgefängnisses diese Worte damals vernommen haben? — — — Jedenfalls sind sie mißtönig, wenn man das Fiumicino jener Zeit so kennt, wie es auch Waiblinger gesehen hat, der es also schildert im Jahre 1828:

---

[1]) Ghitanino = Cajetanchen, Spitzname für Caetano Moroni, den Barbier und Aderlasser des Kardinals Cappellari und spätern Papstes Gregors XVI. Er ist auch als Verfasser eines Kirchlichen Lexikons berühmt, das sich auf Befehl der Regierung alle Beamten anschaffen mußten.

[2]) Ein Schauspiel gibt dir die Erde und Schauspiel dir auch das Meer,
Dies applaudiert mit Wogengebraus, und jene mit Jubel.
Zwar brachten Fische dir nicht die doppelten maschigen Netze,
Doch versteht sich dies wohl, höchster Vater, von selbst;
Denn es gebot dir, statt Fische, Menschen zu fangen,
Jener Meister, dess' Amt du hinnieden bekleidst.“

Digitized by Google

„Freude gewährt dir die Ebene des weiten, unendlichen Meeres,
Trauerend blickst du von hier in die Campagna zurück,
Bettler und Fischer umgeben Matrosen, Verbrecher,
Mönche, Soldaten, und kurz Bilder des Jammerns dich nur.“

Weg mit diesen Bildern aus unschöner Vergangenheit. Froh steigen wir wieder zum Licht empor und lassen unser entzücktes Auge nochmals über die schöne Landschaft schweifen.

2. Nach Fiumicino über die Via Magliana.

Über die Fahrt von Porta Portese bis zwei Kilometer vor dem Tor, wo die Via Portuense rechts abgeht, siehe oben S. 124. Man geht immer geradeaus. Nach kurzer Zeit sieht man sich S. Paolo fuori le Mura gegenüber, das, von hier aus gesehen, sein bestes Bild stellt. Die Pracht der Mosaikfassade wird durch die Reflexe der Tiberwellen gehoben. Seeartig buchtet sich hier der Fluß aus.

Bei Kilometer V geht die neue Brücke über den Tiber nach der Via Ostiense hinüber. Die Straße, die immer eben verläuft, wird einförmig. Rechts und links schießt starrendes Rohr aus der Erde. Dann wird die Straße freier. Man kommt ins Weideland. Die Straße geht auf und ab, Grashügel in den bizarrsten Formen rücken zu uns heran. Sie sind von Pferden, Ochsen, Schafen, Ziegen belebt. Bei Kilometer VII bietet sich nach rückwärts eine schöne Aussicht auf die Albanerberge und vorwärts auf das Walddickicht der Küste. Bald kommen wir zu einigen stattlichen, aber verwahrlosten Häusern, von denen

Digitized by Google

eines die **Osteria Magliana** birgt. Wer Archäologe ist, muß unbedingt hier halten; denn auf den Hügeln rechts von dieser Osteria lagen einst Hain und Tempel der **Arvalbrüder**, deren marmorne Festberichte in dem jetzt als vigna Jacobini bekannten Gebiet gefunden wurden. Wer aber nicht Archäologe ist, kann sich den Gang sparen, um so mehr, als es verlorne Liebesmühe wäre, ihm lang und breit aus mythologischen Büchern über des Wesen dieser Arvalbrüder Belehrung zu verschaffen, die sicherlich zur Kaiserzeit nichts anderes waren, als heutzutage das Kapitel der Ritter vom schwarzen Adlerorden. Wie diese hielten sie alljährlich ihr Ordensfest, und zwar im Mai ab.

Einen Kilometer weiter, nachdem man die Eisenbahn und einen Hügelvorposten überschritten hat, kommt man zu einer grünen Talebene, die sich links von der Straße bis zum Tiber zieht. Hier sieht man die Überreste eines kunstgeschichtlich berühmten Baues, der

Magliana.

Zur Linken ragt ein düsterer Steinkasten, dessen Längsschnitt ein unregelmäßiges Trapez darstellt, ihm gegenüber schläft ein mächtiger kastellartiger Wirtschaftshof. Wer etwa die Gewohnheit hat, Reisebücher vorher zu lesen und zufällig so G'sell-Fels' „Rom und die Campagna“ studiert hat, wird bei dem Besuch dieses **Tenimento** (Landgut) **Magliana** stark enttäuscht sein, weil er sich zu große Dinge erwartete. In Wirklichkeit heißt es hier: „Es war einmal“. Nur derjenige, der hohe Achtung vor den Renaissancepäpsten Julius II. und Leo X. hat, und daher die

Digitized by Google

frühere Stätte ihrer Lustbarkeiten mit verehrungsscheuer Neugier kennen lernen will, kommt hier auf seine Kosten. Was eventuell den Besuch heute noch lohnen würde, die Fresken von Raffaels Mitschüler Spagna, welche die Säle des päpstlichen Jagdschlosses zierten, so sind auch sie nicht mehr hier, zum Teil sind sie nach dem Louvre, zum Teil in die Galerie des Kapitols gewandert, wo noch zehn Stück, die Apollo und die Musen darstellen, su sehen sind.

Wir treten in den Hof, der auf drei Seiten von Gebäuden umgeben, auf der vierten durch eine Mauer abgeschlossen ist. Man sieht nichts Besonderes, nur an der zum Fluß gerichteten Seite eine von zwei plumpen Säulen gestützte Halle. Die Fenster über ihr zeigen noch den Namen Innocenz VIII. Vielleicht könnte man mit einigem guten Willen in den Innengemächern noch Spuren der Vergangenheit finden, aber die Borghese, denen das Gut gehört, halten sie verschlossen.

Gleichwohl ist der Besuch von Magliana interessant, weil er phantasiebegabten Leuten Gelegenheit gibt, poetisch über den Wandel der Zeiten nachzudenken. Es sollte doch nur heute einmal ein Papst auf die Jagd gehen! Würde er nicht das feine Empfinden frommer Katholiken grob verletzen? Damals aber war dies gang und gäbe, und niemand fand etwas darin, daß Sixtus IV., der doch von Hause aus Mönch, und sogar Franziskaner, gewesen war, der Erbauer der sixtinischen Kapelle, sich hier um 1475 ein Jagdschloß schuf.[1]) Daß sein Nachfolger

---

[1]) Die Welt- und Jagdlust muß zu seiner Zeit überhaupt sehr groß gewesen sein; denn Sixtus IV. erließ selbst ein Edikt gegen die waidfrohen Kardinäle: „cardinales abstineant a venationibus clamo-

Digitized by Google

Innocenz VIII., der lasterhafte Genueser, das Jagdschloß erweiterte, ließ sich schon eher verstehen; denn er war ja ein Papst sui generis und hatte auch Geld genug, da er zu seinen übrigen Einkünften jährlich 40000 Dukaten vom Sultan Bajasid empfing, und zwar dafür, daß er ihm seinen Bruder und Nebenbuhler Dschem, der in Rhodus den Maltesern in die Hände gefallen war, in Rom als Gefangenen zurückhielt. Zu Innocenz' VIII. Zeit ging es überhaupt recht heiter zu, sagt doch ein Chronist von damals: „Non discerneres, an magis Mars, an Aphrodite, an Lyaeus dominaretur" (Man könnte nicht unterscheiden, ob Mars, oder Venus, oder Bacchus am meisten herrschte). Damals zeichnete sich ja auch Kardinal Borgia, der spätere Papst Alexander VI., als Stierkämpfer aus. Julius II. verwandelte das Jagdschloß in einen Palast, wohin der prachtliebende Mann oft auch seine Künstler Michelangelo, Raffael, Bramante, San Gallo einlud. Unter seinem Nachfolger Leo X. ging es aber im Vatikan, also auch in dem Lustschloß von Magliana, noch prächtiger und lustiger zu, war doch Leos X. Weltanschauung in den Worten charakterisiert, die er nach seiner Wahl seinem Bruder Giuliano sagte: „Godiamoci il papato, porchè Dio ce l'ha dato." (Da uns Gott einmal das Papsttum gegeben hat, so wollen's wir auch recht genießen.) Kein Wunder daher, daß man sagte, sein Pontifikat sei ein fortlaufendes Bacchanal gewesen, und Erasmus in einem Briefe schrieb, „er müßte Lethewasser trinken, um die süße Erinnerung an Rom zu verscheuchen".

---

rosis et canibus et accipitribus alendis, rumore ac sonitu cornium et latratu canium, quae non sine maximo scandalo saeculorum fieri videntur." S. Filippo Clementi, „Carnevale Romano."

Digitized by Google

Auch Gregorovius bemerkt: „Sah man die Festzüge des Papstes, wenn er von seinen Jagden aus Magliana zurückkehrte, den Falken auf der Faust, hinter sich herziehend Meuten von Hunden und schwer beladene Karren, sah man die Schwärme von Dienern, das Gefolge der Kardinäle und die fröhliche Schar der römischen Dichter, die Menge der Barone und Principi, und hörte man den Lärm, den das Ganze verursachte, so hätte man es für einen Zug von Bacchanten halten können." Leo X. war es auch, der das alte Carnevalsprogramm durch die Einführung von Prunkjagden erweiterte, bei denen ihn sein Hofnarr, der Mönch Mariano, begleitete, der seine Gunst durch das kecke Wort gewonnen hatte, „viviamo santo babbo, perchè ogni cosa è burla!" (Nur lustig drauf los gelebt, heiliger Vater, weil doch alles nur Spaß ist.) Das Verzeichnis seiner Jagdausflüge, das Professor Gnoli aufgestellt hat, ist geradezu enorm. Übrigens starb Leo X. auch in Magliana lustig, wie er gelebt, während Dichter und Schauspieler sich um ihn drängten, um ihn durch eine Komödie zu belustigen. Als der ernste Clemens VIII. (Aldobrandini) 1592—1605 regierte, kamen für Magliana böse Tage. Er verkaufte das Schloß, die Stätte lärmender Freuden, an die Nonnen von S. Cecilia. Später kam die Malaria und vollendete den Untergang der alten Herrlichkeit, und zuletzt die Prosa der Ackerwirtschaft. Jetzt ist auch schon nicht mehr wahr, was G'sell-Fels schreibt: „zum baumbepflanzten, anmutigen Tenimento Magliana nahe dem Tiber und den waldigen, zur Jagd geeigneten Hügeln". Weder Baum, noch waldige Hügel, noch Jagd sieht man heute, sondern nur grüne, fast melancholische Wüste.

Digitized by Google

Nach fünf Minuten vereinigt sich die Via Magliana mit der Via Portuensis bei Ponte Galera. Die Strecke, die nun folgt, ist S. 127 beschrieben.

Nach Ostia und Castel Fusano.

(Um den Ausflug nach Ostia zu einem vollkommenen, genußreichen Tagesausflug zu gestalten, bei welchem außer der Archäologie auch die stets neue und ewig alte Zauberpracht von Wald und Meeresstrand zu Worte kommen, empfiehlt es sich, auch das königliche Jagdschloß Castel Fusano zu besuchen, das aber nur Sonntags und Donnerstags zugänglich ist, und zwar nur gegen „permesso", den man im königlichen Hausministerium [Via Quirinale, gegenüber der Längsseite des Königspalastes] kostenlos erhält.)

Ostia! Ein Name voller historischer Schauer! Wer möchte nicht gerne zu diesem „Pompeji der Küste" ziehen? Aber — und wie wenigen gelingt es, sich zu diesem Ausfluge aufzuschwingen, und das nur einundzwanzig Kilometer von Rom entfernte Ruinenheiligtum zu sehen. Freilich. In manchen Dingen zeigt auch das moderne Rom noch vorsintflutliche Zustände. Das ist ja auch der Grund, weshalb die meisten Romreisenden von den schönsten Herrlichkeiten der Campagna selten oder nie etwas zu sehen kriegen. Einundzwanzig Kilometer nur! Und doch kostet der Ausflug fast ein Vermögen. Nur der Radler ist glücklicher daran, oder der rüstige Fußgänger. Die anderen Reisenden müssen entweder den Umweg über Fiumicino wählen, oder einen Wagen

Digitized by Google

nehmen. Einen viersitzigen Wagen bekommt der unbelehrte Fremde nicht unter fünfzig Lire. Man tut also gut daran, sich an ansässige Bekannte zu wenden oder sich mit anderen zu einer größeren Gesellschaft zusammenzutun, die leicht einen Omnibus oder Kremser findet.

Vielleicht ist zu hoffen, daß in einigen Jahren eine elektrische Bahn nach Ostia-Laurentum zieht; denn König Viktor Emanuel III. hat die Legende zerstört, als ob der Hof aus Rücksicht auf seinen Wildschweinpark in Castel Fusano jeden Eisenbahnbau in diesem Gebiet zu verhindern strebte, indem er im Gegenteil dessen Beschleunigung anempfahl. Ist erst die Bahn fertig, so wird jeder Reisende pflichtgemäß Ostia ebenso „mitnehmen", wie jetzt Tivoli, — und dann werden auch die Wagen billiger werden. Das aber wäre ein Glück für alle Campagnafreunde, denn der Wüste schönste Reize genießt man nur auf Spaziergängen, Radfahrten oder Wagenfahrten, bei denen man nach Belieben an den schönsten Punkten halten kann, um sich an der Poesie der klassischen Landschaft zu erbauen.

Die Fahrt beginnt am Tor S. Paolo. Die erste Strecke der Via Ostiensis, vom Tor bis zur Basilika S. Paolo fuori le mura, wurde schon im ersten Bande S. 177 geschildert. Unsere Gedanken schweifen in die erste Zeit des Christentums zurück; ziehen wir doch dieselbe Straße, auf der der Apostel Paulus der Überlieferung zufolge zur Hinrichtung schritt, und ist doch die verkehrsreiche alte Hafenstadt Roms unser Ziel, in der sich die neue Lehre am schnellsten ausbreitete; eine Tatsache, welche die spätere Kirche dadurch an-

erkannte, daß sie dem Bischof von Ostia den höchsten Rang nach dem römischen einräumte. Das gilt bis auf den heutigen Tag; denn der Kardinalerzbischof von Ostia, der erste unter den sieben „suburbikaren“ Bischöfen, hat das Recht, den neuen Papst zu weihen.

Nach der Basilika S. Paolo geht die Straße geradeaus bis zur Osteria Ponticello, wo sie sich gabelt. Wir halten uns rechts. Etwa einen Kilometer von der Basilika entfernt, rasten wir dort, wo links ein Weg zur Höhe steigt. Ein schöner Rückblick bietet sich uns. Im Vordergrunde schlängelt sich der Tiber in anmutigen Windungen. Auf den Höhen des anderen Ufers grüßen pinienumkränzte Vignen (Weingärten). Weiterhin erblicken wir die spanische Akademie auf dem Janiculus, auf dessen nordöstlichem Rande die Laterne der Peterskuppel hervorlugt. Weiter rechts sehen wir ein Stück des Testaccio, dann den Paulsdom, und dahinter die trotzige Klosterburg des Aventin, Sant Anselmo, dem eine wie hingetupfte Wand blauer Berggipfel als Folie dient. In völligem Einsamkeitsfrieden bewundern wir dies schöne Panorama; denn Straße und Fluß sind hier ohne Verkehr. Nach 1904 wird es wohl auf dem Tiber lebendiger werden, wenn das Schiffahrtsmonopol erlischt, das die päpstliche Regierung einer Gesellschaft gegeben hatte, die es nicht modern auszunützen verstand. —

Zunächst scheint die weitere Fahrt nicht gerade kurzweilig. Haben wir aber die primitiven Ladestellen passiert, wo die berühmte braune Mörtelerde (pozzolona), die in den nahen Gruben gewonnen wird, in die Schiffe wandert, so ändert sich die Sache. Ab und zu begegnen uns Karren, die aus den Gestrüppwäldern der Küste (macchie) Reisig bringen.

Digitized by Google

Dann wird auch der Blick nach vorn freier. Die in blauem Duft brodelnde Küste lockt, ja saugt uns förmlich an, und zur Linken löst eine poetische Hügellandschaft die andere ab. Auch der Tiber zeigt sich oft von seiner schönsten Seite. Namentlich im Herbst sind die grünen Hügel recht ergötzlich, wenn die neugeborenen Lämmlein und Zicklein zu Hunderten ihre ersten täppischen Springversuche machen.

Bei Kilometer VII, wo ein kleines Kirchlein mit einer Osteria zusammengewachsen ist, und links die Via Decima zum Landgut gleichen Namens abgeht, bietet sich wieder ein schönes Panorama. Zwischen zwei grünen Hügeln reckt der ultraminblaue Monte Cavo Hals und Kopf in die Höhe, und über dem graugrün-braunen Kirchlein der Monte Gennaro seine Spitze. Vor uns aber, der Küste zu, bemerken wir einen bebuschten, bläulich-schwarzen Querriegel. Es sind die Hügel der Decima, die wir übersteigen müssen, um in die Küstenebene zu gelangen. Auf der anderen Seite des Stromes tauchen die beiden grauen Steinmassen, die Reste von Magliana, des ehemaligen Jagdschlosses der Renaissancepäpste, aus der niederen Wiese auf. Melancholisch blicken sie drein, als dächten sie vergangenen Festglanzes.

An Tuffsteingruben vorbei! Ab und zu begegnen wir Männer und Frauen, welche in den macchie Schwämme suchten und nun zur Stadt pilgern, wo sie vom Stadtpolizisten angehalten und zum Kapitol geführt werden, damit der Stadtchemiker die gute von der schlechten Ware sondern könne.

Beim zehnten Kilometer blicken wir rechts. Wie scheinen jenseits des Tibers die alten Weiden so grau, während der Fluß selbst, der hier fast einen Kreis

bildet, eine Insel abzirkelt, auf der viele grüne Ulmen mit den Weiden wetteifern. Nach wenigen Schritten ragt links ein antikes Grab auf, dessen Inschrift fast unleserlich ist. Wir beginnen zu entziffern und haben auch schon „M. Stlaccius C. T. Coll. Coranius Praef. Fabrum Equ . . .“ buchstabiert, als uns die Landschaft weiterzieht. Bald betreten wir eine efeubewachsene Ulmenallee, die einer verkleinerten Ausgabe der Galleria di sotto[1]) gleicht. Auf der Höhe, Kilometer XIV, halt! Hier winkt dem rückwärts Schauenden ein Alpenpanorama, wie man es ähnlich auf den Moorhaiden bei München genießt. Wohin wir blicken, einförmiges ödes Grün, kein Baum, kein Strauch, kein Haus zu sehen, nur die Peterskuppel ist sichtbar, aber am Horizont ragen im weiten Halbkreis hellblaue Bergkulissen. Von Etrurien über die Sabina bis zum Volskerland sieht man alle bekannten Berggipfel, aber auch einige, die man in Rom selten zu schauen bekommt, so den Monte Pellecchia hinter dem Monte Gennaro und den doppelköpfigen Velino, der uns Grüße aus den Abruzzen und vom Fucinersee bringt, in dessen Nähe Konradin einst seinen Thron verlor.

„Unerschütterlich glänzt die Schneepyramide zum Himmel.
Römer kamen, es kam selber der Deutsche, sie blieb!
Ja, sie ist ewig, und wäre sie's nicht, sie stürzte zusammen.
Als du die Feldschlacht hier, letzter der Staufen, verlorst.“
(Waiblinger.)

---

[1]) S. S. 14.

Digitized by Google

Wir kommen nun in Eichenwald. Vor uns öffnet sich das Küstenpanorama, das beim ersten Hinschauen der Ebene von Brügge in Belgien gleicht. Doch bald merkt man den Unterschied; denn die latinische Küste zeigt lieblicheres Blau unter der heißeren Sonne. Auch findet man in den nordischen Niederungen diese ganz besondere lichte Melancholie nicht, die über dieser Gegend lagert. Ein unsagbarer, geheimnisvoller Reiz ist über diese Einsamkeit ausgebreitet. Mag sein, daß unser Auge beeinflußt ist, daß es durch die Brille der Geschichte sieht, die hier viertausend Jahre zurückgeht.

Erst zwei Kilometer vor Ostia kommen wir aus der öden und doch so malerischen Wildnis heraus, und sehen nun hier und da Ackerland, wo noch vor zehn Jahren Sumpfseen glitzerten und die Luft verpesteten. Dem königlichen Hause und der Staatsregierung ist es zu verdanken, daß hier wenigstens ein Anfang zur Bodenmelioration gemacht werden konnte. Freilich glauben viele Praktiker, König Umberto und sein Sohn hätten nutzlos große Summen ausgegeben, weil es ein Fehler war, das unter dem Meeresspiegel liegende Land durch Pumpen[1]) zu retten, anstatt es durch Aufschüttung zu erhöhen.

In der Ferne erblicken wir jetzt zur Linken am Waldessaum ein Gutshaus mit hohen Essen, es gehört zum königlichen Besitz Castel Porziano, dem Lieblings-Jagdgrund des Königs. Vor uns, ganz in der Nähe, taucht darauf ein großes gelbes rotbedachtes Haus auf, das die Aufschrift zeigt: „Colonia Ravennate. Dono Reale.“ (Ravennatische Kolonie. König-

---

[1]) S. S. 133.

Digitized by Google

liches Geschenk.) Es sind wagemutige Leute, diese „Genossen" von Ravenna, die hier, von Fieber und Sumpf umgeben, eine Art von sozialistischem Gemeinwesen bilden, in welchem alle auf gemeinsame Rechnung wirtschaften, ohne daß der Einzelne jemals einen Pfennig Geld in die Finger bekäme. Seine Bedürfnisse zahlt er mit Anweisungen. Nun verstehen wir auch die Aufschrift des zweiten Gebäudes kurz vor dem Eingang Ostias: „Dispensa. Ristorante Cooperativa. (Lebensmittelverteilung und Genossenschafts-Restauration.)

Hier halten wir; denn links geht der Weg nach

Castel Fusano

ab, das wir als raffinierte Touristen zuerst besuchen. Proviant haben wir natürlich mitgebracht; denn wir wollen in den Dünen Picknick halten. Ein drei Kilometer langer Weg führt zu dem Schlosse, das von einem tiefen Graben voll sumpfigen Wassers umgeben ist. Das unzugängliche weißgelbe Villengebäude liegt sehr malerisch in einer Wiesenlichtung. Im Hofe, der ihm gegenüber liegt, müssen Wagen und Zweiräder halten; denn die Straße, die rechts zum Meere führt, ist wegen ihres antiken Lavapflasters unfahrbar.

Eine halbe Stunde dauert der Spaziergang bis zum Strande. Wer möchte die Herrlichkeit dieses Pinienwaldes schildern, in welchem jeder Schritt neue Bilder, neue Ausblicke schafft! Die Schönheit dieses Waldjuwels wirkt um so packender, als sie eine Oase in der Sumpfwüste bildet. Dank erfüllt den Wanderer gegen die römischen Großen Sacchetti und Chigi, welche diese Waldespoesie vor der Axt brennholz-

Digitized by Google

gieriger Barbaren gerettet. Wir sollten beschreiben, schildern wollen, versagten doch auch Byron die Worte, als er in einem ebenso schönen Pinienhain, der „Pineta“ von Ravenna, verweilte:

„O Dämmerstunde, die ich oft verträumte
Im stillen Fichtenwald am öden Meer —
Du ewig grüner Forst!
Wie liebt' ich euch, die Dämmerstund' und dich.“
(Don Juan.)

Wir freilich kommen nicht zum Träumen; denn das von der Mittagssonne erzeugte Farbenspiel ist zu lebhaft. Wir haben kaum Augen genug, um den Kontrast zu würdigen zwischen der goldgetränkten Luft und dem violetten Himmel, zwischen dem intensiven Dunkelgrün der Pinienkronen und dem Hellgrün des Bodens und des Unterholzes, von dem sich, wie Porphyrsäulen, die Pinienstämme grell abheben.

Unsere Ungeduld drängt zum Meere. Eine Erdwelle, von einer großen Düne gebildet, verwehrt uns dessen Anblick. Endlich! — Wir sind hinüber! Und nun leuchtet, blinkt, gleißt, lockt und packt uns sein glitzerndes Blau, das um so mehr erfreut, als es nach des Waldes Schattendunkel wie eine Befreiung wirkt, und seine Leuchtkraft durch den Glanz des goldweißen Dünensandes gehoben wird. Die Überraschung wirkt hier oft Wunder. Wie viele Herren und Damen, die nicht mehr allzujung waren, habe ich hier nicht schon mit ausgebreiteten Armen der heiligen Meeresflut jauchzend entgegenspringen sehen! Xenophons Krieger konnten nicht weniger begeistert ihr „Thalatta, Thalatta!“ rufen.

Am Rand der Düne steht ein moderner Holz-

pavillon. Hier lagert's sich gut und schmaust und trinkt sich's gut. Der in den Büchern der Alten bewanderte Reisende gedenkt aber eines anderen Schmauses, der einige tausend Jahre vor seiner Zeit nur wenige Kilometer südöstlich von dieser Stelle stattfand; denn Äneas tafelte dort mit seinen Genossen, wenn anders Virgil (Äneis VII, 16) recht hat:

„. . . als jetzt die laomedontische Jugend
Band die gelandete Flott' am grasigen Walle des Meeres.
Dort Äneas, die Fürsten des Volks, und der schöne Julus[1])
Senken im Laubgewölb' des luftigen Baumes die Glieder,
Mahlzeit ordnen sie an, und speltene Fladen im Grase
Legen sie unter die Kost . . . . ."
„Weh doch! Selbst die Tische verzehren wir!" saget Julus,
Und nichts weiter im Scherz."

Seines Vaters Anchises gedenkt darauf Äneas, der ihm einst prophezeite:

„Wann dich Hunger, o Sohn, wo zum Fremdlingsstrand du hinanfuhrst,
Einst nach geschmälerter Kost gar zwingt, zu verzehren die Tische,
Dann erwarte den Sitz, du Ermüdeter, und an dem Orte
Gründe zuerst mit der Hand und befestige Häuser mit Erdwall."

So besingt Virgil die Landung des trojanischen

---

[1]) = Askanius s. S. 9, 53 etc.

Digitized by Google

Flüchtlings, der sich dann zur Stadt des Königs Latinus, nach Laurentum begab, von der nichts mehr übrig blieb. Nur zeigt noch der Wartturm Paterno die Stätte, wo die Stadt einst stand. Doch wer hat Zeit und Lust, in dieser Einöde den Spuren Virgils zu folgen. Vielleicht später, wenn die elektrische Bahn bis nach der Torre Paterno führt. Dann wird man das noch fünf Kilometer weiter südöstlich liegende Prattica, den verkümmerten Marktflecken, aufsuchen können, der auf den Trümmern von Lavinium steht, der Stadt, die Äneas gründete und nach seiner Gattin Lavinia, des Latinus Tochter, benannte. Heute weist die einstige „Großmutter“ von Rom — denn von ihr aus wurde dessen Mutterstadt Alba Longa gegründet — als einzige Sehenswürdigkeit nur noch den Baronialpalast der Borghese auf, der wegen seiner schönen Lage lohnende Aussicht bietet.

Der Name Laurentum führt uns aber auch in die Zeit der römischen Könige und erinnert uns an den Raub der Sabinerinnen und an die Vereinigung der Sabiner mit den Römern; denn der letzte Sabinerkönig Titus Tatius wurde in Laurentum erschlagen, als er dessen Einwohnern Blutsühne verweigerte. —

Das Meer wird bewegt. Sein lebhaftes Wellenspiel gaukelt uns die Meergötter Böcklins und die lieblichen Nixen von Benès Knüpfer vor, während ein belesener Philologe wohl bei dem Anblick an das Wunder erinnert wird, das Virgil sich an dieser Stelle vollziehen läßt, indem er (Äneis IX, 118) von der Verwandlung der trojanischen Schiffe in Nixen spricht:

„. . . . Und auf einmal
Reißen die Barken gesamt vom Steuerende das Strandseil,

Digitized by Google

Und nach Art der Delphine mit niedertauchenden
Schnäbeln
Fahren sie unter die Flut. Dann, seltsames Wunder!
wie Jungfrau'n,
So viel eherne Schiffe zuvor am Gestade gelandet,
Heben sie, gleich an Zahl, sich empor und durch-
fliegen die Meerflut."

Bei der Rückkehr hat sich mit dem Wechsel des Lichts auch der Anblick des Waldes geändert. Und wieder naht sich uns der Stimmungsmaler Byron, der überhaupt einer der besten Reisebegleiter in Italien ist, und sagt:

„Denn Wonne wohnt im unbetretenen Wald
Und Freud', wo öd' des Meeres Strand sich dehnt,
Geselligkeit, wo Menschenstimm' nicht schallt,
Wo nur des Ozeans dumpfes Brausen tönt.
Der Menschheit fern, hab' ich mich mehr gewöhnt
An die Natur, die innig mir verbunden,
Nach ihr mein Herz aus dieser Welt sich sehnt;
An ihr hab' ich den ew'gen Quell gefunden,
Der, unerschöpft, mich tränkt zu allen Stunden."
(Childe Harold. Schluß.)

Ostia.

In Ostia angelangt, ziehen wir an dem Kastell vorbei durch den ganzen Ort, bis wir zur Gräberstraße kommen. Wir suchen den Custode auf, der uns durch die Trümmerwelt begleitet und uns den Tempel der Magna Mater Cybele, das Mithrasheiligtum, das Forum, das Theater und zuletzt die Magazine am Tiber zeigt. Schade, daß es der Regierung an

Digitized by Google

Mitteln fehlt, um in Ostia ebenso vorzugehen, wie sie jetzt seit einigen Jahren in Pompeji begonnen hat, wo sie bei den neuesten Ausgrabungen alle Kunstschätze, Bilder, Statuen, Geräte an Ort und Stelle beläßt, und so der Phantasie des Besuchers hilft, sich die einstige Pracht im Geiste zu rekonstruieren. Jetzt machen die Ruinen nur malerischen Eindruck; denn man kann nicht von jedem Reisenden verlangen, daß er die geistige Wanderung nach dem Lateranmuseum mache und sich der Statuen und Sarkophage erinnere, die von Ostia dorthin gewandert sind. Schade auch, daß die alte Stadt noch nicht ganz ausgegraben wurde, sie wäre dann vielleicht ein noch wichtigeres Mittel des Anschauungsunterrichtes, als Pompeji; denn Ostia, die große Hafenstadt Roms, war doch bedeutender als die neapolitanische Landstadt. Freilich deckte die Asche des Vesuvs die letztere noch vor den Stürmen der Völkerwanderung zu, während Ostia die Kämpfe zwischen den Ostgoten und Griechen, die Einfälle der Sarazenen und Korsaren erlebte. Die Gründung der Stadt fällt zeitlich später, als die Entstehung Roms. König Ancus Marcius vertrieb die Vejenter, welche die Tibermündung besetzt hatten und so Rom, das sie schon im Oberlauf des Flusses beherrschten, auch vom Unterlauf desselben zu bedrohten, und, um die neue Eroberung zu sichern, legte er Ostia an. Jahrhundertelang hörte man nichts von der Stadt, bis 87 v. Chr., wo Marius sie im Bürgerkriege gegen Sulla zerstörte. Unter Alarich, dem Westgoten, und unter den Ostgoten Vitiges und Totilas in deren Kämpfen mit Belisar teilt es das Schicksal von Porto,[1])

---

[1]) S. S. 129.

Digitized by Google

es verfiel, wie dieses. 830 litt die alte Stadt noch mehr, da Gregor IV. aus deren Material eine neue baute, die er Gregoriopolis nannte. Diese Neugründung konnte aber nicht hindern, daß 846 die Sarazenen den Tiber hinauffuhren und Rom und S. Peter plünderten. Diese Schmach mußte gerächt werden, und so brachte Leo IV. einen Bund zwischen Rom, Gaeta und Neapel und der damals mächtigsten Seerepublik, Amalfi zustande, deren verbündeten Streitkräften es gelang, 849 die Sarazenen in der berühmten Seeschlacht von Ostia zu schlagen, die später Raffael in den nach ihm benannten Stanzen des Vatikans verherrlichte. Die in der Schlacht gefangenen Sarazenen verwendete Leo IV. zum Wiederaufbau des nach ihm „Leoninische Stadt“ genannten vatikanischen Stadtteils.

Am Emporium, dem alten Gebiet der Magazine, wo noch die alten Amphoren, die Ölbehälter, in der Erde stecken, brauchen wir den Custoden nicht mehr; er würde uns ja auch nur stören; denn wenige Stellen laden, wie diese, zum Träumen ein. Bedenkt man, daß nach Sullas Sieg über Marius Ostia, das schon seit den punischen Kriegen Flottenstation war, 80000 Einwohner zählte, und gedenkt man an den Riesenverkehr hier bis zu des Claudius Zeiten, da der Hafen versandete und die Anlegung des nördlicheren Portus notwendig machte, gedenkt man ferner, welche Fülle von seltenen Waren, ungerechnet den Marmor von Carrara, die Obelisken aus Ägypten und die wilden Tiere aus Nubierland für die Prachtzirkusse der Kaiser hier landeten, und daß jetzt hier nur Wüste ist, so kann man die Schlußworte Childe Harolds nachfühlen, die er zum Meere spricht:

Digitized by Google

„Viel stolze Reiche sahst du schon vergeh'n.
Was ist Assyrien, Rom, Karthago noch?
Was Griechenland? —
Wo Städte blühten, ist heut' Wüstenland.“

Wenn wir flußabwärts weiter schreiten bis zum einsamen Turm Boacciana, wo die primitive Fähre über den Tiber führt, lösen sich durch die öde Verlassenheit ringsum andere Vorstellungen aus, Vorstellungen, die Waiblinger also in Worte faßt:

„Umsonst der Fischer lauerend ins Wasser schaut,
Kein lustiger Nachen gleitet die Ufer hin,
Nur selten seh' ich schweren Ganges
Schweben vom Strand in des Abends Schatten
Ein schwarzes Boot, als führte des Acherons
Fährmann Roms große Tote zur Ruh. Auch selbst
Des Himmels Lieblichkeit, du spiegelst
Nie sie zurück; denn es trübt der Schlamm dich.“

Offenbar ist die Lektüre Dantes nicht ohne Einfluß auf diese Schilderung des Tibers bei Ostia gewesen; denn im zweiten Gesang des Fegfeuers läßt der Dichter der göttlichen Komödie den Sänger Casella von Ostia als dem Orte sprechen, wo die zum Fegfeuer bestimmten Seelen aufgenommen werden: Casella sagt:

„Drob ich, zum Meeresstrand gewendet,
Wo sich dem Salze mischt der Tiber Welle,
Gar liebevoll durch ihn an jener Mündung
Einlaß bekam, wohin sein Flug sich richtet.
Denn immer wird dort aufgenommen,
Der nicht zum Acheron hinunterstürzet.“

An heiliger Stätte weilen wir also, heilig heißt ja auch die Insel, die drüben, von den beiden Armen

Digitized by Google

des Tiber gebildet, heilig war den alten Römern, ja auch der Tiber selbst, dessen schöne liegende Statue im Vatikan dies bezeugt, doppelt heilig, weil der Tiberis die in seine Fluten gestürzte Rhea Silvia, die Mutter von Romulus und Remus, zu seiner Gattin erhob.

Und wiederum klingt uns Waiblingers Wort von den „großen Toten" entgegen. Wie viele von ihnen sind mit Ostias Namen verknüpft. War dieses denn nicht die Heimat des Valerius, dem der Bau des Pantheon zugeschrieben wird? Auch der heilige Augustinus, dessen Mutter Monica hier starb, steigt aus dem Schatten der Vergangenheit herauf. Dann folgt Richard Löwenherz, der als Kreuzfahrer 1189 in Ostia landete, sich aber weigerte, der Einladung des Papstes, nach Rom zu kommen, Folge zu leisten, da dort ja nur Korruption zu finden sei, wie er hochfahrend sagte. Schließlich erscheinen uns auch der Hohenstaufe Manfred, dessen Schicksal den Untergang Konradins vorbereitete, und sein Gegner Karl von Anjou. Manfred wollte mit einer Flotte von achtzig Schiffen verhindern, daß der von dem Papst Clemens IV., einem Provençalen, gerufene Karl nach Rom gelange. Aber seine Flotte — Mai 1265 war's — wurde durch einen Sturm an der Küste Latiums zerstreut. Der gleiche Sturm traf auch Karl von Anjou, der sich nur durch eine waghalsige Kahnfahrt an das Gestade von Ostia rettete. So kam er nach Rom, so wurde er Senator und konnte Ende Januar 1266 gegen Manfred losrücken, den er am 26. Februar desselben Jahres bei Benevent schlug und tötete. Die kaiserliche Partei forderte den jungen Konradin auf, Manfreds Tod zu rächen. Der junge Held gehorchte

Digitized by Google

dem Ruf und begann den kurzen Triumphzug durch Italien, der am 23. August 1268 mit der Niederlage bei Tagliacozzo endete, an die uns auf der Hinfahrt der Anblick des Velino (s. S. 146) erinnerte.

Und wieder schweift unser Blick über die isola sacra, das heilige Delta des Tibers. Sie sieht sehr melancholisch einförmig aus, obschon sie an schönen Tagen, wie sie Professor H. Corrodi einst auf einem Bilde festgehalten hat, und besonders im Mai, wenn sie zu einem einzigen Blumenteppich gewandelt ist, das Entzücken malerisch empfindender Besucher bildet. Kein Strauch, kein Baum bedeckt sie, während Virgil sie noch mit Wald und Hain bedeckt schildert (Äneis VII, 29).

„Jetzt erblickt Äneas den herrlichen Hain aus dem Meere
Fernher, welchem entrollt der liebliche Strom Tiberinus,
Ungestüm, mit Gewirbel und gelb vom wallenden Sande,
Stürzt er ins bläuliche Meer. Vielartig umher und darüber
Schweben, gewöhnt an die Bord' und das flutende Bette, die Vögel,
Die mit Gesang durchschwirren die Luft und die laubigen Haine."

Vögel! Jetzt sucht man sie vergebens. Aber Ende April und Anfang Mai kommen sie zu Tausenden und Abertausenden und locken von Rom die gierigen Jäger. Dann blüht der Vogelmord, von dem wir schon in Fiumicino sprachen und den Richard Voß in einer seiner Novellen so ergreifend schildert. Wahr-

lich, ein häßliches Schicksal, das die nach langem Fluge über das Meer erschöpften Tierchen an der Küste finden, an der sie Rast und Erfrischung erhofft. Und während man in Deutschland nach den lieben geflügelten Boten des Frühlings seufzt, fallen sie hier den römischen Schleckern zum Opfer. Die aber dem Morde hier entgehen, müssen erst noch den Fallen und Netzen in den Apenninen und den venetianischen Alpen entgehen, ehe sie zu uns nach Deutschland kommen können. Hören wir nur, wie ein römisches Blatt, der „Messaggero", einmal Ende April die Jagd an der Küste schildert: „Zahlreiche Wachtelschwärme sind längs der tyrrhenischen Küste eingetroffen und in größerer Zahl, denn sonst. Diese Invasion des geflügelten, leckeren Bratens hat unsere weitverzweigte Jägerschar ganz außer Rand und Band gebracht. Das Gewehrfeuer wird in aller Frühe eröffnet und dauert bis gegen zehn Uhr, wo die Jäger vom Schießen und Töten allmählich müde geworden sind. Weniger stark ist das Schießen nach Mittag, doch fallen die armen Wachteln noch nach Hunderten. Es ist wirklich ein unerbittlicher Krieg, der in diesen Tagen gegen die Zugvögel geführt wird. Die armen Tiere verlassen gegen Sonnenuntergang die afrikanische Küste, bei gutem Wetter vollenden sie ihre Reise in wenigen Stunden, da sie bei ihrem schnellen Fluge wohl hundertundfünfzig Kilometer in der Stunde zurücklegen. Freilich gelangen nicht alle ans Ziel, von der Müdigkeit übermannt, fallen sie ins Meer, wenn sie nicht das Glück haben, auf irgend einer Insel ausruhen zu können. Die Glücklichen aber, die unsern Strand erreichen, fallen meist dem Blei zum Opfer; denn in unserer Jahreszeit bilden gebra-

tene Vögel mit jungen Erbsen eines der leckersten Gerichte, und so sehr ich ihr trauriges Los beklage, so lache ich doch grausam und gefräßig, wenn ich sie in Reih und Glied auf einer Schüssel Risotto ausgebreitet liegen sehe." —

Und da gibt es noch Leute, die, weil sie selbst sentimentale Romantiker sind, nie glauben wollen, daß die Italiener, und vor allem die Bewohner des Südens, eingefleischte Realisten sind!

Die heilige Insel ist uns plötzlich verleidet, und wir sehnen uns zurück, dorthin, wo, wie Waiblinger singt:

„Einsam graut das Kastell in weiter, schweigender Wildnis."

Während wir durch die Ruinen von Ostia zurückwandern, erinnern wir uns daran, daß wir im Reisehandbuch lasen, wie viele Schätze, die 1783 durch den portugiesischen Gesandten in Rom hier ausgegraben wurden, zwanzig Jahre später nach Lissabon wanderten. Vielleicht können wir auch erleben, wie mancher Reisende, der von der in Rom grassierenden „Marmorliebe" befallen ist, sich verstohlen hie und da ein seltenes Stück in die Tasche schmuggelt, das herrenlos herumliegt. — — —

Bald kommen wir an das

Kastell von Ostia.

In seinem Hofe befinden sich Wirtschaftsgebäude und eine gute Osteria. Beider Fenster und Türen sind mit Malaria-Drahtgitter geschützt. Die alte Burg ist eines der herrlichsten Beispiele alter Befestigungskunst und bildet ein Pendant zu dem von Walter Scott besungenen Kastell von Bracciano, nördlich von

Rom. Unter den Zinnen des Turmes erblicken wir mehrere Wappen, die uns an die Renaissancepäpste erinnern, die wir bei dem Jagdschlosse Magliana[1]) kennen gelernt haben. Giuliano, der Neffe Sixtus IV., erbaute die Burg, als er Kardinalerzbischof von Ostia war, durch Sangallo, wie auch eine Inschrift über dem Tor meldet, „als Zuflucht vor den Gefahren der See" unter dem Pontifikat Innocenz' VIII. (1486). Als diesem Alexander VI. (Borgia) folgte, der die Familie della Rovere (daher die Eiche im Wappen) haßte, fühlte sich Giuliano della Rovere nicht mehr sicher in Rom, und so ward ihm die von ihm erbaute Burg auch zur „Zuflucht vor den Gefahren des Vatikans". Als er aber nach Alexanders VI. Tode unter dem Namen Julius II. selbst Papst wurde, quartierte er an seiner Statt einen Familienangehörigen seines Vorgängers, und zwar dessen Sohn Cesare Borgia, als Gefangenen hier ein.

Alexander starb am 31. Oktober 1503, und am 26. November desselben Jahres schon wurde Kardinal Cesare, den die einen ein Scheusal, die andern einen Kraft- und Übermenschen nennen, hier festgesetzt. Als er, mürbe geworden, am 29. Januar 1504 seine Burgen und Städte in der Romagna Julius II. übergab, wurde er aus der Haft entlassen. Wie bekannt, endete der Ehrgeizige bald darauf bei der Belagerung einer spanischen Stadt.

Wir treten in den inneren Hof des Kastells, der mit Torsos von Statuen, Trümmern von Friesen und antikem Gebälk, Reliefs, Sarkophagen und sonstigen Funden aus dem alten Ostia bedeckt ist. Weitere

---

[1]) S. S. 138 ff.

Digitized by Google

Funde zeigen die Gemächer des unteren Stockwerks, Amphoren, Töpfe, Ziegel, Inschriften u. s. w. Doch das interessiert mehr die Archäologen. Wir ziehen lieber auf die obere Plattform des Turmes, um die herrliche Aussicht zu genießen, die im ganzen derjenigen gleicht, die wir auf dem Turm von Fiumicino sahen (s. S. 132), nur ist hier der Ausblick auf den Park von Castel Fusano reicher. Lange verweilt unser Blick auf den früheren Sümpfen, die in fernsten Zeiten Salzseen waren, aus denen die alten Römer das Salz gewannen, das sie über die Via Salaria[1]) ins Sabinerland brachten. Auch übersieht man hier besser das Gebiet des alten Laurentum und kann dabei wieder Vergleiche zwischen einst und jetzt anstellen; denn vor zweitausend Jahren war die Küste dieses Gebietes mit den herrlichsten Villen besetzt, an die jetzt nur noch die antike Straße erinnert, auf der wir im Pinienwald von Castel Fusano gewandert. Nahe bei dem jetzigen Castel Fusano hatte auch Plinius d. J. eine Villa, die laurentinische genannt, die er begeistert beschreibt.

Das Jetzt ist auch in anderer Beziehung betrüblich; denn nur mit Schaudern denkt der Kenner der Campagna an die wirtschaftlichen und sozialen Zustände des Gebietes ringsum, namentlich dessen, was sich bis Civitavecchia hinzieht. Auf einer Strecke von dreißig Kilometer Länge, von Paolo bis Civitavecchia, also einer Fläche von mehreren hunderten Quadratkilometer, gibt es zum Beispiel keinen Arzt! Wohl hat daher der Abgeordnete Celli recht, wenn er von der „Sklaverei in der Campagna"[2]) spricht.

[1]) S. Bd. I S. 100. [2]) S. S. 226.

Digitized by Google

Nach Anzio und Nettuno.

(Wer vollen Genuß von der Fahrt nach Porto d'Anzio haben will, lese vorher die letzten Gesänge von Virgils Äneis, in denen des Äneas Kampf mit dem König der Rutuler in der Nähe Ardeas geschildert wird. Auch Shakespeares „Coriolan“ und Sienkiewicz' „Quo vadis“ sind zur Vorbereitung geeignet. Als passende Lektüre vorher eignen sich auch die Kapitel dieses Büchleins über Fiumicino, Ostia und die pontinischen Sümpfe. Gut tut man auch daran, sich vorher noch die herrlichen Kunstschätze anzusehen, die in Antium gefunden wurden, so den Apollo von Belvedere im Vatikan, den Jupiter aus Nero antico im Museo Capitolino, die Jupiterstatue in der Vorhalle des gleichen Museums, und das ebenfalls auf dem Kapitol befindliche Mosaikbild, das voller Humor Herkules als Sklaven der Omphale und sein Sinnbild, den durch Amoren gefesselten Löwen, darstellt; denn man kann für den Besuch von Porto d'Anzio, für den übrigens gutes Wetter Vorbedingung ist, nicht genug Stimmung mitbringen, da das heutige Anzio zwar seiner herrlichen Lage wegen besuchenswert ist, doch für den, der führerlos hinkommt, eventuell eine Enttäuschung sein könnte, zumal die heutigen Bewohner von Anzio, deren Sinn für Fremdenindustrie noch schlecht entwickelt ist, dem Fremden noch wenig entgegenkommen.

Die Fahrt kann bequem in einem Tage gemacht werden. Der Zug verläßt morgens gegen neun Uhr Rom und trifft abends gegen sieben wieder dort ein.

Wer freilich von Anzio aus etwa nach Ardea

Digitized by Google

oder Astura und in die pontinischen Sümpfe will, muß zwei bis drei Tage rechnen.)

Die Fahrt führt zunächst nach der Betriebsstation Ciampino.[1]) Hinter dieser zieht die Bahn durch einen tiefen Grabeneinschnitt, der braune Tuffsteinwände zeigt, die mit gelbem Moos besprenkelt sind. Rechts im Rücken von uns schimmert Rom, und riesengroß in seiner Mitte der Petersdom im Gelbrosakleid, beschützt vom blauen Wandschirm der etrurischen Berge. Bald überschreiten wir die neue und gleich darauf die alte Via Appia, deren lange Zeile wir fast bis zum Caecilia Metellagrab zurückverfolgen können. Eigentümlich! Auf dieser schmalen Straße vollzog sich zu Roms glänzendster Zeit der gesamte Verkehr mit dem Orient! — —

Wir kommen in einsames Weideland, einzelne Hirten im Ziegenfellkleid erscheinen, und Schafe und eckig springende, hüpfende Zicklein, weiß und braun. Zur Abwechslung passieren wir auch wieder mehrere Tuffsteinschluchten. Links richtet sich nun in voller Größe der Monte Cavo mit den anderen Kuppen des Albanergebirges auf, viel Ölbäume schimmern in der Auge und Sinn so wohltuend berührenden Farbe des Silbers, die lind ist wie Mondesschein. Dazwischen bemerken wir ein Gewebe von Stangen, das niedrige Lauben bildet, an dem sich die Reben emporranken. Darüber gaukeln wie irrlichternde Farbenflecke die roten Blüten der Mandel- und Pfirsichbäume.

Und nun heißt es, die Augen bald links, bald rechts aussenden; denn rechts blaut jetzt in der Ferne

---

[1]) S. S. 59.

Digitized by Google

das dunkle, eherne Meer, links sind uns jetzt der Monte Savelli[1]) und Albano näher gerückt, das zwischen fruchtbaren Hügeln lieblich eingebettet ist.

Es folgt die Station Cecchina. Hinter ihr taucht uns die Erinnerung an Roms erste Zeiten auf; denn auf dem sogenannten Monte Giove (Jupiterberg), an dem wir vorüberfahren, soll ja die Stadt Corioli gestanden haben, die dem von Shakespeare verherrlichten Aristokraten Cajus Marcius den Beinamen Coriolanus schuf. Die Klänge der Beethovenschen Ouvertüre zu Collins Trauerspiel „Coriolan" rauschen im Geiste machtvoll an unser Ohr. Sie erzählen von dem Trutz des Junkers gegen die sozialistische Plebs und deren Abgeordneten, die Tribunen, von dem Vernichtungskampf, den die Römer gegen die Volsker, gegen deren Städte Corioli, Suessa Pometia, Anzio und Satricum[2]) geführt haben.

Doch der Zug braust weiter, und mit einer Schnelle, die vom Fortschritt Roms im neuen Jahrhundert zeugt. Vor wenigen Jahren noch wäre solch eine Eile kaum zu hoffen gewesen; denn schneckengleich ging die Fahrt, die oft drei Stunden dauerte, bei achtundfünfzig Kilometer Entfernung. Links schauen wir jetzt Ariccia mit seinem Kuppeldom, der bald verschwindet, dann Genzano. Drauf reißt, ebenfalls links, ein einsamer Ruinenturm die Aufmerksamkeit auf sich, und das rechts von ihm liegende Cività Lavinia (s. S. 34). Bald kommt auch Velletri mit seinem Kastenschloß in Sicht, verschwindet dann aber ebenso schnell, da links brauner hoher Buschwald (macchia) folgt.

---

[1]) S. S. 48. [2]) S. S. 176.

Digitized by Google

Rechts reiht sich ein nackter Wiesenhügel an den andern. Alle sind mit den charakteristischen Asphodelosbüscheln bestanden, die uns heute zum ersten, aber nicht zum letzten Male an Homer erinnern; denn der Asphodeloswiesen gedenken wir, den Aufenthalt der Seligen, über die Minos zu Gericht sitzt.

Links schweift nun bald unser Blick über die Pontinischen Sümpfe und an ihrer hohen Schutzwand, der Kette der Volskerberge, vorbei bis nach Terracina, wo wir den taglio[1]) erkennen, welchen Römerenergie in den Berg schnitt, um für die Via Appia bei Terracina Raum dem Meere abzutrotzen. Dann müht sich unser Auge, auf den Volskerbergen die Felsnester Cori und Sezze[2]) zu schauen, das antike Setia, das Martialis also besingt:

„Über den pontinischen Sümpfen
Hänget Setia, die kleine,
Doch von dem geringen Städtchen
Kommen altberühmte Weine."

Nun zieht es uns nach rechts. Vergebens aber schauen wir nach dem zehn Kilometer entfernten Casale della Solforatella aus, dem steilen Landschloß, in dessen Nähe aus einem Kraterfragment Schwefel gebrochen wird. Seine Stätte ist heilig; denn bei ihr stand das älteste Heiligtum des italischen Gottes der Herden, Faunus, dessen Höhle — ähnlich, wie es später bei den Äskulap- und Serapistempeln geschah, den in ihr Schlafenden Orakel gab. Und Virgils „Äneis" beschäftigt uns jetzt; denn Faunus (= der Holde), der Enkel des Saturnus und Sohn des Picus (Mars), — picus = Specht, und dieser Vogel

---

[1]) S. S. 205. [2]) S. S. 197.

Digitized by Google

war dem Mars heilig — war der Vater des Latinus.[1]) Später wurde Faunus mit dem arkadischen Flüchtling Evander (= Gutmann) identifiziert, den wir in Tivoli[2]) kennen lernen. Als solcher gründete er die Stadt Pallanteum zu Füßen des Palatins, die in der Äneassage eine so große Rolle spielt.

Schauen wir nun wieder links, so wird Virgil durch Homer verdrängt; denn in leuchtendstem Glanze strahlt uns der hohe Felsen Circeo,[3]) Circes Zauberburg entgegen. —

Der Zug hastet weiter. Wir erreichen, zweiundvierzig Kilometer von Rom (die Entfernung nicht in der Luftlinie, sondern in der Bahnstrecke), Station Carroceto. Von hier liegt zur Rechten das alte Ardea nur acht Kilometer entfernt, der Stammsitz des obengenannten Rutulerkönigs Turnus. Virgil sagt von diesem uralten Ort (Äneis VII, 410):

„Zur hochzinnigen Stadt des weidlichen Rutulerkönigs,
Die mit acrisischem Volk einst Danae, sagt man, gegründet,
Hergestürmt von des Südens Orkan. Einst Ardea nannten
Ahnen den Ort, und noch bleibt Ardea herrlicher Name.
Aber der Glanz ist dahin."

Das gilt heute noch mehr, als zu des Kaisers Augustus Zeiten. Ardea war eine der ersten Städte, die der durch die Versumpfung der Küstenlandschaft verursachten Malaria zum Opfer fielen.

---

[1]) S. S. 49. [2]) S. S. 291. [3]) S. S. 220 ff.

by Google

Der alten Felsstadt Geschichte bietet uns ein Pendant zur Geschichte des Coriolanus; denn, wie dieser zwangsweise Rom verließ und sich in Antium barg, so zog sich Camillus, der Eroberer Vejis,[1]) als er von den plebejischen Tribunen wegen seiner Verwendung der vejentinischen Beute angeklagt wurde, freiwillig nach Ardea zurück. Dorthin flüchteten nach der Schlacht bei der Allia[2]) 390 v. Chr. viele Römer. Camillus stellte sich an ihre Spitze, nahm die Ardeatiner hinzu und führte einen solch erfolgreichen Guerillakrieg gegen die Gallier, daß der Rest der versprengten Römer, die sich unter dem Befehl des Caedicius in Veji festgesetzt hatten, ihn zum Diktator ernannten. Wie er als solcher nach Rom zog und das belagerte Kapitol, dessen Besatzung kurz zuvor durch die der Juno geweihten Gänse alarmiert worden war, rettete, ist bekannt. Er kam gerade in dem Augenblick, als die Besatzung des Kapitols, die kapituliert hatte, die Kriegsentschädigung abwog, und Brennus sein Schwert mit den Worten „Vae victis!" (Wehe den Besiegten) in die Wagschale warf.

Jetzt steht an der Stelle der antiken Burg von Ardea ein kümmerliches Dorf von etwa zweihundert Einwohnern, zu deren Elend das ragende Kastell der Sforza-Cesarini kontrastiert.[3]) — (Feinschmeckern, die Zeit haben und auch vor etwas unbequemen Touren nicht zurückschrecken, sei der Ausflug nach Ardea empfohlen. Am bequemsten erreicht man den aussichtsreichen Ort mittels Wagen auf der Via Laurentina, die rechts von Tre Fontane (s. Bd. I, S. 182)

---

[1]) S. Bd. I S. 98. [2]) S. Bd. I S. 105.

[3]) Einen anderen Palast dieser Familie haben wir in Genzano S. 25 kennen gelernt.

Digitized by Google

abgeht. Die Entfernung beträgt vierunddreißig Kilometer.)

Obschon die Stadt den heutigen Römern fast ganz aus dem Gedächtnis geschwunden ist, so erhielt sich ihr Name doch bis zur Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Sprache des Volkes als sprichwörtliche Redensart; denn, da „ardere“ brennen heißt, so sagte man scherzend „io sto proprio in Ardia“ (ich bin ganz auf dem Trockenen). Auch in anderem Sinne hat das Gebiet von Ardea noch viel mit Brennen zu tun; denn an der Station von Carroceto sind uns die vielen mit Holzkohlen beladenen Waggons aufgefallen. Carroceto ist ja die Station für den westlichen Teil des breiten, auch an Korkeichen reichen Urwald-Dünenstreifens,[1]) der sich von Anzio bis zum Kap Circeo zieht. Hin und wieder sehen wir auch glimmende Kohlenweiler und Wigwams ähnliche Rohrhütten, die elenden Wohnungen armer Köhler und Hirten. Die Luft ist voller Kohlendunst.

Rechts wird jetzt auch dichter Buschwald bemerkbar, der noch sein braunes Frühlingskleid trägt, stellenweise kommen auch kleine Sümpfe, die an Enrique Serras Bilder erinnern, umtanzt vom tollsten Lichterspiel. Der Zug scheint bald darauf in ein einziges, riesiges braunes Laubmeer einzutauchen. Aber niedrig ist die braune Flut; denn Antiums heutige Bürger haben stark durch Waldverwüstung gesündigt. Vor zwanzig Jahren noch prangte hier hochstämmiger Urwald.

Bald ist unser Ziel erreicht. Wir erblicken plötzlich ringsum nur hügliges Wiesenland, gegen dessen

---

[1]) S. S. 216.

Digitized by Google

saftiges Grün sich die dunkle Tiefe des Meeresblau wirkungsvoll abhebt. Doch nicht immer ist das Meer hier blau; denn, weht der dem Reisenden willkommene Nordwind, der klare Aussicht schafft, so treibt er die Wasser des Tiber zurück. Dann erscheint das Meer an der Küste in tiefstem Braun, das sich mählich in einen grünen Streifen verliert, das die Brücke bildet zum gewöhnlichen Blau.

Plötzlich tauchen, wie aus dem Boden gewachsen, die ersten Villen von

Anzio

auf; rote, gelbe, braune, oft langweilige, moderne Schablonenkasten. In den Lücken, die sie trennen, lugt das Meer und die Circeinsel hervor. Sollen wir aussteigen oder es den Romkennern nachmachen, die sitzen zu bleiben und bis Nettuno weiter zu fahren pflegen? Wir entscheiden uns für das letztere.

Nach einigem Aufenthalt setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Rechts ragt aus der Häuserzeile eine seltsam spitzbogige Riesenhalle auf, die von zwei kleineren rundbogigen Blenden flankiert ist. In ihr wird Fischmarkt abgehalten. Bald schauen wir vornehmere, zierlichere Villen. Links erfreut uns die Baumpracht der Villa Borghese, zur Rechten zwischen den Villen das Meer mit den Ponzainseln. In wenigen Minuten kommen wir nach

Nettuno.

Wie wir den Bahnhof verlassen haben, überrascht uns zur Rechten ein Fort-Kastell, wie sie ähnlich Kaiser Karl V. in allen Hafenstädten Apuliens errichten ließ. Dieses aber baute Sangallo auf Befehl des Papstes Alexander VI. (Borgia), weil er den Colonna,

Digitized by Google

die das „Herzogtum“ Nettuno im späteren Mittelalter besaßen, mit einem Beobachtungsposten auf den Leib rücken wollte. Wie um den Wechsel der Zeiten zu illustrieren, ragt jetzt neben dem zur malerischen Ruine degradierten Borgia-Fort ein moderner, schmucker, weißer Bau, der gleichfalls für Kriegszwecke, aber im Frieden, errichtet ist. Es ist das Kasino der Artillerieoffiziere, die in Nettuno wegen des nahen Artillerieschießplatzes stark vertreten sind.

Ist es Sonntag — und Sonn- und Feiertage eignen sich am besten für Ausflüge in die Campagnastädte, weil dann deren Straßen mit der schönsten Staffage gefüllt sind — so erblickt man auch viele Offiziere, die nach italienischer Gewohnheit „spazieren stehen“.

Wie schön ist der Blick an den Flanken der Kastellruine hinunter zu seinem Felsenfundament, und dann hinüber über die blaue Flut zur Circe- und zu den Ponzainseln![1])

Wir kommen zu einer weiten Straße, Strada Vittorio Emanuele, die zur Piazza führt. Betrachten wir die malerischen Häuser nur genau, viele zeigen nämlich in ihren Mauern irgend einen antiken Trümmerrest eingemauert. Sehen wir z. B. nur jenen seltsamen Brunnen zur Rechten. Sein Becken ist ein viereckiger Marmorkasten, aber das seltsame Gemisch von Statuenbruchstücken und Mörtelguß, das dieses Becken trägt, zeigt uns den Köcher von einer Dianastatue, und einen Hasen.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir uns über die Entstehung des Städtchens klar werden und dann vor allem uns die Legende von der schönen Frauen-

---

[1]) S. S. 47.

Digitized by Google

tracht Nettunos aus dem Sinn schlagen, die sich, unausrottbar, von einer Auflage, sei es der Reisebücher, sei es des Konversationslexikons, zur andern vererbt. Sonst werden wir enttäuscht. Vielleicht vor fünfzig Jahren konnte man noch von dieser malerischen Tracht reden, jetzt heißt es jedoch wieder: Es war einmal, wie auch beim Blumenfest von Genzano.[1]) —

Was aber die Urgeschichte Nettunos anbetrifft, so erklärt diese schon sein Name; denn Nettuno heißt Neptunus. Die trotzige Klippe, auf der der Ort steht, war seit jeher den Schiffern ein weithin sichtbares Ziel, aber auch für die Umwohner ein sicherer Zufluchtsort, falls die Seeräuber nahten. Schon in den ältesten Zeiten wurde darum auch hier dem Gott des Meeres, Neptun, ein Heiligtum errichtet. Zur Stadt wurde Nettuno aber erst zur Zeit, als in Italien die Langobardenherzöge herrschten. Wido II. (Guido) von Spoleto, der später auch Kaiser wurde, trieb im Jahre 885 die Sarazenen durch ganz Italien vor sich her, bis er sie am Flusse Garigliano schlug. Auf dem gezwungenen Rückzuge hausten die Sarazenen aber so fürchterlich, daß die Einwohner aller unbewehrten Städte sich in Burgen, Wälder, Felsnester bargen. So flohen auch die Einwohner von Antium nach dem Nettunofelsen. Als die Langobarden anrückten, ließen die Sarazenen, wie es heißt, um auf der Flucht weniger behindert zu sein, ihre Frauen in Antium zurück, die sich, als der siegreiche Wido nach Norden zurückkehrte, in Nettuno ansiedelten und hier auch mit den versprengten Flüchtlingen, die sich mittlerweile zu ihnen gesellt hatten, bleiben durften, als

---

[1]) S. S.31.

Digitized by Google

915 Papst Johann X. in neuer Säuberung die letzten Sarazenen verjagte.

Nachdem wir dies wissen, fällt uns sofort auf, daß die Bevölkerung der Stadt, die der römische Volkswitz Nottuno nennt (notte = Nacht; denn vor der Erfindung der Eisenbahnen lag Nettuno dem Römer aus dem Volk so fern, wie den Deutschen die Insel Thule in der Nacht des Nordens), von der der anderen Campagnastädte abweicht. In diesen haben wir oft gelbe, mattbleiche Frauen gesehen, die mit stolzer Haltung scheuen, schwermütigen Blick verbanden, die Mädchen von Nettuno aber sind nicht gelbbraun, nicht mattbleich, nein, rosarot von Antlitz, und ihre Augen sind hell, doch brennend heiß, ihre Gestalt ist voller, draller. Eine ganz andere Rasse tritt uns in ihnen entgegen. Und wie stechen diese lebensvollen Wesen ab gegen das arme, gedrückte Sklavenvolk aus den Pontinischen Sümpfen, das den Markt füllt. Während die pontinischen Männer stumpf und dumpf herumstehen, sitzen, kauern, hocken ihre Frauen am Straßenbord und auf den Türschwellen, aber nicht weniger stumpf und apathisch. Auch tragen sie nicht das schöne viereckige weiße Kopftuch, das die Blumenmädchen auf den Straßen Roms und die Modelle in der Via Margutta und auf der Piazza Spagna zeigen, sondern ein graues oder braunes grobfilziges Wollentuch, das wie ein Tonnengewölbe, oder wie ein Sattel um den Kopf liegt. Ihre Knaben und Burschen aber scheinen aus den Bildern von Teniers, Murillo oder W. Diez herausgesprungen. Einzelne tragen Landsknechtshüte, andere Sturmhüte mit spitz auslaufender Krempe und Kinnriemen, andere runde Hüte mit Schnabelkrempe; so verschieden aber ihre Kopfbe-

deckung, so gleichartig sind ihre zerlumpten, zerflickten Wämser. Die Mädchen sehen bunter aus, sie tragen über roter, rosaroter oder blauer Jacke ein niedriges braunes oder grünes Mieder. Bei ihren Vätern aber bemerkt man die schweren faltenreichen Mäntel, die Lammfellhosen, die Schafpelze. Bei allen Vertretern des pontinischen Volkes ohne Unterschied des Alters die mit Riemen befestigten Sandalen — und die gelben, runzligen Spuren des Fiebers im Gesicht.

Ehe wir weitergehen, suchen wir den Uhrmacher auf der Piazza, linke Seite, auf; denn er hat eine kleine Sammlung von alten Münzen und Antiquitäten. Dann werfen wir noch einen letzten Blick auf die Marktstaffage, auf die primitiven Kinderwagen, kleine, auf Miniaturradscheiben rollende Kisten, auf die bunten Riesenregenschirme, den Markthandel, der sich hauptsächlich um Kartoffeln, Riesenzwiebeln, Orangen dreht, und wenden uns zur rechten Seite der Piazza, wo die Altstadt in eine Mauer inkrustiert ist, aus der sie wie aus einem Schiffsleib hervorwächst.

Nun vor den Ort! Kaum sind wir im Freien, so dringt des Meeres Rauschen ähnlich wie bei Terracina hinter dem taglio[1]) zu uns herauf; denn hinter der Klippe, auf der die Altstadt ragt, wird das Ufer flach, und das grollende Meer, zornig darüber, daß es sich der flachen Umgebung anpassen und so selber zum platten Gesellen werden soll, knirscht, flucht, rauscht und erbost sich in eine solche Wut hinein, daß es Tausende von Schaumkringeln über den Strand wirft.

Doch, da prangt auf einmal in der Farbe des

---

[1]) S. S. 205.

Digitized by Google

blauesten Äthers am Ende der runden Bucht Circes Eiland, dessen steile Spitze in einen stumpfen Obelisken ausläuft. Wie herrlich wirken seine trutzigen Zackenlinien! Von hier aus gesehen, erscheint das sagenumschauerte Kap wirklich als Insel; denn das Land an seiner linken Seite liegt fast unter dem Meeresspiegel. Das ist also der Fels, auf dem Circe dem Odysseus den Sohn Auson gebar, der Antium gründete und das Volk der Ausoner oder Aurunker, ein oskisches Geschlecht, das einst ganz Kampanien beherrschte. Nach ihnen hieß in der ältesten Zeit das Land, das später „Italia“ genannt wurde, Ausonia.

Links vom Circefelsen schauen wir eine kleine schwarze Turmveste, die auch als wasserumspülte Klippe erscheint. Bei ihrem Anblick kehren wir im Geiste nach Ostia zurück, wo sich, wie wir S. 156 sahen, der erste Akt der Konradintragödie vorbereitete; denn in diesem Turm „Astura“ spielte deren vorletzter Akt. Damals war Astura, das seinen Namen von einem Flüßchen hat, das in seiner Nähe mündet, ein Städtchen, von dem aber nur noch ein altes Kirchlein und ein Wartturm übrig geblieben sind. Als Konradin 1268 nach der Niederlage bei Tagliacozzo einen Hafen suchte, um den Verfolgern zu entrinnen, wählte er Astura, da er erfuhr, daß dieses im Besitz der Familie Frangipani sei, die durch seine Vorfahren stets gefördert worden war. Doch Johannes Frangipani erwies sich undankbar und feige. Als Karl von Anjous Späher kamen, lieferte er ihnen, allem Gastrecht zum Hohn, den kaiserlichen Jüngling aus, der so den Todesgang nach Neapel antreten mußte. Achtzehn Jahre später erst traf den Verräter die verdiente Strafe. Die Sizilier landeten am 4. September 1286

unter der Führung von Bernardo da Sarriano in Astura, und, um den Tod ihres Königs Konradin zu rächen, töteten sie den Sohn des Johannes Frangipani und brannten seine Stadt nieder. Seit der Zeit galt Astura als ein Sitz des Unglücks, wie es auch schon im Altertum als unglückbringend gegolten; denn hier schiffte sich Cicero ein, als er sich nach Cäsars Tod in Sicherheit bringen wollte, und doch nur kurze Zeit darauf durch Mörderhand auf seinem Landgute bei Formiae den Tod fand. Oktavianus, der nichts getan hatte, um den großen Redner zu schützen, trat ebenfalls in Astura, als Kaiser Augustus und sechsundsiebzigjähriger Mann, seine letzte Reise an. Er erkrankte hier und starb, als er weiter nach Süditalien zog, in Nola bei Neapel. Ebenso ward Astura seinem Nachfolger Tiberius gefährlich, der hier auch schwer erkrankte. Zur römischen Kaiserzeit war aber Astura und seine Umgegend nicht so verlassen, wie jetzt, im Gegenteil. Von Antium bis Astura, also auf eine Strecke von zwölf Kilometern, zog sich eine Kette schimmernder Paläste, die Sommersitze der römischen Großen!

Links von Asturas schwarzem Turm ziehen sich, treppenförmig aufsteigend, die malerischen Ausläufer der Volskerberge. Nach wenigen Schritten halten wir inne und blicken zurück. Jetzt sehen wir erst, wie sich das alte, mauerumpanzerte Nettuno von der Neustadt scheidet. Jedenfalls war das Bild der Stadt malerischer, als diese noch nicht das moderne Anhängsel und dessen langweilige gelbe Kastenhäuser mitzuschleppen hatte. Auf Stichen und Bildern aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts sieht man noch dies malerische Bild. Da gleicht Nettuno noch

Google

einer vergrößerten Tiberinsel in Rom; denn gerade, wie diese, ist es schiffsförmig gebaut. Da trotzt es noch als isolierte Felsfeste über dem Busch- und Sumpfland ringsum.

Links sieht man jetzt auch, aber bei dem Mittagsstand der Sonne noch halb beschattet, den Hafen von Anzio. Immer inselgleicher hebt sich das Circekap aus der Flut hervor. Wir überschreiten einen Bach und steuern auf das alte Kapuzinerkloster zu. Links von ihm geht der Weg nach dem Landgut Conca ab, das auf der Stätte des alten Satricum liegt. Es bildet das Eldorado für die Archäologen, aber bis jetzt fehlt es noch an Geld, um Ausgrabungen großen Stils vornehmen zu lassen. Das Verdienst, zuerst auf die Spuren des alten Satricums hingewiesen zu haben, gebührt einem jungen französischen Gelehrten Henri Graillot, der im Januar 1896 auf eigene Faust nachgrub und dabei die Überreste eines Tempels und viele Terracotten und andere Erzeugnisse etruskischer Kleinkunst fand. Die italienische Regierung verbot aber weitere Ausgrabungsarbeiten, da sie dieselben selbst vornehmen wollte.

Vom Kapuzinerkloster aus sieht das Stadtbild schon wieder anders aus. Aus der Altstadt, die merkwürdig klein erscheint, hebt sich die Fassade des Doms hervor. Das Klippenfort erinnert fast an Böcklins „Überfall der Seeräuber". Selbst die Neustadt scheint jetzt weniger häßlich; denn ihre Langeweile wird durch den grünen Hintergrund der Villa Borghese gemildert, auch schiebt sich Anzio mehr vor.

Wer um das Kloster herum und noch weiter gehen will, um den Blick auf die macchie der pontinischen Ebene und auf Astura und Circeo noch

Digitized by Google

besser zu genießen, wandere mit Vorsicht; denn an der Böschung rutscht das Erdreich leicht.

Wir kehren zur Stadt zurück. Dabei sehen wir, daß die Nettunesen doch größere Freude an Bäumen haben, als ihre Nachbarn in Anzio; denn ihre Weingärten sind mit Bäumen eingefaßt. Am äußersten Ende der Altstadt angekommen, schreiten wir durch das altmodisch enge und niedrige Tor und hinauf in das Labyrinth von malerischen Gäßchen. Doppelt erstaunen wir, erstens darüber, daß Alt-Nettuno, das von weitem so klein erschien, eine solche Fülle von Häusern in sich schließt, und zweitens, daß diese reinlicher sind, als die Felsnester, die wir sonst in der latinischen Landschaft sehen. Alle sind sie verputzt und gelb, rötlich oder rosarot angestrichen. Seltsame alte gotische Spitztüren und Fenster fallen uns auf, hier und da auch antike Gebälkstücke und Säulen, die eingemauert wurden. Und wie wirkt erst in diesem Auf und Ab, in diesem Gewirr von hohen steilen Mauern, Gäßchen, Kellerlöchern und Torbogen und Straßenschluchten die menschliche Staffage bei irgend einer Festlichkeit oder einer Totenfeier! Namentlich bei der letzteren, wenn neben den grauschwarzen Kapuzenbrüdern, welche die schmale goldbestickte schwarze Kreuzfahne tragen, Mitglieder anderer Brüderschaften mit weißen Haubenmänteln und roten Mantelkragen prunken. Merkwürdiges Volk! Selbst den Todesschauer mildert es durch bunte Farbenpracht. Ebenso frappiert es uns, wenn wir von Zeit zu Zeit an den äußeren Mauerrand treten und auf die restaurierten Dammbastionen schauen, welche die Felsbasis stärken, und auf die Riesenwürfel aus Kies und Mörtelguß, die zu ihren Füßen liegen,

Digitized by Google

um ihnen im Kampf gegen das Meer als Tirailleure zu dienen; denn nun schauen wir das Meer mit ganz anderen Augen an. Diese gewaltigen Verteidigungsmittel, die hier aufgeboten wurden, lassen uns im Geiste die erhabene Schönheit des sturmbewegten Meeres genießen, das von Zeit zu Zeit gegen den eigensinnigen Felsen anrennt, der ihm den Weg in das pontinische Land verlegt.

Nun suchen wir den Palazzo Communale auf, das Rathaus, das groß, wuchtig, trutzig, wie Gulliver unter den Zwergen, inmitten des Häusergekrabbels aufragt. Einst war es die Burg der Colonna. Der alte Bau erzählt uns von der Schlacht bei Lepanto[1]) im Jahre 1571, und von Mark Antonio Colonna, der auf eigene Kosten für den Papst Pius V. eine Flotte ausrüstete, um im Bunde mit Venedig und Spanien den Genuesen zum Trotz die Türken zu bekämpfen. Er mußte aber so sehr in den Beutel greifen, daß seine verfügbaren Mittel nicht ausreichten und er verschiedene Güter, darunter auch Nettuno, zu verpfänden gezwungen war. So kamen Burg und Stadt vorübergehend an die Familie Panfili; deren berühmteste Mitglieder Papst Innocenz X. (1644—1655), den wir aus dem schönen Porträt von Valasquez kennen, das in der Gallerie Doria-Panfili hängt, und dessen Schwägerin Donna Olimpia Maidalchini oft in Nettuno weilten. Wer die Nationalgalerie in Rom besucht hat, wird sich wohl des Bildes von de Sanctis erinnern, auf dem Donna Olimpia dargestellt ist, wie sie im Beisein des päpstlichen Schwagers die Regierungsgeschäfte erledigt.

---

[1]) S. S. 4.

Digitized by Google

Über die kleine Piazza, auf der sich fröhliche Kinder tummeln, kehren wir zur Altstadt zurück und suchen die dem Offizierskasino gegenüberliegende Osteria Campana auf, die reinlich ist und sich auch höheren Ansprüchen gewachsen zeigt. In Parenthese sei bemerkt, daß der Wein von Nettuno berühmt ist.

Nach dem Frühstück ziehen wir schlendernd nach dem nahen

Anzio.

Rechts begleitet uns die Pinienpracht der Villa Borghese, deren schöner Anblick nur einmal von einem größeren Bau — Klostererziehungsanstalt — gestört wird. Der Bahndamm, der sich längs ihr hinzieht, ist zur Maienzeit ein einzig Blumenbeet, in dem besonders die Monatsrosen auffallen. Ein einzig Blumenbeet sind ferner zur selben Zeit — oft auch im Herbst und Winter — die Vorgärten der Villen, die sich nun in unabsehbarer Reihe bis nach Anzic hinziehen. Sie sind fast immer bewohnt, besonders nach Neujahr, wenn sich den Römern das Bedürfnis fühlbar macht, „mutar aria", d. h. durch Luftwechsel den Winterkrankheiten vorzubeugen oder der Heilung durch Nachkur nachzuhelfen. Zwischen Agaven, dunklen Myrtenbüschen und traulichen Lauben, in denen oft das Schluchzen der Nachtigall ertönt, bemerkt man mitten in Gras und Moos blaue Schwertlilien, Rosen aller Art, Irisblüten, bleiche Narzissen, Chrysanthemum, und darüber den Regen der Fliedertrauben und die wuchernden Ranken von Efeu und wildem Wein. Durch all diese Pracht hindurch funkelt jedoch immer als beherrschender Grundton das Feuer der Rosen.

Unter den Villenhäusern (villini) fällt uns besonders das stattliche, aber gefällige rotweiße Villino Colonna auf. —

Halbwegs folgt rechts der Eingang zur Villa Borghese, die auf der Stätte der antiken Citadelle von Antium steht. Aus deren Trümmern errichtete auch die Familie Costaguti den Palast der Villa. Wer Zeit genug zu haben glaubt, versäume nicht, einzutreten, um, wenn auch nur flüchtig, den herrlichen Baumstand zu bewundern.

Zur Landstraße zurückgekehrt, gehen wir weiter bis zur grünweißen Villa, in deren Garten uns Agaven, Palmen, Aloebäume grüßen. Sie ist Besitztum des durch seine „Legenden aus der Campagna“ bekannten Dichters Augusto Sindici. Hinter ihr steigen wir zum Strande hinab. Hier wirkt der Blick auf Astura wieder, als sähen wir seinen historischen Turm zum erstenmal. Aber es fällt uns auch wieder die kahle Melancholie der Küste auf, die ihn von Anzio trennt. Vor wenigen Jahrzehnten bedeckte diese noch ein herrlicher Steineichenwald, den die unverständige Gewinnsucht der Familie Borghese zu Grunde gehen ließ. Alle Versuche der Wiederaufforstung zerstörte der Seewind. Erscheint uns da nicht der Circefels als Symbol der Unvergänglichkeit? Er sah nicht nur diesen Wald entstehen und vergehen, nein, auch die Meerpaläste, die einst an seiner Stätte ragten, und die dreiunddreißig großen Volskerstädte, die viele Jahrhunderte vorher in der pontinischen Landschaft blühten.

Doch der malerische Anblick der Villenreihe zwischen Nettuno und Anzio zieht uns ab, der durch die grüne Folie des Borghesischen Parks noch in seiner Schönheit gehoben wird. Dann lenkt das

Digitized by Google

Rauschen des Meeres die Aufmerksamkeit auf sich. Die Augen auf! Vielleicht schwemmt die rastlos wühlende See uns ein Stück Altertum heran, ein Mosaikfragment oder irisierende Glasplättchen und Marmorfetzen, die uns von dem Glanz der alten Badestadt Antium erzählen, die für Rom dieselbe Rolle spielte, die jetzt Brighton für die Londoner inne hat. Antium! Uns ist's, als hörten wir Coriolan, wie er durch Shakespeares Mund die Stadt begrüßt, der er sich als Schutzflehender naht:

„Ist eine art'ge Stadt, dies Antium.
Stadt, ich bin's, der dir deine Witwen machte;
So manchen Erben dieser Prachtgebäude
Sah ich vor mir im Kampfe und hörte ihn
Ächzen und stürzen: Drum erkenn' mich nicht,
Es möchten deine Weiber auf mich spucken
Und deine Knaben mich im Zwerggefecht
Mit Steinen töten.“ . . . .

Im Jahre 491 v. Chr. war's, als Coriolanus hier erschien. Nach der Eroberung von Corioli hatte er sich dem Konsul zugesellt, dem die Volsker in der Nähe Antiums hart zusetzten, und dieses dann durch Sturm genommen. Siegreich nach Rom zurückgekehrt, machte er sich durch die Forderung verhaßt, daß dem hungernden Volke nur unter der Bedingung Getreide verabfolgt werde, daß es auf seine Vertreter, die Tribunen, verzichte. Deshalb angeklagt, ging er freiwillig in die Verbannung und verband sich mit dem Herrscher von Antium, Attius Tullius, zum Zuge gegen Rom. Als ihm seine Mutter Veturia und seine Gattin Volumnia vor den Toren der bedrohten Stadt entgegengingen, ließ er sich durch ihre Bitten rühren

und zog sich zurück. Sein weiteres Schicksal ist dunkel, nach der Überlieferung soll er von den wegen seines Verrats empörten Volskern erschlagen worden sein.

491 vor Christus! Viel Zeit ist seitdem vergangen, doch in noch ältere Perioden versetzt uns jetzt der Name des sich großstädtisch geberdenden Hotels Albergo delle Sirene, das wir im Weitergehen rechts erblicken. Also an Anzios Strand lockten einst die Sirenen den an den Mast gebundenen Odysseus mit süßem Schmeichelsang?

Ein viereckiger Stumpf mitten im Wasser, gegenüber dem Hotel, läßt uns einen anderen Sprung in der Weltgeschichte tun; denn dieser Mauerklotz ist ein Rest des alten neronischen Hafens. Nun, wir wissen ja, aus Sienkiewicz's „Quo vadis", daß Antium Kaiser Neros Lieblingsaufenthalt war; denn es war ja auch sein Geburtsort. Noch ein anderer Kaiser, Caligula, nennt Antium seine Vaterstadt.

Wo wir stehen, herrscht im Sommer reges Badeleben, denn hier ist der Strand für die vornehmere Welt, die der weichere Sand und das stillere Meer hier lockt; denn jenseits des Hafens, wo das Ungestüm des Meeres nicht durch die Hafenbauten gebrochen wird, ist das Baden zwar unterhaltsamer, aber für gefahrscheue Leute unbequem.

Bald kommen wir, an vielen Booten vorüber, zur Hafenstraße, die im Spätfrühling und Sommer oft allzustark nach Meer und Teer, nach Fisch und Tran riecht, da dann die Saison des Sardellen- und Sardinenfangs blüht. Auf der Straße wenden wir uns links dem Molo zu. Viele Fischer und Schiffer begegnen

uns und erinnern uns an ihre Kameraden von Capri, die Waiblinger in seinen Capriliedern also beschreibt:

„Dem Fischer, der das Netz den falschen Wellen
So manches Jahr geduldig anvertrauet,
Mag ich mich gern am Strande zugesellen.
Fast ist er nackt: vom heißen Sonnenscheine
Gedunkelt und verbrannt ist Kopf und Nacken,
Und Brust und Schulter, sind auch Arm und Beine.
Sein einz'ger Schmuck ist eine Wollenmütze,
Beglückt ist er vielleicht in eines Kahnes,
In einer Hütte sparsamem Besitz."

Das sind also die Nachkommen der Antiaten, der tapferen Volsker, von denen es in Shakespeares Coriolan heißt:

„Wie ich vermute, Marcius, steh'n im Vortrab
Die Antiaten, ihres Heeres Stärke."

Doch nein, von den volskischen Einwohnern Antiums, die Rom zweimal, 468 und 338, besiegen mußte, ist nicht viel mehr übrig geblieben in der heutigen Bevölkerung; dafür sind doch viel zu viel Kriegsstürme über die Stadt hinweggebraust. Römische Skeptiker sind auch gar nicht von den heutigen Bürgern Antiums erbaut, behaupten sie doch, sie seien stark durchsetzt von den Griechen, die einst aus Torre di Greco am Neapeler Golf herüberkamen, und von den zum Tode verurteilten Verbrechern, die unter der päpstlichen Regierung begnadigt wurden, wenn sie sich verpflichteten, in den Salinen von Anzio zu arbeiten. Was übrigens die letzte Besiegung der Antiaten durch die Römer im Jahre 338 betrifft, so ist sie deshalb besonders merkwürdig geworden, daß die Unterworfenen, denen jede Seeschiffahrt verboten wurde, ihre

Digitized by Google

sämtlichen Kriegsschiffe ausliefern mußten. Deren Schnäbel (rostra) befestigten die Römer an der Rednertribüne auf dem Forum, so daß rostra schlechthin zur Bezeichnung jeder Rednertribüne wurde. An diese Schiffsschnäbel erinnern noch heutzutage die imitierten Schiffsschnabelsäulen (columnae rostratae), die der Rombesucher auf dem Pincio[1]) findet.

Nun schauen wir zur Rechten eine stattliche Reihe von Häusern, vor deren Türen Budentische stehen, die Muscheln, Korallen, Schwämme und sonstige Andenken an die See, daneben auch Schmucksachen zum Verkauf ausstellen. Dann bemerken wir auch wieder Schiffer mit Pelzmützen und knaufgeschmückten Wollbeuteln als Kopfbedeckung.

Ist's Sonntag, oder Windstille, so drängt sich an der Quaimauer Schiff an Schiff. Zuerst bemerkt man die Schifferbarken, paranze da pesca, spitzkielige, festgezimmerte Fahrzeuge, deren aufgerefftes Segel quer über dem Mast liegt, wie ein altmodischer Fiedelbogen über der Baßgeige, dann folgen kleine Schoner, Goeletten, Kutter. Um die Weihnachtszeit werden alle diese Schiffe fromm; denn ihre Mannschaft baut unter Deck dem Christkindlein eine Krippe.

Bald kommen wir zum Molo, der einen weit ausgreifenden Arm parallel der Straße Anzio-Nettuno aussendet. Matrosen kommen mit klappernden Holzpantinen, Möwen umkreisen uns. Zweihundert Jahre alt ist der Bau, auf dem wir stehen, denn Innocenz XII. ließ ihn 1698 errichten. Wir steigen auf die Mauer und schauen nun das freie Meer, das mit Donnergepolter heranstürzt und sich seine gierigen Zähne

---

[1]) S. Bd. I S. 4.

Digitized by Google

an den Mörtelgußkasten bricht, die hier wie in Nettuno zur Verstärkung der Verteidigungsmittel angebracht wurden. Zur Linken haben wir den Blick auf das Hafenoval und auf Anzios Front, und die Villen, unter denen Villa Sindici durch den vornehmen matten Ton ihrer Farbe auffällt. Dann grüßt uns die alte Sarazenenveste Nettuno. Es ist ein herrliches Panorama, um so herrlicher, als ihm links die Pinienwand der Villa Borghese und rechts die Volskerberge als Folie dienen.

Doch wir müssen weiter. Zum Leuchturm (faro). Wir kehren also zurück und schreiten durch die erste Straße links über den weiten Strand, dem sich das ungefesselte Meer brausend entgegenwirft. Im Frühling und Herbst, und erst recht im Winter, ist dieser Teil von Anzio öde und verlassen; denn der Römer von Rom fürchtet Nässe und Kühle und badet daher nur in den Sommermonaten Juli und August. Dann aber zeigt sich hier reiches Leben, eine Reihe von Osterienbuden steht auf Stelzen, Gesang, Guitarre- und Mandolinenklang ertönt, oft auch das Geklimper der Drehklaviere. Am Rande des Meeres aber ziehen sich unzählige Badekabinen, die feststehen; denn Badekarren kennt man in Italien nicht. Zu Hunderten tummelt sich das Volk der Städter im Wasser, freilich oft auch unbedachtsam; denn grausig schön ist bei starkem Wind das Wellenspiel — und gefährlich. Nur angeseilt darf man dann sich dem Wasser anvertrauen, und selbst geübte Schwimmer müssen vorsichtig sein; denn das mit Riesengewalt zum Strande geworfene Wasser kehrt in rotierender Bewegung am Meeresboden zurück. „Das Meer zieht“ heißt es dann. Nichtschwimmer können kaum stehen, mit solcher

Digitized by Google

Gewalt reißt die rückkehrende Flut ihnen den Boden unter den Füßen fort.

Bald kommen wir in ein Labyrinth von Ruinen. Hier möchte man, wenn die ruhig bewegte See bei schönstem Sonnenwetter lockt, sich niederlegen und stundenlang träumend an die Bilder denken, die Benès Knüpfer hier gemalt, an all die rothaarigen, flachshaarigen Nixen und Meerfrauen, die ihre geschmeidigen Leiber, die wie Silber gleißen, im Spiel der sonnendurchflimmerten Wellen leuchten lassen. Wie verklärt sich der Strand, wenn man ihn so mit Knüpfers Poetenaugen sieht. Man glaubt bald, seine Phantasiegestalten vor sich zu sehen, leibhaft, greifbar, wie z. B. den täppischen Meergreis, der eine Krone gefunden hat und sie auf sein gebogenes Knie setzt, staunend das güldene Rätsel betrachtend, während die spottfrohe Schar der Nereiden ihn neckt. Aber sind es bloß Knüpfers Bilder, die uns so lieblich betören, oder ist es der genius loci? Sind wir denn nicht in den Trümmern der Unterbauten der Villa Neros, und sehen wir daher nicht im Geiste eines der Nixen- und Nymphenfeste, wie er sie zu veranstalten pflegte?

Bald kommen wir zum Arco muto, dem Felsentor, das Albert Genick so oft zum Gegenstand seiner Aquarelle gewählt, die dem großen Publikum unbekannt sind, da sich alle in Privatbesitz befinden. Rechts gehen wir dann zum Ospizio marino (früher Villa Albani), das auf der Stätte liegt, wo einst Neros Theater prangte, in welchem er selbst als Sänger und Dichter auftrat. Gegenüber liegt die Villa Mencacci (ehemals Villa Corsini), die dort steht, wo einst der hochberühmte Tempel der Fortuna ragte, der alle an-

Digitized by Google

deren Tempel Antiums, wie den Heraklestempel und den Äskulaptempel, an Glanz übertraf. Er war ebenso sprichwörtlich, wie die Orakel, die „sortes Antiates“, die er gab. Noch lebt sein Ruhm in den Versen von Horaz fort:

„Des heiteren Antiums mächtige Herrscherin,
Du, deren Macht aus dunkler Erniedrigung
Des Staubes Söhne hebt, Triumphe
Wandelt in düstere Grabesöde.“

(I, 35. „Ode an die Fortuna.“)

Nun geht's zum Hafen zurück! Ist noch Zeit vorhanden, so empfiehlt sich eine Bootfahrt, die kurz vor Sonnenuntergang wunderbare Stimmungen in uns auslöst, da die Erinnerungen, welche Nettuno, Astura, Kap Circeo und Antium in uns geweckt, fast lebendige Formen anzunehmen und über die Wasser zu uns hinzuwandeln scheinen. Wenn der Ruderschlag als einziger Laut den Abendfrieden stört und gespenstische rote Lichter von Westen her um Wald und Klippen zucken, so weckt der süße Hauch vergangener Schönheit in empfindsamen Leuten das sehnsüchtige Heimweh nach dem Glanz des poetischen Altertums, da die griechische Bildung der Menschen Herz und Geist veredelnd beseelte. Diese wundersame, durch die verschlafene Einsamkeit ringsum geweckte Stimmung, man möchte sie mit hundert Händen festhalten, um nicht zurück zu müssen in des Alltags Einerlei und seine durch die materiellen Interessen verdüsterte Prosa.

Doch da erscheint der weiße Gänsemarsch der Schifferflotille von den Ponzainseln her, der Zug pfeift warnend in Nettuno, es ist Zeit, zu Anzios Bahnhof zurückzukehren.

Digitized by Google

Im Frühsommer bietet die Rückfahrt schöne Blicke auf die Volskerberge und die „römischen Burgen" (Castelli Romani) in den Bergen von Albano. Und kommen wir erst in das Gräberstraßengebiet, wo die Ruinenwelt in Abendgluten lodert und vom Abendhimmel blutroter Schein herüberloht, so erleben wir Bilder, wie der alte van Bloemen und sein Landsmann Berghem sie gemalt. Dazu genießen wir noch, wenn es Sonntag ist und wir dritter Klasse fahren, die Freuden des Volkslebens; denn die Römer, von Sonne und Wein befeuert, toben ihr Glücksgefühl ob des genossenen Festtages recht übermütig laut aus und lustig.

Die Pontinischen Sümpfe.

(Nach Terracina und Monte Circeo.)

Wer je auf dem Monte Cavo stand oder in Nettuno-Anzio weilte und von dort aus das „trockene Capri", das Felseneiland der Circe, sah, den wird es auch nicht ruhen lassen, als bis er selbst hinpilgern kann zu dem berühmten Ort, den Homer und Virgil verherrlicht. Auch lockt ihn der geheimnisvolle märchenhafte Reiz der pontinischen Sümpfe, aus deren Niederung das stolze Einsiedler-Kap trutzig aufragt.

Pontinische Sümpfe! — Der Durchschnittsmensch in Deutschland hat von ihnen je nach seiner Bildungsstufe stets eine andere Vorstellung. Wer italienische Novellen von Heyse, Voß, Ouida gelesen hat, stellt sie sich oft als eine Pesthöhle vor, wer Gregorovius kennt, denkt an die versunkene Zauberstadt Ninfa und die von Büffeln belebten Urwälder, wer Aubers „Fra Diavolo" gehört, schwärmt von der Poesie des

Digitized by Google

Räubertums, und wer Goethe, Seume, Madame de Stael studierte, berauscht sich an der Landschaftspracht von Terracina, ebenso wie der Homerfreund der Circe und ihres Zauberpalastes gedenkt.

Der historisch gebildete Nationalökonom fragt sich hingegen, worin eigentlich der viel gepriesene Fortschritt der Menschheit bestehe, wenn er die pontinischen Sümpfe von heute mit dem Volskerlande vor zweitausend Jahren vergleicht. Vor mehr als zweitausend Jahren blühten im Pontinerlande dreiunddreißig Städte, und trotzdem die klimatischen Bedingungen und die Bodenverhältnisse gleich geblieben sind, starrt jetzt schöne Wildnis, wo damals reiches Leben wucherte. Sind die Volsker, ebenso wie die Etrusker, bessere Wasserbautechniker gewesen, als die Leute von heute? So fragt man sich erstaunt, wenn man sieht, wie alle Kunstbauten der letzten Jahrhunderte sich als verfehlt erwiesen und als untauglich, dem Grundübel des volskischen Gebiets, den Überschwemmungen, zu steuern. Die einzigen Männer, die tatsächlich Radikalreformpläne gefaßt hatten, wurden entweder durch frühen Tod, oder durch die Ränke der Bureaukratie und der Latifundisten immer noch verhindert, ihre Pläne zu verwirklichen. Julius Cäsar, der den Tiber von Ostia bis nach Terracina leiten wollte, damit dessen Ablagerungen das Sumpfland erhöhen könnten, wurde ermordet, als er zur Ausführung seiner Idee schreiten wollte; Napoleon, der die Sanierungsfrage zwölf Jahre lang durch Prouy hatte studieren lassen, verlor den Thron, als die Arbeiten beginnen sollten, und die vielen Holländer, die seit Sixtus' V. Thronbesteigung sich anheischig machten, die Wasserpest des Volskerlandes zu bekäm-

pfen, scheiterten stets an der Camarilla des Vatikans oder der Gewinnsucht und Habgier der Besitzer. —

Will man nach Terracina reisen, so tue man Zeit in seinen Beutel. Unter zwei oder drei Tagen kann man die Fahrt nicht machen; denn sie lehrt uns, wie weltverloren und verlassen das Hinterland Roms schon hart vor den Toren ist. Die Bahn Rom-Velletri-Terracina gehört nämlich zu denen, die jedem Redakteur der „Fliegenden Blätter" für immer die Lust benehmen, über deutsche Sekundärbahnen zu spotten. Hauptsächlich aus strategischen Gründen geplant, um einer etwaigen Festsetzung des Feindes in den Volskerbergen vorzubeugen, konnte sie der Mittelmeer-Bahngesellschaft bei dem Mangel größeren Verkehrs nicht imponieren, und diese suchte daher bei dem Bau an den Kilometerzuschüssen zu verdienen. So entstand eine Zickzacklinie von 122 Kilometer Länge, während man mit 70 oder 75 Kilometern auch ausgekommen wäre. Da die Bahnverwaltung auch den Latifundien entgegenkam und nach deren Wünschen Stationen anlegte, die vielleicht zweimal im Monat Passagiere sehen, so entwickelt sich bei der bekannten italienischen Gemütlichkeit ein Fahrtempo, das 18 Kilometer die Stunde nicht übersteigt. So braucht man sechs bis sechseinhalb Stunden, um nach Terracina zu kommen.

Die Bahn fährt zunächst bis Cecchina auf derselben Strecke, die wir schon im vorigen Kapitel kennen lernten. Die nächste Station ist Civita Lavinia, das weinberühmte alte Lanuvium, dessen Turm wir schon vom Monte Cavo erblickten. Wer in der Sala Rotonda des vatikanischen Museums die Statue

der Juno Sospita gesehen hat, wird sich wohl erinnern, daß das alte Lanuvium Hauptsitz dieser Göttin war, und daß die römischen Konsuln sogar einmal im Jahre zu ihrem Heiligtum wallfahrten mußten.

Wir kommen langsam nach Velletri, dem alten Velitrae, von wo die alte Via Appia hinuntersteigt in das Pontinische Land. Hier verlassen wir das Albanergebirge und fahren durch das Tal, das dieses von den Volskerbergen trennt. Die Bahn, die von Ciampino aus, das Frascati gegenüberliegt, einen großen Halbkreis nach Westen gemacht, windet sich jetzt im kleineren Halbkreis nach Norden. Wir passieren den kleinen See Giulianello, in dessen Nähe einst das volskische Ulubrae stand, in dem Octavianus erzogen wurde, dessen Geschlecht aus Velletri stammte, und kommen dann zur Station Cori. (Im Volskerlande ist Station und Stadt nicht gleichbedeutend. Bei den meisten Städten liegt die Station eine Stunde weit entfernt.) Das Städtchen, das malerisch auf halber Bergeshöhe thront, ist durch die Kunstgeschichte bekannt, weil es vier Arten antiker Mauern und den berühmten Herkulestempel besitzt. Wenige Kilometer weiter nimmt uns bei der Station Cisterna, die eigentlich nur aus einem Wärterhäuschen besteht, das Sumpfland auf. Goethe schreibt am 23. Februar 1787 an dieser Stelle: „Wir kamen in die Pontinischen Sümpfe, welche gar nicht ein so übles Aussehen haben, als man sie in Rom gemeiniglich beschreibt.“ Nachdem er dann auf das Austrocknungsprojekt des Papstes Pius VI. hingewiesen, fährt er fort: „Man denke sich ein weites Tal, das sich von Norden nach Süden mit wenigem Falle hinzieht, ostwärts gegen die Gebirge zu vertieft, westwärts aber gegen das

Meer zu erhöht liegt. Der ganzen Länge nach in gerader Linie ist die alte Via Appia wieder hergestellt, an der rechten Seite derselben der Hauptkanal gezogen, und das Wasser fließt darin gelinde hinab, dadurch ist das Erdreich der rechten Seite nach dem Meere zu ausgetrocknet und dem Feldbau überantwortet; so weit das Auge sehen kann, ist es bebaut oder könnte es werden, wenn sich Pächter fänden, einige Flecke ausgenommen, die allzutief liegen. Die linke Seite nach dem Gebirge zu ist schwerer zu behandeln. Zwar gehen Querkanäle unter der Chaussee in den Hauptkanal; da jedoch der Boden gegen die Berge zu abfällt, so kann er auf diese Weise nicht vom Wasser befreit werden. Man will, sagt man, einen zweiten Kanal am Gebirge herführen. Große Strecken, besonders gegen Terracina hin, sind mit Weiden und Pappeln angeflogen." —

Der einige Kilometer westlich liegende Ort Cisterna ist der letzte, den die Via Appia bis nach dem fünfundzwanzig Kilometer entfernten Terracina berührt. Der jetzt ganz unbekannte Flecken führt seine Entstehung auf Nero zurück, der hier in der Nähe Cisternen anlegen ließ. Die nahen Ruinen rühren vielleicht von der alten Volskerstadt Tres Tabernae, die im achtundzwanzigsten Kapitel der Apostelgeschichte erwähnt wird. Paulus, der in Puteoli (Pozzuoli) gelandet war, zog auf der Via Appia nach Rom. „Und also kamen wir nach Rom. Und von dannen, da die Brüder von uns höreten, gingen sie uns entgegen bis nach Appifor (siehe unten) und Trestabern." Im Mittelalter spielte Cisterna eine gewisse Rolle, namentlich zur Zeit Friedrich Barbarossas. Es war antikaiserlich, unter anderem ließ sich auch Barba-

rossas größter Feind, Alexander III., hier weihen, und zog sich dadurch den Haß von Christian von Mainz[1]) zu, der es bekriegte und zerstörte. Später kam ein deutscher Kaiser in Person, um die rebellische Stadt zu bestrafen, Ludwig der Bayer, als er 1328 mit Papst Johann XXII. in Streit lag. Cisterna kam später in den Besitz des von Bonifaz VIII. gegründeten Geschlechts der Caetani, die zu ihrer Herrschaft Schutz einen Palazzo bauten, der noch ragt. Als Massino d'Azeglio[2]) nach dem Orte kam, war er nicht sehr erbaut von ihm; denn er nennt ihn „Stadt der Büffel, Fieber, Sümpfe und Schnapphähne". Die letzteren freilich existieren nicht mehr, seitdem der Postkutsche Tod die Via Appia veröden ließ, und die Eisenbahn nach Neapel einen anderen Weg zieht. Freilich, zu Massino d'Azeglios Zeiten und noch früher, als Seume 1801 dieses Weges gezogen kam, war die Sache anders, wie man in des letzteren „Spaziergang nach Syrakus" lesen kann.

Sieht man keine Schnapphähne mehr, so trifft man dafür doch noch von Zeit zu Zeit Büffel, und was Fieber und Sumpf vermochten, erfahren wir, wenn wir bei Kilometer 70 nach Ninfa, dem „Pompeji der Sümpfe", kommen. Wer dieses nicht zur Rosenzeit sieht, ist gemeiniglich enttäuscht, wenn ihm der melancholische See entgegenstarrt, an dessen Rand die Türme der verlassenen Märchenstadt ragen, die schon so viele Dichter und Maler, und unter letzteren besonders H. Corrodi und Enrique Serra, den „Apostel der pontinischen Sümpfe", begeistert hat. Kein Leben herrscht mehr hier. Nur ein einziges bewohntes Haus steht neben der kleinen Station.

---

[1]) S. S. 87. [2]) S. S. 43, 54 etc.

Digitized by Google

Die Stadt, die im Dornröschenschlaf befangen ist, stand einst in höchster Blüte, namentlich im 12. Jahrhundert, als sie noch stark genug war, um dem vor den mit dem Kaiser Barbarossa verbündeten Colonna flüchtenden Papst Alexander III. Schutz zu gewähren. Der noch heftiger von den Colonna befehdete Papst Bonifaz VIII. kaufte Ninfa für 200000 Lire von dem jetzt untergegangenen Geschlecht der Annibaldi und gestaltete es zu einem Fideikommiß der Caetani mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß es nie in den Besitz der Banditenfamilie Colonna kommen dürfte. Um den neuen Besitz zu sichern, erbaute Pietro Caetani die Burg, die nun eine malerische Ruine ist.[1])

In Ninfa finden poetische Naturen reiche Weide, gleicht es doch Vineta. Seine Umwohner sagen, die Glocken erklängen vom Seegrunde, wenn das Fieber nahe.

Doch der Zug pfeift und weckt unsere Sehnsucht nach dem Märchenland der Circe. Bald erblicken wir links auf der Höhe Norma. Vierhundert Meter hoch ragt der steile Haufen von Kastenhäusern, die aus dem Felsen hervorzuwachsen scheinen.

„Auf Felsenzacken, goldbraun abgetönt,
Hat sich der Berg mit einer Stadt gekrönt;
Die weißen Häuser glüh'n im Mittagsscheine
Wie eines Diademes Edelsteine. —
. . . Der Ölwald glänzt an sprüh'nder Felsenwand,
Es ist so still, als wie im Morgenland."

(H. Vierordt.)

---

[1]) Der Besuch Ninfa's empfiehlt sich, wie schon angedeutet, nur zur Blumenzeit (April bis Mai). Im Sommer herrscht Malaria. Geübtere Reisende verbinden den Besuch mit dem Ausflug nach Norma.

Digitized by Google

Stolz und starr, wie der steile Felsen, war auch in alten Zeiten der Sinn seiner Bewohner, der Bürger des alten Norba, das in der Nähe der heutigen Stadt lag. Herkules soll den Grundstein zu ihr gelegt haben. Im Jahre 83 v. Chr. eroberten die Anhänger des Sulla die Stadt, die zu Marius hielt, und deren Bewohner ahmten die Bürger Numantias nach, zündeten die Häuser an und kamen in den Flammen um. So ging die alte Volskerfeste, die nachher Militärstation der Römer gegen die Volsker wurde, zu Grunde. Nichts ist mehr von ihr erhalten, als der alte Mauerring.

Gern zögen wir hinauf, doch der Zug führt uns weiter, nach Sermoneta. Dessen Name ist dem Romkenner nicht fremd, heißt doch heute der Chef der alten Familie Caetani Herzog von Sermoneta. Das Gebiet im Tal ist sehr fruchtbar, man sieht sehr viele kleine Ackerparzellen und viele Reben an Rohrstangenpyramiden. Schöne Ausblicke bieten sich uns, im Süden erblicken wir das Kap Circeo, und im Norden Cori. Waiblingers Verse auf dessen Herkulestempel fallen uns ein:

„Bist du des Helden Tempel, der hier dem blumigen Felsen,
Einem Elysium hier, Myrten und Rosen entragt,
Wahrlich, dann bauten die Grazien dich, zum lieblichsten Denkmal,
Daß dir die Göttin den Trank ew'ger Jugend gereicht."

Auf die Aussicht aber, die Cori und Circeo hier zugleich umfaßt, passen die anderen Verse auf Cori:

„Deine Berge, sie blüh'n in parthenopäischer Fülle,
Südliche Lüfte, wie froh grüßt euch mein Auge, mein Herz.

Digitized by Google

Ja, hier bin ich bezaubert, und wär's auch ein Wunder — vom Meere
Lockt ja die griechische Fee mich in ihr magisches Netz."

Auf den Talwiesen ringsum erscheinen jetzt viele aufsichtslose Herden. Dann blicken wir zur Stadt hinauf, die auf einem Ölhain aufsitzt. Ihr charakteristischstes Gebäude ist die Burg mit ihrem viereckigen Turm. Wer auf diesem stände, könnte viel Landschaftspracht, zugleich aber auch, wenn er mit Lesages hinkendem Teufel durch die Dächer sehen könnte, viel Elend erblicken; denn Sermoneta wurde durch das vom Tal hinaufgeschleppte Fieber, durch Mangel an Arbeit, Verkehr und hygienischer Vorsorge in den letzten Jahren so stark mitgenommen, daß seine Bevölkerung, wie das auch bei den meisten Nachbarstädten der Fall ist, ständig zurückgeht. Die Geschichte der Stadt reicht nur bis zum Ende des 13. Jahrhunderts zurück, als Bonifaz VIII. (Caetani) seine Familie zu fundieren suchte. Wie er schon als Kardinal Norma (für 26000) und später Cisterna angekauft hatte, so erwarb er auch Sermoneta von den Annibaldi (für 36000 Goldgulden). Alexander VI. (Borgia), der zweihundert Jahre später nach dem Grundsatz: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" den Besitz der Caetani an sich bringen wollte, benutzte eine Fehde, die zwischen Sermoneta und dem südlicher gelegenen Sezze wegen einer Entwässerungsfrage entstanden war, als Vorwand für seine Zwecke. Er stellte sich auf Seiten Sezzes und zog 1501 vor Sermoneta, eroberte und besetzte es und gab es seinem zweijährigen Enkel Rodrigo, dem Sohne der Lucrezia Borgia. Nach Alexan-

Digitized by Google

ders VI. Tode setzte aber Julius II. die Caetani wieder in ihren Besitz ein.

Während der Weiterfahrt passieren wir das Gebiet der längst verschwundenen Stadt Regeta, die ebenso wie Terracina mit der Geschichte der Goten verknüpft ist. Belisar hatte nach der Besiegung des letzten Vandalenkönigs Gelimer Sizilien erobert und dachte daran, ganz Italien von den Ostgoten zu säubern. Theodat, der von Theoderichs Tochter Amalasuntha zum Gemahl und König erhobene Schwächling, traf keine Anordnung zur Gegenwehr. Die in Regeta versammelten Ostgoten rebellierten daher, als die Nachricht eintraf, Neapel sei schon Belisar in die Hände gefallen, und riefen Vitiges zum König aus (536). So hebt hier in den pontinischen Sümpfen die große Epopoe und Tragödie vom Untergang des Ostgotenvolkes an.

Bei Kilometer 84 kommen wir zu dem hoch über der Bahn aufragenden Sezze, dem früheren Setia.[1]) Es sieht recht klein aus, und man wundert sich, daß es allein im Stadtgebiet 6000 Einwohner zählen soll. Eine seltsame Stadt ist's, ihre Westseite ist malariaverseucht, ihre Ostseite hingegen gesund. Der Überlieferung zufolge soll sie die stärksten Frauen im Volskerlande haben, so daß es sprichwörtlich heißt, eine Frau aus Sezze überdauere vier Männer. Ebenso erzählt man,[2]) daß Michel Angelo sich für das Denkmal des Giuliano di Medici in S. Lorenzo zu Florenz als Modell zur „Nacht" eine Frau aus Sezze erwählte. Aber in der Sage ist Sezzes Ruhm noch älter; denn

---

[1]) S. S. 165.

[2]) S. A. Ruhemann, „Die Pontinischen Sümpfe". Bd. XV. „Kennst du das Land?"

Digitized by Google

in ihm verbarg sich Saturnus (der „Säer“ = dem griechischen Chronos), als er von Zeus gestürzt wurde. Von hier aus zog er nach Rom und wurde dort durch Janus König auf dem kapitolinischen Hügel, wo er nach seiner Vermählung mit der Göttin Ops (Wohlstand) das goldene Zeitalter heraufführte. Deshalb wurde er auch in späterer Zeit in Rom verehrt. Tarquinius Superbus weihte ihm zu Füßen des Kapitols einen Tempel, der später erneuert und zur Unterbringung des Staatsschatzes benutzt wurde. Dessen Reste stehen bekanntlich noch heute auf dem Forum Romanum zwischen Kapitol und Basilica Julia.

Auf der Fahrt nach Anzio haben wir gehört, daß Sezze im Altertum auch durch seinen Wein berühmt war; denn außer Martialis wird auch Juvenalis nicht müde, ihn zu preisen; er galt als Nebenbuhler des Falerners — und war unter anderem Kaiser Augustus' Lieblingswein. Jetzt ist auch dieser Ruhm dahin.

Im Anfang der Neuzeit ist Sezze dadurch merkwürdig geworden, daß in den Mauern seines Franziskanerklosters Felice[1]) Peretti wohnte und so Land und Leute kennen lernte. Beides kam ihm zu statten, als er unter dem Namen Sixtus V. vom Mönch zum Papst avanciert war; denn das Land suchte er durch Entwässerung, die Leute durch seinen unerbittlichen Kampf gegen die Räuber zu gesunden. Beides gelang ihm nur zum Teil; denn seine Nachfolger wandelten nicht in seinen Bahnen.

Nach der Station Sezze macht die Bahn einen halbkreisförmigen Satz ins Gebirge hinein. Wir müssen also für einige Zeit vom Sumpfland Abschied nehmen,

---

[1]) S. Bd. I S. 135.

Digitized by Google

das hier ganz wirtlich erscheint, denn grüne Wiesen wechseln mit Artischockenfeldern und Getreideäckern ab, zu denen die wigwamähnlichen Hütten der Landarbeiter mit ihrem Besatz von rohen Steinen ringsum eigentümlich abstechen. Westlich schweift unser Blick zur baumgeschmückten Via Appia, zur Gegend, wc einst die als in der Apostelgeschichte genannte (S. 192) Poststation Forum Appii stand, die im Altertum einen berühmten Äskulaptempel besaß. Als Horaz im Jahre 41 v. Chr. nach Brindisi (Brundusium) zu Maecenas zog, der eine Versöhnung zwischen Antonius und Oktavianus zustande bringen wollte, da der erstere sich schon anschickte, die Stadt zu belagern, passierte er auch Forum Appii. In der fünften Satire, in der der Dichter diese Reise nach Apulien so launig beschreibt, sagt er:

„Roma, die große, verließ ich, da bot mir Ariccia Nachtruh'
Mäßig genug; mit reiste der Rhetor Heliodorus
Griechischer Zung' ausbündig gelehrt. Dann Appii Forum,
Voll von Matrosen gedrängt und unbarmherzigen Wirten."

Horazkenner werden sich der Fortsetzung der humoristischen Schilderung erinnern. Der Dichter reist in einem von Maultieren gezogenen Kahn weiter. Zuerst halten ihn die Frösche mit ihrem Gequake lange wach, als er aber am Morgen aus kurzem Schlaf erwacht, merkt er, daß der Kahn still liegt, da der Treiber das Maultier einfach angebunden und sich zum Schlafen niedergelegt hat. Eine Tracht Prügel weckt ihn und treibt ihn zum Weitermarsch an.

Digitized by Google

Auch uns scheint es, als lägen wir stille, so langsam kriecht der Zug. Wir überschreiten jetzt den reißenden Fluß Uffente, von dem weiter unten, S. 336, noch die Rede sein wird, und tauchen in eine Gebirgslandschaft ein. Nachdem wir uns auch darüber getröstet haben, daß keine einzige Station auf der pontinischen Bahn Material zu zeitvertreibendem Imbiß gibt, erreichen wir bei Kilometer 98 das braungraue Felsnest Piperno, das auf isoliertem Hügel ragt. An der Station herrscht auffallend viel Leben; denn im Hinterland von Piperno liegen die größeren Orte Roccagiorgia, Maenza und Roccasecca, und zudem führt von hier aus als einzige Straße, welche die Volskerberge durchquert, die Chaussee nach Frosinone im Saccotal.

Piperno, oder vielmehr sein antiker Urahn Privernum, spielt in der römischen Literatur eine Rolle, da Virgil es als Sitz des Königs Metabus und seiner Tochter Camilla, der Amazone im Kriege gegen Äneas, erwähnt. (Nach Ruhemann tragen heute noch viele Einwohner Pipernos den Namen Metabo und Camilla.) Die Geschichte beider ist eine der rührendsten Episoden der Äneis (XI, 540). Metabus wird durch den Haß der Beherrscher aus Privernum vertrieben und nimmt sein Töchterchen Camilla mit auf die Flucht. Der geschwollene Amasenusfluß, der im Tal von Privernum fließt, hemmt die Flucht. Drum bindet Metabus das Kindlein, „in die wölbende Rinde des Korkbaums eingehegt“, an die Lanze und schleudert sie über den Fluß, in seiner Angst das Kind dar Diana gelobend. Heil kommt es an. Er aber durchschwimmt den tobenden Fluß.

Auf der Weiterfahrt zeigt sich malerische Augen-

Digitized by Google

weide, silbergrüne Hügel, Artischockenfelder, Olivenwälder, Gruppen von Korkeichen und Büffeln. Bei Kilometer 103 erreichen wir Station Sonnino, das alte Summium, das als Räubernest und als Ort der schönsten Frauentracht lange berühmt war. Den Historiker interessiert die Stadt, weil in ihr Pius' IX. Staatssekretär Antonelli geboren wurde, der also ein Landsmann Leos XIII. ist, der, wie bekannt, aus dem nahen Carpineto stammt.

Bald kommen wir in das Gebiet des principe Felice Borghese, und nach dem Cistercienserkloster Fossanuova, das der hl. Thomas von Aquin, der Lieblingsheilige Leos XIII., berühmt gemacht. Als er sich 1274 zu einer Reise nach dem Konzil von Lyon anschickte, ereilte ihn hier der Tod. Noch zwei Andenken bewahrt das Kloster an den großen Theologen, seinen Schreibtisch, der rund ausgeschnitten werden mußte, weil Thomas beleibt geworden war, und eine Marmorplatte, die noch die Tritte des Maultieres zeigt, welches ihn trug. Außerdem enthält das Kloster noch das Reliefporträt des Heiligen von der Hand Berninis. Das Kloster, 1189 erbaut, ist ein Denkmal der vorgotischen Zeit, schön ist namentlich sein Klosterhof.

Bald wird der Blick wieder freier für die pontinische Ebene, und wir können unsern Blick nach der Gegend schweifen lassen, wo die letzte Poststation vor Terracina, Meza (ad medias), stand, und das Reich des Fiebers, das im Hügelland von Piperno weniger fruchtbar war, wieder beginnt. Goethe schreibt: „Da, wo sonst der Ort Meza stand, hat der Papst (Pius VI.) ein großes und schönes Gebäude, als den Mittelpunkt der Fläche bezeichnend, aufrichten lassen.

Digitized by Google

Der Anblick desselben vermehrt Hoffnung und Zutrauen für das ganze Unternehmen. Und so rückten wir immer fort, uns lebhaft unterhaltend, wohl eingedenk der Warnung, daß man auf diesem Wege nicht einschlafen dürfe, und freilich erinnerte uns der blaue Dunst, der schon in dieser Jahreszeit (Februar) in gewisser Höhe über dem Boden schwebte, an eine gefährliche Luftschicht. Desto erfreulicher war uns die Felsenlage von Terracina.“ . . .

Da wir nicht auf der Via Appia reisen, wie Goethe, sondern auf der Zickzackeisenbahn, so können wir Terracina noch nicht sehen; denn, nachdem wir den Fluß Amaseno passiert haben, kommen wir, südlich fahrend, an den malerischen Felswänden des Monte Romano und des Monte Leano vorbei, die uns die Aussicht auf Terracina versperren. Bald umfahren wir den Monte Leano hinter der öden Station Frasso (111 Kilometer) und kommen in ein dreieckiges Tal, dessen Spitze nach Osten geht, während die Bahn dessen Basis durchfährt. An der äußersten Spitze des Monte Leano, da, wo er die Via Appia berührt, quillt noch heute eine mächtige Quelle, die schon im grauen Altertum berühmt war, die Quelle Feronia. Sie hat schon früh dazu beigetragen, den südlichsten Teil des pontinischen Beckens, das vorher ein Meerbusen war, zu versumpfen, so zwar, daß dieses Tal von Terracina schon zu den Zeiten der römischen Republik als Malariagebiet verrufen war. Auch Horaz erwähnt die Quelle in seinem humoristischen Reisebericht:

„Deine Flut nun spülte Feronia Händ' und Gesicht uns.

Digitized by Google

Drauf nach dem Mittagsmahl drei Milien kriechend ersteigt man
Anxurs ragende Stadt auf weithin schimmerndem Felshaupt."

Der Name Feronia wird vielfach gedeutet, so vielfach nämlich, als die Ansichten der Gelehrten sind, die über den heiligen Born geschrieben haben. Nach einer Ansicht hat er seinen Namen von spartanischen Emigranten, die „huc illuc feruntur" (hierhin verschlagen wurden), als sie aus Unzufriedenheit mit Lykurgs Gesetzgebung sich eine andere Heimstätte suchten. Sie sollen später hier der Juno ein Heiligtum erbaut haben. Eine andere Version leitet das Wort Feronia von ferrum wegen des Eisengehaltes der Quelle ab, eine dritte von „ferendis arboribus" wegen der einstigen Baumpracht des fruchtbaren Gebietes. Die Quelle genoß göttliche Verehrung, zumal, als sie in der römischen Zeit als Frühlings- oder Erdgöttin personifiziert und dem Jupiter Anxurus zugesellt wurde, wie Virgil (Äneis VII, 800) bestätigt, wo er sagt, daß Jupiter gern in dem den Quell umgebenden Grün gehaust habe.

Auf der kurzen Fahrt durch das Feroniatal muß, wer Seume kennt, unwillkürlich lachen, beschreibt er doch, wie schlecht ihm und Pius VI. die Anwendung des Sprichwortes bekam: „Der gerade Weg ist der beste." Pius VI. wollte nämlich klüger sein, als der alte Appius Claudius, der seine Straße auf Umwegen längs der Berge geführt hatte, und so korrigierte er die Via Appia, indem er sie in der Luftlinie von der Feroniaquelle bis nach Terracina führte. Diese direkte Straße hatte aber das Unangenehme, daß sie meist

Digitized by Google

überschwemmt war, und Seume kam gerade bei seinem Spaziergang nach Syrakus während einer solchen Überschwemmung bis zur Brust ins Wasser hinein.

Endlich! 122 Kilometer!

Terracina.

Zwar zunächst nur der Bahnhof, der von der Stadt noch etwa zwei Kilometer entfernt liegt. Zuerst fahren wir zum Albergo Reale, das trotz des großen Verkehrs noch uritalienisch primitiv ist. Primitiv sind die teppichlosen Zimmer, primitiv die Riegelschlösser, seltsam der Gebrauch, daß jedes Zimmer statt einer Nummer einen Städtenamen trägt.

Bald stehen wir auf dem Vorplatz des Hotels und schauen bewundernd auf die graue zerrissene Kalkwand des promontorio Teodorico (Kap Theoderichs), das steil abfällt, und auf die gelbbraunen Reste der sogenannten Theodorichburg auf seiner Höhe, die einer Kette von Torbogen gleichen. Dann staunen wir rechts über die vereinsamt aufragende riesige Felsennadel, die den Namen Kapuziner trägt, da sie, von Monte Circeo aus gesehen, einem solchen gleicht. Ihr bürgerlicher Name ist aber Pisco Montano. Gehen wir auf sie zu. Am Meere sehen wir viele Frauen, schöne und unschöne, die als Kopfbedeckung ein buntes, fezartig aufgewundenes Tuch tragen, wie sie in dem dort mündenden Bach die Familienwäsche reinigen und nachher an Klippen und Sträuchern aufhängen. Frischer Wind fährt uns belebend ins Gesicht, klagend und brausend rollen die Wogen zu uns heran. Dieser Symphonie in Luft und Wasser, die so traumerweckend, in süße Ruhe einlullend wirkt, möchten wir gern lauschen, doch da schreit uns auf einmal

by Google

vom Pisco Montano eine der herrlichsten Energietaten der alten Römer, der taglio,[1]) an, der senkrechte „Schnitt", den die Nachfolger des Appius Claudius am Pisco Montano vornahmen, um Raum für die Via Appia zu gewinnen, die früher, da der Pisco bis ins Meer reichte, hinter dem Kap Theoderich herführte. Auf der durch die Entfernung der riesigen Felsscheibe gebildeten Wand ist deren Höhe von zehn zu zehn Fuß durch Striche angegeben. Da die antiken Steinmetzen von oben nach unten zählten, finden wir zu unterst die Zahl hundertzwanzig.

Wir wenden uns um und schauen die malerisch auf der Höhe gelegene Altstadt. In das Rauschen des Meeres mischen sich jetzt Opernklänge. Natürlich! Aubers „Fra Diavolo"[2]) oder „Das Gasthaus von Terracina" kommt uns in den Sinn und weckt romantische Stimmungen. Diese lassen uns nicht ruhen, und darum suchen wir im Hafenviertel die „Osteria della Marina" auf, denn sie ist die Fra Diavolo-Kneipe. Auf der Bühne erscheint das Kneipchen freilich größer und romantischer aufgeputzt. Statt des romantischen Bühnenbildes sehen wir einen niedrigen Raum mit einer von schweren gelbbraunen Holzbalken getragenen Decke, die in der Mitte auf einem gelb getünchten Pfeilerblock aufsitzt. Rechts vom Eingang ist ein heiliges Viereck durch Theken abgesperrt, das zugleich Kramladen und Küche ist, da im Hintergrunde ein mächtiger Herd steht. An der Decke dieser Laden-Küche hängen Schweinsblasen, mit struzzo (Fett) gefüllt, Speckseiten und Schinken. Die Hinterwand zeigt blankes, rot funkelndes Küchengeschirr. An der gegen-

---

[1]) S. S. 165. [2]) S. S. 21.

Digitized by Google

überliegenden Wand stehen große mit Stroh umflochtene Weingefäße, Flaschenungetüme, die Schinken- oder Keulenform haben. Wir lassen uns nieder, loben den Wein, hüten uns aber, den Wirt zu fragen, ob er Fra Diavolo kenne; denn der Name des großen Räubers ist sein rotes Tuch. Fragt ihn ein Unbesonnener dennoch, so antwortet er blitzig: „In Rom ist die Fra Diavolo-Kneipe. Wie die meine heißt, sagt das Schild vor der Tür.“ Man sieht, der Mann ist nicht romantisch und glaubt in seiner Naivität, der schlechte Leumund des Räubers schade seinem eigenen. Spricht man ihm hingegen vom Wein, so taut er auf und lobt namentlich die süße Sorte, den Aleatico. Er möchte auch gern moscato (Muskatwein) kredenzen, aber den behalten die Großgrundbesitzer, wie Principe Felice Borghese und Marchese Ferraioli[1]) für sich. „Mbè, hm. Sie wissen doch, daß des letzteren Großvater nur durch das Tabaksmonopol in Pius' VI. Regierungszeit so reich geworden ist? Auch die anderen großen Herren, die Caetani und der Herr de Stefano geben nichts ab. Ja, Herr de Stefano! Er kam als armer Abruzzese nach Terracina, und dann schlug er Holz im Küstenwald, na, mbè, er wurde reich, sehr reich, und da gab's einen Prozeß zwischen ihm und der Stadt, aber, wenn man Geld hat, so kann man sich die größten Advokaten kaufen, die schon Minister waren —“ Doch da bricht er ab; denn er hütet sich, ein ärgerlich Wörtlein gegen den Dorfpascha zu sagen. Uns aber fällt ein, daß der Sumpfwein von Terracina, der Caecebus, schon im Altertum berühmt war; denn Horaz und Martialis preisen ihn. —

---

[1]) S. Bd. I S. 96 und Bd. II S. 19.

Digitized by Google

Und nun wird uns klar, daß Fra Diavolo, nicht der Held der Oper, sondern der wirkliche, eigentlich nur ein armer Teufel von Pechvogel und durchaus kein Karl Moor gewesen ist, — ein Verbannter (= bandito) aus Not, im bürgerlichen Leben Beppo Mastrilli geheißen. Als Jüngling liebt' er ein Mädchen, das hat einen andren erwählt. Dieser andere brachte eines Abends der Geliebten eine Serenade, Beppo hörte es, sein Blut erhitzte sich, und so machte er den anderen kalt. Er mußte deshalb fliehen, und die Arbeitslosigkeit in den Wäldern machte ihn zum Wegelagerer.

Doch genug von diesem Gegensatz zwischen Opernromantik und Wirklichkeit. Gehen wir lieber zur Altstadt und schauen während dieser Wanderung fleißig in die Häuser zur Rechten hinein und sehen dabei staunend, wie das Pflaster der antiken Via Appia in ihnen als Fußboden des Erdgeschosses dient. Bald kommen wir an der Kirche S. Salvatore vorbei, die Pius VI. gebaut. Der weiß verputzte Bau bietet nichts Bemerkenswertes; nur enthält er eine gute Pietà. Auf dem weiten Vorplatz der Kirche bemerkt man einzelne halb fertige Ruinenhäuser, wie sie die Vorstädte von Rom noch hie und da als Zeugen des Baukrachs von 1888 aufweisen.

Nun steigen wir auf steiler Straße dem Domturm entgegen, hinter dem der Turm des mittelalterlichen Kastells aufragt. Plötzlich sind wir inmitten der malerischsten Romantik, zu beiden Seiten gähnen stimmungsvoll dunkle Höhlengänge, Treppengäßchen, Winkelgäßchen, bevölkert von armem, ausgemergeltem, aber gesundem Volk, das sich, weiß Gott wie, ernährt und durchs Leben schlägt; denn Terracina hat keine

Digitized by Google

Industrie, höchstens einen kleinen Handel von Öl und Wein. Was also nicht von dem noch kleineren Zwischenhandel lebt, ernährt sich durch kümmerlichen Gartenbau oder sucht sich auf den Bergen Cichorie und Suppenkräuter und in den Sümpfen Frösche, deren Schenkel massenweis nach Rom gebracht werden. Man sehe nur um sich, wie die Frauen hier den Kleinhandel betreiben. In viereckigen Mulden, die sie auf dem Kopf tragen, halten sie Fenchelknollen (finocchi) und Gemüse feil. Der Weinverschleiß in den zahlreichen Kellerhöhlen aber kündet sich an den Türen durch baumelnde Papierdüten und Fenchelkrautsträuße an.

Endlich stehen wir auf dem Domplatz, dem Forum des alten Terracina, dessen antikes Pflaster er noch zeigt und uns so erinnert, daß wir in einer Stadt stehen, die eine viertausendjährige Geschichte hat. Ihr ältester Name war Anxur, ein Wort, das den Gelehrten viel Kopfzerbrechens machte. Nach einigen soll es daher stammen, daß Jupiter Anxur (= der Ungeschorene) die Stadt gründete, nach anderen aber war Janus oder Saturnus (s. S. 198) ihr Gründer. Jedenfalls waren die ersten Ansiedler Griechen, wie auch aus der Sage hervorgeht, daß Spartaner das Feronia-Heiligtum[1]) gegründet haben sollen. Griechischen Ursprung hat ja auch der spätere Name der Stadt; denn Terracina kommt von Trachina (= rauhe Stadt), und so nennen sie auch Ovid und Strabo. Die alte Geschichte der Stadt zur Römerzeit läßt sich kurz in folgende Daten zusammenfassen: 405 v. Chr. Eroberung durch die Römer, 402 Rück-

---

[1]) S. S. 203.

Digitized by Google

eroberung durch die Volsker, 400 Wiederbesetzung durch die Römer, 337 neuer Ansturm der Volsker, 329 römische Kolonie. Dann wird Terracina erst wieder von Horaz und im Jahre 19 n. Chr. erwähnt, als die Leiche des Germanicus, des Neffen von Augustus und des Vaters von Caligula, der in Syrien gestorben war, hier gelandet und von Drusus in Empfang genommen wurde. Noch später ward es als Geburtsort des Kaisers Galba, Neros Nachfolger, berühmt. Nach dem Untergang der römischen Kaiserstadt soll, wie wir noch hören werden, Terracina Theodorichs Residenz gewesen sein. Im frühen Mittelalter teilt Terracina als Stützpunkt der Via Appia das Geschick der Stadt Rom. So wurde es wie diese von Odoaker, Alarich, Geiserich zerstört, drauf wurde es von dem Ostgoten Totilas und von dem Griechen Narses heimgesucht, ferner von dem Langobarden Agilulf und 746 von den Sarazenen. Von 780 an war die Stadt abwechselnd im Besitz des Papstes, der Neapolitaner, der Frangipani, oder der Abtei Monte Cassino.

Jetzt betrachten wir die Fassade des Doms, der dem heiligen Cäsarius geweiht und auf den Trümmern eines Tempels der Roma und des Augustus aufgebaut ist. Eine breite Treppe steigt zu ihr hinauf, dann folgt eine von zehn antiken Säulen, die auf gequetschten Löwen ruhen, getragene Vorhalle. Schön ist das Mosaikband, das sich über die Säulen hinzieht, schön auch der links aufragende alte Turm, dessen vier Stockwerke ringsum durch Spitzbogenblenden gegliedert sind. Das Innere ist eine Säulenbasilika, in der wir die Reste des alten Mosaikbodens, die schöne auf Löwen stehende Kanzel, und die noch

schönere gewundene Osterkerze mit den kosmatischen Ornamenten bewundern. Auch finden wir zwei moderne Fresken von Monti, die, um Papst Urban II., der hier gewählt wurde, zu verherrlichen, die Legende erzählen, daß Peter der Einsiedler in Terracina zum erstenmal mit diesem Papst zusammentraf und ihn zum Kreuzzug begeisterte. —

Vom Dom aus steigt man zum Kap Theodorich hinauf. Wer Eile hat, tut gut daran, sich einen Führer mitzunehmen; denn folgt er irgend einer Beschreibung, so kann er leicht irre gehen. Wer aber von keinem Zeitmangel geplagt ist, findet den Weg auch so wie so, ohne daß ihm die Zickzackumwege sauer werden, da die Schönheit der Landschaft auf Schritt und Tritt mit der Blumenpracht ringsum wetteifert.

Auf halber Bergeshöhe genießt man einen herrlichen Blick auf die Ruinen des alten Kastells in der Stadt und auf das Vorgebirge Circeo, das sich parallel dem Meeressaum wie ein „Riesensarkophag“ erhebt. Beim Weitersteigen tut man gut daran, der Bergesspitze in weitem Halbkreis von hinten beizukommen. Nie werde ich den Märztag des Jahres 1902 vergessen, als ich diese Steigung im Halbkreis unter Führung des Majors von Donat machte. Welche Wundervegetation umgab uns da! Riesenwolfsmilch, Borax, wilde Lilien, Opuntienkaktus!

Endlich sind wir oben in den Ruinen, die das Volk die Burg des Theodorich nennt, obschon dieser König der Ostgoten (unser „Dietrich von Bern“) nie in Terracina war. Die Archäologen belehren uns hingegen, daß wir in den Ruinen eines Tempels des Jupiter oder der Venus weilen. Zuerst schreiten wir

Digitized by Google

durch den langen hallenden Bogengang, dessen schwarze runde Öffnungen wir vom Hotelvorplatze schauten, dann steigen wir auf die Plattform und sehen die Grundformen des alten Baues, da dessen Fundamentmauern noch erhalten sind. Mit einiger Phantasie können wir uns vorstellen, wie die weißschimmernde Pracht des alten Tempels — er hatte korinthische Säulen aus Alabaster, die am Monte Circeo gebrochen waren — einst aus dem Grün des Waldes heraus und über dem Rosarot des Felsens weithin hinausstrahlte über das ferne Meer, den ankommenden Schiffern ein Wahrzeichen. Und ein Gefühl der Bitterkeit beschleicht uns gegen Kaiser Theodosius, durch dessen Edikt vom Jahre 426, das alle alten Tempel und Götterbildnisse zu zerstören befahl, auch diese Tempelpracht zu Grunde ging.

Nun bewundern wir das Panorama, das zu den großartigsten gehört, welche Italien bieten kann. Zuerst blicken wir nach Süden und werden dessen inne, was alle Reiseschriftsteller, die hier weilten, von Goethe bis auf Seume und Madame de Stael, hervorhoben, nämlich, daß Terracina die Scheide bildet zwischen norditalienischer und südlicher Vegetation.[1]) Rechts von uns ist nordische, links südliche Flora, wie Palmen, indische Kaktusfeigen, Orangenbäume, Zitronenbäume, Zedern, Granat- und Mandelbäume. Jetzt schauen wir uns auch näher in dem Tal um, das so reiche Baumpracht zeigt (dem „See von Fundi“), das heutzutage noch stark versumpft ist. Sieht man seine spitzen Felsenwände, die es nach Norden und Süden

---

[1]) „Denn dort grenzen zusammen die Bahnen der Nacht und des Tages“
Homer Odyssee X. Gesang.

Google

zugleich abschließen, so begreift man, warum Napoleon I. es zu einem Kriegshafen umgestalten wollte, der dem Golf von Spezia starke Konkurrenz gemacht hätte.

Blicken wir weiter nach Süden. Fondi selbst ist nicht sichtbar, aber Formia und Gaeta, das alte Cajeta, so genannt nach der alten Amme des Äneas. Und wir gedenken der wechselvollen Geschichte dieser Feste, die so manchen Sturm, namentlich in der Neuzeit, erlebt; die 1848/49 das Asyl des von Rom vertriebenen Papstes Pius' IX. war, und im Winter 1860/61 Zeugin des Heroismus der Königin von Sizilien, der Gemahlin Franz' II. Als dieser Neapel an Garibaldi verloren hatte, war es seine tapfere Gattin Maria, eine geborene Prinzessin von Bayern und Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich, welche die mit dem König in Gaeta eingeschlossene Besatzung von 12000 Mann durch eigenes Beispiel zum dreimonatlichen Widerstande gegen die italienische Übermacht ermutigte.

Doch in einer solch klassischen Landschaft macht unsere Phantasie nur zu leicht Zickzacksprünge, und so erinnern wir uns, daß Homer in die Nähe des heutigen Formia das Gebiet des Menschenfresservolkes der Lästrygonen[1]) verlegte. Und nun schauen wir,

---

[1]) „Als wir zum Hafen gekommen, dem herrlichen, welchen ein Felswall
Hüben und drüben umschließt mit steil aufstrebenden Wänden,
Und an der Mündung starren die schroff vorspringenden Klippen
Gegeneinander gekehrt, ein enggeschlossener Eingang,
Fuhren sie alle hinein mit den ruderbeschwingeten Schiffen." —

Kundschafter gehen vor:

„Und sie betraten das mächtige Haus und fanden des Königs Riesenweib, wie ein Haupt des Gebirgs; und Schauder ergriff sie.

Digitized by Google

falls klares Wetter ist, den Vesuv, die Inseln Capri und Ischia, und die Ponzainseln: Ventotene, Santo Stefano, Ponza, und das zweigipflige Palmarona. Dann suchen wir nochmals das Tal im Süden ab und entdecken die Ruinen des Kastells von Fra Moriale (Gualterio Monreale), das literarhistorisch interessant ist weil es Bulwer zur Abfassung seines Romans Cola Rienzi anregte; denn dessen Geschichte ist mit der des berüchtigten Fra Morialis eng verknüpft. Fra Morialis, ursprünglich Prior des Johanniterordens, tritt zuerst in der Geschichte auf, als 1350 Ludwig I. von Ungarn seinen zweiten Zug gegen Johanna I. von Neapel unternahm, die seinen Bruder ermordet hatte. Damals befehligte er die Flotte, welche die provençalischen Johanniter dem König zur Überfahrt gestellt hatten. Später wurde er Bandenführer, oder Condottiere, wie Malatesta und Werner von Urslingen, die sich damals in den Fehden der Orsini und Colonna an den Meistbietenden verkauften. Als 1354 Cola Rienzi, dank der Klugheit des Kardinals Albornoz, der ihn als Trumpf gegen die Adligen benutzte, zum zweitenmal in Rom herrschte, kam Fra Moriale zu ihm, um ihn an eine Schuld zu mahnen. Anstatt zu zahlen, ließ der Volkstribun seinen Gläubiger als Attentäter verhaften, foltern und hinrichten. Darauf schickte er Truppen und ließ dessen trutzige Veste zerstören.

Doch noch andere romantische Geschichten knüpfen

Aber das Weib rief schnell den Antiphates aus der Versammlung,
Ihren Gemahl, der ihnen ein grausiges Ende bestimmte.
Einen der Freunde erpackt er im Nu und fraß ihn zum Frühmahl."

Digitized by Google

sich an diese Gegend hier, wurde sie doch oft von den Sarazenen und Korsaren besucht. Hier treffen wir auch wieder den unglücklichen Prinzen Dschem,[1]) den Bruder des Sultans Bajesid II. an, den Alexander VI. 1494 vergiften ließ, um dem mächtigen Sultan zu Gefallen zu sein. Vierzig Jahre später erblicken wir an dieser Küste die achtzig Galeeren des türkischen Piraten Chaireddin Barbarossa, des Eroberers von Algier, der Kaiser Karl V. zum Zuge nach Tunis zwang. Er kam aber im Auftrage des Sultans Soliman II., der so viel von der von Bernardo Tasso (Vater) und Ariost besungenen Schönheit der Herrin von Fondi, Giulia von Gonzaga, gehört hatte, daß er sie in seinem Harem zu besitzen wünschte, um so mehr, als die junge Prinzessin nach dem Tode ihres viel älteren Gatten Vespasiano Colonna nicht mehr heiraten wollte. Bei dem Anblick der Galeeren Barbarossas flohen die Einwohner Terracinas erschreckt in die Berge. Der Pirat dachte jedoch nicht an ihre Verfolgung, sondern zog direkt vor das Colonnaschloß in Fondi. Der Prinzessin gelang es noch rechtzeitig (und fast im wahren Sinne des Wortes), das nackte Leben zu retten, indem sie, von einem zuverlässigen Diener begleitet, in die Wälder flüchtete. Die Sage erzählt, daß sie diesen Diener später töten ließ, weil er sie in so wenig dezentem Aufzuge gesehen habe. Chaireddin Barbarossa, der das Nachsehen hatte, verwüstete darauf in seiner Wut Terracina.

Dieses romantische Abenteuer hatte aber ein unerbaulich Nachspiel. Kardinal Hippolyt von Medici schickte schnell ein Heer ab, das die Schandtat Bar-

---

[1]) S. S. 140.

Digitized by Google

barossas rächen sollte, aber dieses Heer, das, wie das öfter in der Papstgeschichte vorkam, aus rasch zusammengerafftem Gesindel bestand, hielt es für bequemer, in Piperno[1]) Halt zu machen, und statt die Eroberer von Terracina, Pipernos unschuldige Bürger zu bekriegen und auszuplündern. Die Einwohner von Terracina entgingen also der Gefahr, von ihren eigenen Freunden nochmals heimgesucht zu werden.

Doch zweihundertundsechzig Jahre später holten die Franzosen nach, was damals die päpstlichen Truppen versäumten. Ein französischer Major war meuchlings ermordet worden, und so ließ General Lemoine Terracina am 11. August 1798 verwüsten.

Wie doch jede Landschaft gleich ein anderes Aussehen bekommt, wenn die Chronisten einiges von ihr zu erzählen wissen!

Und nun spricht auch Virgil zu uns; denn mächtig zieht jetzt der Monte Circeo die Aufmerksamkeit auf sich.

„Nah jetzt werden gestreift des circeischen Landes Gestade,
Wo Sols prangende Tochter die unzugänglichen Haine
Immerdar mit Gesang durchhallt und in stolzer Behausung
Brennt zu nächtlichem Licht die balsamduftende Zeder,
Emsig das feine Gespinst mit rasselndem Kamme durchwebend.
Dorther schallt dumpfdröhnend der Zorn unbändiger Löwen,

[1]) S. S. 200.

Digitized by Google

Welche, der Band' unfroh, aufbrüllten spät in der Dämmerung.
Auch hochborstige Säu' und eingestallete Bären
Wüteten; laut auch heulten die Bildungen mächtiger Wölfe,
Die aus Menschengestalt die mit Giftkraut schaltende Göttin
Circe gräßlich verwandelt . . ."

(Äneis VII, 10.)

Nun schweift unser Blick vom Circekap nördlich der Küste entlang, und wir suchen die Stelle, wo 88 v. Chr. Marius, der im Bürgerkriege mit Sulla als Besiegter hatte fliehen müssen, sich im Gebüsch verbarg, bis er von einem Bürger Terracinas, Geminius, gefangen und der Stadt Minturnae übergeben wurde. Wir erleben im Geiste die Szene, wie dort der cimbrische Sklave in den Kerker tritt, um den großen Feldherrn zu töten, aber erschreckt davonläuft, als dieser ihn mit den Worten empfängt: „Mensch, du willst einen Marius töten?"

Vor dem Kap Circeo sehen wir jetzt, schimmernd wie silberne Punkte, die Häuser der landwirtschaftlichen Versuchskolonie R. Elena, dann den See Paola, an dessen Ufern einst Lucullus eine Villa hatte, hierauf die bewaldete Hügelkette, in deren Mitte einst Ciceros Villa stand, die ihm als Trostasyl diente, als er seine Tochter Tullia verloren hatte. Dieser Korkeichengürtel zieht sich hin bis nach Anzio.[1]) Andere Strandseen tauchen auf, der von Caprolace, Monaci und der fischreiche Fogliano, den 1835 noch Belli in einem Sonette besang. Wie sticht gegen diesen

[1]) S. S. 168.

Digitized by Google

braunen Gurt der Dünen der weiße Gischt der Meeresbrandung ab! Ha! Nun erkennen wir auch den durch Konradin[1]) berühmten Turm von Astura.

Jetzt fällt unser Blick auf die Sümpfe, die im Winter blau-graugrün erscheinen und von zahlreichen Silberlachen belebt sind, im Sommer aber unter drei Meter hoher Erica und mannigfaltigen Schlinggewächsen verschwinden, in denen außer zahllosen Schildkröten und Stachelschweinen ebenso zahllose Schlangen hausen. Deren häufiges Vorkommen erklärt wohl, warum Äskulap, dessen Symbol die Schlange ist, außer in Forum Appii[2]) auch in Terracina einen Tempel hatte. Wir sehen ein Netz von Kanälen und Flüssen, und mitten durch sie ziehend die doppelte Ulmenreihe der Via Appia. Im Osten aber türmen sich die zerrissenen kahlen Hänge der Lepinerberge auf. Diese Sümpfe also, in denen bei Regenwetter 20000 ha regelmäßig überschwemmt sind, diese Heimat der Büffel, sind also das Gebiet, das Enrique Serra uns in seinen vielen Bildern so poetisch verklärt hat? Hier also fährt er in dem „sandolo“, dem schon den Alten bekannten Flachboot, von Kanal zu Kanal, um seine Skizzenschätze zu sammeln?

Als ich jedoch an dem genannten Tage (s. S. 210) mit Major von Donat hier oben stand, der schon seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts für ein Projekt der Sanierung des pontinischen Gebiets kämpft, da trat die Poesie des Malers Serra in den Hintergrund und der Nationalökonom und Techniker erhielt das Wort. Der **Kern des Donatschen Projekts** besteht darin, die kahlen Le-

---

[1]) S. S. 156, 174. [2]) S. S. 199.

Digitized by Google

pinerberge zu bändigen, damit sie ihren allzugroßen Wasserreichtum fürderhin nicht mehr in das pontinische Tal ergießen. Dieses Tal, das ursprünglich ein Golf war und, wie schon gesagt, meist tiefer als das Meer liegt, hat wegen des hohen Dünenrückens im Westen keinen Abfluß zum Meere. Die Gewässer des Gebiets können also nur nach Süden in die Bucht von Terracina abfließen, was aber trotz der vielen Kanäle oft durch die vom Südwind bewirkte Stauung, die Versandung der Bucht und das mangelnde Gefälle erschwert wird. Der größte der Abzugskanäle, der von Badino, der das Becken der Sümpfe von Nord nach Süd durchzieht und westlich von Terracina mündet, genügt kaum, um die Niederschläge des 70—80000 ha großen Gebietes abzuführen; er bezwingt jährlich 930 Millionen Kubikmeter Wasser, während die gesamte Wassermenge, die durch das Gewässer des etwa 130000 ha messenden Berggebietes verstärkt wird, auf 2332 Millionen Kubikmeter berechnet wurde. Donat machte also den Vorschlag, den Kanal von Badino dadurch zu entlasten, daß erstens der am westlichen Ufer des Beckens laufende Fluß Sisto korrigiert und durch einen Dünendurchstich direkt ins Meer geführt werde, so daß er fähig wird, alle aus dem oberen Berggebiet zufließenden Wässer durch einen Querkanal, der von Sezze aus zieht, aufzunehmen. Der Fluß Uffente,[1]) der zwischen Sezze und Piperno herkommt, bleibt, wie zuvor, mit dem Schiffahrtskanal di Badino verbunden; der wildeste Fluß aber, der Amaseno,[2]) der an Sonnino vorbeiführt, erhält ein neues Bett, das zugleich die Wässer der

[1]) S. S. 200. [2]) S. S. 200.

Digitized by Google

starken Feroniaquelle[1]) aufnimmt und bei Terracina direkt ins Meer führt. Dadurch wäre schon viel gewonnen, da der Amaseno eine Wassermenge heranwälzt, die zwischen 7—90 Kubikmeter schwankt und in einem Falle sogar bis auf 260 Kubikmeter die Sekunde gestiegen sein soll. Um die Trockenlegung der Sümpfe aber zu vervollständigen, muß auch dafür Sorge getragen werden, daß das Abfließen der Gebirgswässer bei Regenwetter verlangsamt wird. Zu diesem Zweck plant Donat (nach der Meinung vieler gar zu optimistisch) die Sprengung von etwa tausend Cisternen im Gebirge, die den Regen auffangen und zum Einsickern bringen sollen, sowie ein Vorstadium zur Aufforstung durch massenweises Anpflanzen von Opuntienkaktus. Damit nicht genug, werden die tiefer gelegenen Stellen des Beckens durch Dämme isoliert und ausgepumpt, zugleich soll aber ständig dafür gesorgt werden, daß alle Kanäle und Abzugsgräben in modernerer Weise als bisher vor der Verfilzung durch die Wasserpflanzen bewahrt werden. Heute begnügen sich die Besitzer mit dem primitiven Verfahren, daß sie Herden von Büffeln durch die Kanäle treiben und alle Pflanzen zerstampfen lassen. Zum Schluß fordert Donat intensivste Kultur sofort nach der Trockenlegung der Sümpfe, um den Boden zu sanieren. Alles in allem erscheint Donats Projekt einleuchtend, aber manche Kritiker finden, er habe als Optimist die Kosten zu niedrig angeschlagen.

Seit einigen Jahren haben sich deutsche Kapitalisten gefunden, welche bereit sind, auf Grund des Donatschen Projekts der Sanierung näher zu treten.

---

[1]) S. S. 202.

Digitized by Google

Sie haben ein Konsortium gebildet, an dessen Spitze Graf Douglas, Graf Hutten-Czapski, und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft stehen. Ihm soll ein Kapital von siebzig Millionen zur Verfügung stehen. Unter anderem ist auch eine Kraftanlage von mindestens 2000 H.P. geplant, die zur Bedienung der Pumpen und der landwirtschaftlichen Maschinen ausreicht. Die Verhandlungen, die wegen des Widerstandes der Großgrundbesitzer, namentlich des Herzogs von Sermoneta, sehr schwierig sind, dauern noch fort.

Herr von Donat hat sich aber nicht mit der Theorie begnügt. Um die Verhandlungen durch Beispiele zu erläutern, pachtete er von der Stadt Terracina ein Gebiet von 1250 Morgen, das er vollständig eindämmen und auspumpen ließ und nun durch eine Ackerbaukolonie, die mit allen modernen Mitteln gegen die Malaria gesichert ist, intensiv bewirtschaftet.

Wie gesagt, jetzt erscheinen die Sümpfe in einem anderen Lichte. Sie harren noch der Befreiung. Nun gewinnt auch das Landarbeiterdorf, das wir im Bahnhofsviertel kennen lernen, ein ganz anderes Aussehen. Hier hausen in elenden Hütten die Bauern von Segni und Aquino, deren Frauen noch die malerische Landestracht zeigen, aber nur bis Ende Juni. Dann fliehen die armen Sklaven vor dem Fieber in ihre Berge. Und der Legende gedenken wir, die davon erzählt, daß im Tempel der Feroniaquelle einst ein steinerner Sessel stand, der jeden Sklaven frei machte, dem es gelang, sich auf ihm niederzulassen.

Monte Circeo.

Wer auf dem Kap Theodorich stand, den erfaßt die Sehnsucht nach dem achtzehn Kilometer entfernten

Digitized by Google

Zaubersitz der Circe. Wir verlassen Terracina — im Wagen natürlich — am Hafengebiet, wo noch der künstliche Hügel ragt, der bei den Hafenbauten Trajans entstand. Der Hafen selbst hat wenig Bedeutung mehr, obschon es in Terracina viele „fremde" Konsuln gibt, da offenbar die Einheimischen titelsüchtig sind. Wir sehen noch das große Gebäude, das einst als grénier d'abondance gebaut war und nun als Zuchthaus dient, und kommen bald ins Freie, immer mächtiger angezogen vom Circefelsen. Während der Fahrt am Strande vorbei und über die Kanäle erinnert uns der Anblick unseres Zieles, daß Circe in den Anfängen des Christentums einen Kollegen in Simon Magus hatte, der der Legende zufolge in Terracina starb. Der Magier wurde von Eifersucht gegen Petrus ergriffen und rühmte sich, er werde auf dem Forum Romanum gen Himmel fahren, um sich bei Gott, seinem Vater, über Petrus zu beschweren. Und er erhob sich wirklich in die Lüfte. Petrus aber betete, daß Gott ihn fallen, aber nicht tödlich fallen lassen sollte. Sein Gebet ward erhört. Des Magiers Jünger brachten den verwundeten Meister nach Ariccia und von dort nach Terracina, wo sie ihn einschiffen wollten. Statt dessen mußten sie ihn hier begraben.

Bald passieren wir an der Meerseite zwei Wachttürme und rechts den Urwald von Terracina. Immer fester packt uns der Bann der homerischen Sagenwelt, die sich so viel mit dem steilen Felsen der Circe beschäftigt. Also hinauf! Doch vorher werden wir noch in dem kleinen Orte zu seinen Füßen, San Felice, zur Prosa zurückgerufen. Das Hauptgebäude des Städtchens bildet der Palast der alten Tempelritter,

die im 13. Jahrhundert in Circeji als dem festesten Punkt der pontinischen Lande einrückten, nachdem sich die Herren von Fondi, Gaeta und Terracina lange um dessen Besitz gestritten hatten. Sie blieben aber nicht lange; denn 1259 tauschten sie den Besitz gegen das Landgut Cecchignola[1]) aus. Heute ist ihr Palast der Sitz der ärmsten Einwohner.

Fort! Das Elend paßt nicht zu unserer heutigen Stimmung. Wir nehmen uns im Gasthause einen Führer; denn führerloser Aufstieg bedeutet Zeit- und Kräfteverlust. Nun kommen wir bald in das Gebiet des alten Circeji, das als strategischer Punkt ersten Ranges von den Zeiten des Tarquinius Superbus an, der es gründete, bis zu Totilas alle Stürme mitmachte, die das Volskerland über sich ergehen lassen mußte. Immer den Telegraphenstangen folgend, erreichen wir bei 450 m Höhe die Signalstation der Marine, den weiß-schwarzen Semaforo, wo sich eine herrliche Aussicht bietet, die bis zu den Albanerbergen und bei gutem Wetter bis zur Peterskuppel reicht. Wir sehen Reste von Cyklopenmauern und lassen uns belehren, daß hier einst der Tempel der Circe stand, dessen Priester noch den Becher als Reliquie zeigten, aus dem Odysseus einst getrunken. Auch das Grab des Elpenor zeigten sie noch, jenes Gefährten des Odysseus, der im Rausche sich hier oben den Tod holte. Wie schön ist von hier der Blick auf Terracina, auf seinen Theodorichberg, auf Gaeta, auf die Inseln und auf das schon geschilderte Sumpfgebiet, über dem die Lepinerberge aufragen! Wie interessant auch der Blick auf die Flora ringsum in dem zer-

---

[1]) S. Bd. I 183.

Digitized by Google

klüfteten Felsgestein, auf den goldenen Ginster und die grüne Myrte, die sich von hier aus über ganz Italien verbreitete. Freilich strahlt der Platz, auf dem wir stehen, nicht mehr in der Schönheit Glanz, wie sie Virgil schildert (s. S. 215). Nicht mehr durchhallt der Circe Gesang die unzugänglichen Haine, nicht mehr brüllen die unbändigen Löwen. Und des zehnten Gesanges der Odyssee gedenken wir, wo der der Zauberin entronnene Eurylochus dem Odysseus das Abenteuer der Gefährten beschreibt:

„Durch das Gebüsch, nach deinem Geheiß, ruhmvoller Odysseus,
Gingen wir vor und fanden im Tal ein stattlich gebautes
Haus von geglätteten Steinen in weitumschauender Gegend.
Hell und klar sang drinnen, indem sie ein großes Gewand wob,
Eine der Göttinnen, oder ein Weib; und sie riefen mit Schalle.
Schnell da trat sie hervor, aufschlagend die glänzenden Pforten,
Lud dann alle hinein, und die Unbesonnenen folgten;
Ich allein nur ahnte Verrat und wartete draußen.
Plötzlich verschwanden sie alle zumal, und keiner von ihnen
Kam zum Vorschein wieder, und lang' doch saß ich und spähte."

Nun bringt uns der Führer zur torre del fico, dem Feigenturm, der wegen der zahlreichen indischen Kaktusfeigen, die um ihn herumstehen, also genannt wird, und zur Ziegengrotte, auch „Grotte der Magie-

rin“ (grotta della maja) geheißen. Sie ist geräumig und durch Tropfsteinbildungen verschönt. — Homers Odyssee zur Hand genommen und die Stelle aufgeschlagen, wo Hermes, der Götterbote, Odysseus erscheint und ihn belehrt, wie er sich gegen die Zauberkünste der Schmeichlerin hüten sollte!

„Also sprach er und reichte das Kraut mir, der Argustöter,
Das er dem Boden entriß, und zeigte mir, wie es beschaffen.
Schwarz war unten die Wurzel und milchweiß blühte die Blume.
Moly wird's von den Göttern genannt, und sterbliche Menschen
Möchten es schwerlich graben, doch alles ja können die Götter.“

Hermes enteilt zu dem hohen Olymp, Odysseus aber schreitet zum Eingangstor des Palastes der lockigen Göttin, welche die glänzenden Pforten öffnet und ihn zu sich einladet. Dann führt sie den Sorgenbekümmerten auf den künstlich schönen silbergebuckelten Sessel und gibt ihm ein Bänklein zur Stütze.

„Weinmus rührte sie drauf mir im goldenen Becher, zu trinken,
Aber mit Arglist mischte sie furchtbare Säfte darunter.“

Aber der Zauber bleibt unwirksam. Da erkennt Circe den verschlagenen Mann, dessen Ankunft die Weissagung des Götterboten ihr verkündet. Sie schließt Frieden mit ihm und gibt seinen zu Schweinen verwandelten Genossen die menschliche Gestalt wieder.

Digitized by Google

Und ein ganzes Jahr lang blieb Odysseus im schönen Palast, bis ihn die Genossen zur Heimkehr mahnen.

Unser Blick fällt nun gen Norden ins Tal hinunter, wo jetzt der See von Paola liegt. Dort landete Odysseus, von dort fuhr er ab, von „der beschirmenden Bucht".

„Aber nachdem wir hinunter gelangt zum Schiff und dem Meere,
Schoben wir nun zuvörderst das Schiff in die heilige Salzflut,
Stellten den Mastbaum drauf und die Segel hinein in das dunkle
Schiff und brachten die Schafe an Bord, dann stiegen wir selber
Ein, herzinnig betrübt, reichquellende Tränen vergießend.
Hinter uns her, vom Spiegel des schwarzblauschnäbligen Schiffes
Sandte nun segelbauschenden Wind als guten Geleiter
Circe, die redebegabte, die lockige, furchtbare Göttin."

Doch diese „schirmende Bucht" wurde auch später noch von berühmten Leuten aufgesucht. Wer Freund der Vergangenheit ist und es liebt, sich melancholisch in die Betrachtung des schönen Einst zu vertiefen, möge hinuntersteigen und sich aus den Trümmern der alten Palastfundamente hier die einstige Pracht rekonstruieren, in der Lucullus hauste. Damals war die Bucht, an der zahlreiche Villenpaläste lagen, ein guter Hafen, in welchem auch Tiberius landete, als er in

Astura[1]) erkrankt war. Wegen seiner Fische war der Ort berühmt und wegen seiner Austern, die Juvenalis besang. Jetzt steht dort nur noch ein alter Turm der Caetani und zwei verlassene altersschwache Kirchen. —

Wer Zeit und Sinn für bizarre Felspracht hat, möge nach der Rückkehr nach San Felice sich ein Boot nehmen und um das Kap Circeo herumfahren und dabei die Entdeckung machen, daß man nicht nur nach Capri und Spezia zu gehen braucht, um schöne Grotten zu finden.

Doch —! Ich las einst in einem Feuilleton über Sizilien in der Frankfurter Zeitung die Frage: „Ist es empfehlenswert, Sizilien zu besuchen?“ Die Antwort, die darauf gegeben wird, paßt auch auf das Kap Circeo, auf Terracina und die Pontinischen Sümpfe. „Wer, was fremde Phantasie geschaffen hat, zu sehen wünscht, der möge dem sagenumwobenen Gebiet fern bleiben. Wer aber selber eine Phantasie besitzt, die den Trümmern vergangener Herrlichkeit Leben einhaucht, dem wird die Reise reichsten Genuß verschaffen. Denn an Stätten, deren Blüte längst verschwundenen Zeiten angehört, gilt mehr als anderswo der Satz: „Die Schönheit liegt im Auge des Beschauers.“ —

Die Sklaverei in der Campagna.

Die moderne Zeit ist nicht mehr die der Romantik, die noch Heyse und Gregorovius durchglühte, wer also heute über die römische Campagna schreibt, darf über

[1]) S. S. 175.

Digitized by Google

der sagenumsponnenen Poesie dieser klassischen Landschaft die Kehrseite der Medaille keineswegs vergessen, und so sei es gestattet, ehe wir zum Sabinergebirge übergehen, auch von der sozialen Lage der Leute zu sprechen, welche die Campagna, diese stets in ihrer Schönheit wechselnde, und unergründliche klassische Steppe, in Elend und Armut bewohnen, obgleich schon hier und da von ihr die Rede war.

Im folgenden sind außer amtlichen Angaben hauptsächlich die Ausführungen des republikanischen Abgeordneten Celli, des Vorstehers des hygienischen Instituts an der Universität Rom, benutzt.[1])

Die römische Campagna wird auf einen Flächeninhalt von 200000 ha geschätzt, wovon 95000 ha für Getreidebau, 12000 ha für Wiesen mit einmaligem Grasschnitt, und 54000 ha für einfaches Weideland geeignet sind, 40000 ha aber Buschland bilden. Das ganze Gebiet zerfällt in dreihundertvierundsechzig Latifundien, die hundertsiebenundsiebzig Eigentümer haben, darunter vierundsechzig geistliche (Domkapitel und Klöster). Kein Eigentümer wirtschaftet direkt, dafür gibt es ja eine eigene, gesonderte Berufsklasse, die der „mercanti di Campagna" (Kaufleute der Campagna). Das sind die Großpächter, die von neun zu neun Jahren Pachtverträge abschließen. Wie die Eigentümer, so leben auch die mercanti meist in der Stadt, da auch sie wieder nicht direkt bewirtschaften. Die Bedingung für den Betrieb ist immer der althergebrachte vierjährige Turnus. Der Pächter ist in der Regel der Besitzer der Gerätschaften und des Viehs, außerdem stellt er das geringe Betriebskapital. Als

[1]) „Come vive il Campagnolo nell'agro Romano." Roma. Società Editrice Nazionale.

Digitized by Google

Durchschnittsertrag erzielt der Eigentümer vierundzwanzig Lire pro Hektar. Von dem für den Getreidebau geeigneten Boden wird nach dem alten Turnus ein Viertel mit Getreide bebaut. Während der beiden Brachjahre wird das Land als Weide an Schafzüchter verpachtet, die Schafe sollen zugleich den Boden düngen, da keine anderen Düngungsmethoden angewendet werden. Man sieht, die Weise ist primitiv, primitiv wie der Pflug, der heute oft noch der gleiche ist, den die alten Römer benutzten. Landwirtschaftliche Maschinen sind erst in neuerer Zeit und auf den größten Gütern nur eingeführt worden.

Wenn weder der Eigentümer noch der Großpächter sich um die Bewirtschaftung kümmern, wie geschieht diese dann, und wo kommen die Arbeiter her, da die Campagna doch keine Dörfer aufzuweisen hat? Im Jahre 1881 zählte man als ständige Bewohner der Campagna 12734 Personen und im ganzen 556 Häuser, jetzt hat sich die Zahl der Einwohner vervierfacht, während die Zahl der Häuser abgenommen hat. Die Campagnaleute wohnen eben in Maisstrohhütten oder wie die Troglodyten in Tuffsteingrotten. Die ärmlichen Wigwams werden errichtet aus Stroh, Rohr, Reisig, Maisstroh und Stauden, oft haben sie Kegelform, oft die Form eines giebeldachförmigen Zeltes. Der Eingang ist ein niedriges Loch. Die Mitte des Innern nimmt ein Feuer ein, das auf dem bloßen Erdboden entzündet wird und mit seinem Rauch das ganze Gelaß erfüllt, an dessen Wänden niedrige Schichten von Stroh, Heu und Maisstengeln die Rolle von Betten zu spielen trachten. Wind und Regen treiben natürlich ihren Spott mit dem leichten Gehäuse. Die Wigwambewohner sind aber noch Fürsten gegen die

Digitized by Google

Bewohner der Grotten; denn abgesehen davon, daß die Höhle an sich kein schöner Aufenthaltsort ist, stürzt sie auch leicht ein, so daß man ab und zu hört, da und dort sei eine Troglodytenfamilie verschüttet worden. 1881 zählte man vierhundertsechsundneunzig Grotten, die seitdem um dreihundert gewachsen sind.

Die fünfzigtausend ständigen Bewohner der Wüste genügen aber nicht zu ihrer Bewirtschaftung. Wo kommen also die notwendigen Arbeiter her, und wo wohnen sie? Nun, sie wohnen gar nicht. Sie schlagen, ob sie nun zum Herbst zur Arbeit, oder im Frühsommer zur Ernte kommen, einfach vier Pfähle in den Boden, legen ein Leintuch darüber und schlafen unter diesem illusorischen Dach auf nacktem Boden. Um die Fieberluft zu reinigen, zünden sie Feuer an und erzielen damit das Gegenteil, da sie gerade die Mosquitos anlocken. Und warum dieses Elend? Weil weder die Eigentümer noch die Großpächter daran denken, den Landarbeitern eine Wohnung zu geben (es ist eine Ausnahme, wenn der Großpächter Massenwigwams einrichtet, in denen sich hundertundfünfzig bis zweihundert Arbeiter zusammenpferchen), diese also gezwungen sind, sich ihr schützendes Obdach auf eigene Kosten zu bauen.

Woher diese Landarbeiter kommen? Nun, der Großpächter (der als solcher auch „affitaiuolo“ heißt) wendet sich an den obersten Arbeiteragenten,[1]) den „caporale maggiore“ oder „caporalone“. Dieser notiert sich in sein Notizbuch, wie viele „braccia“ (Arme) verlangt werden, und empfängt als Provision „la caparra“ von zehn Lire pro Kopf und sieben bis acht

[1]) S. S. 97.

Digitized by Google

Prozent des Ernteverdienstes. Damit ist seine Arbeit getan, die ihn befähigt, in Rom als großer Herr zu leben. Er wendet sich nun an den caporale, der die einzelnen Arbeiter anwirbt, entweder direkt in den Auswanderungszentren, oder in Rom auf der Arbeitsbörse, der Piazza Montanara zu Füßen des Kapitols. Weiter tut auch er nichts; er streicht seine Provision ein und überläßt nun seinem Unterkorporal, dem „caporaletto", die geheuerten Arbeiter fertig zum Betriebe zusammenzustellen.

Auf 50000 werden diese Arbeiter gerechnet, die meist aus den Bergen der Sabina (dem „Ciociarenlande", so genannt von der Fußbekleidung seiner Bewohner, dem „cioccio" [Sandale]), oder aus den Abruzzen und den Marken kommen. Hunger treibt sie im Frühling, Schnee im Spätherbst aus ihren Felsen, die durch Überschwemmung des Humus' beraubt sind. Oft kann man sie in den Bahnhofshallen sehen, wenn sie ihre Reisen antreten, wie sie kunterbunt nebeneinander schlafen und auf den Frühzug warten.

Wie gut hatten es im Vergleich zu ihnen die altrömischen Sklaven. Diese waren gut genährt, wohnten menschenwürdig und waren gegen die Malaria geschützt. Sie hatten hohe Steinburgen, die, nach außen hin fensterlos, Licht und Luft nur von einem Innenhofe empfingen, zudem lagen die Schlafräume in den höchsten Stockwerken, die Mosquitos also (die „zanzare", welche, wie wir heute wissen, die Fiebererreger sind) konnten ihnen nichts anhaben; denn sie pflegen sich nur einige Meter über den Boden zu erheben.

Doch kehren wir zu den von den „caporaletti" zusammengestellten Arbeitern zurück. Sie zerfallen

Digitized by Google

gewöhnlich in drei Kategorien, 1. die Robusten, 2. die Bastarde (d. h. die Männer und Frauen für leichte Arbeit), 3. die „monelli" (Kinder), zu denen man aber auch die Greise rechnet. Zwar besteht auch in Italien ein Gesetz zum Schutz der Kinder, aber trotzdem blüht in der Campagna der Sklavenmarkt der Kinder. Arme Eltern verkaufen ihre halbwüchsigen Sprößlinge auf die Dauer der Arbeit für fünfzig Lire, ebenso verkauft man die Findelkinder. Der „caporaletto" verpflichtet sich, den Kindern das Schuhzeug und das Essen (Maisbrei, polenta) zu liefern, dafür streicht er aber ihren ganzen Tageslohn ein, so daß er durchschnittlich für fünfzig Lire Kaufpreis zweihundert Lire pro Kind einnimmt. Sein Interesse ist also, daß die halbwüchsigen Opfer seines Wuchers arbeiten, und viel arbeiten; tun sie es nicht, so greift er zum Stock; denn er ist Herr in der einsamen Campagna. Auch, wenn er sich als mittelalterlicher Grundherr gegenüber den Mädchen aufspielt und das jus cosciandi ausübt, wer will ihn dafür in der einsamen Campagna zur Rede stellen?

Die erwachsenen Arbeiter haben es nicht besser. Sie bekommen bei der Anwerbung ein Handgeld und Reisevorschuß, die beide natürlich später vom Lohn zurückgehalten werden. Da auch Trucksystem herrscht, denn die Arbeiter kaufen ja nur bei den mit den „caporaletti" verbündeten „dispensieri", so erhält ein Arbeiter, der oft noch mehrere Kilometer täglich von und zur Arbeitsstelle zu machen pflegt, nur 90 bis 100 Centesimi baren Tageslohn. Kein Wunder, daß die „caporaletti" (oder fattori) in ihren Heimatsstädten reich und folglich große Herren werden und als Großwähler von Abgeordneten und Präfekten umschmeichelt

Digitized by Google

und beschützt sind, während die Arbeitssklaven um so mehr ins Elend geraten, als der Lohn seit dem Jahre 1700 nur um die Hälfte, der Lebensmittelpreis in derselben Zeit aber um das Dreifache gestiegen ist. Dazu kommt, daß vor hundert Jahren nach den Berechnungen des Professors Sombart der Ertrag eines Gutes auf 100 berechnet war, von denen der Eigentümer 35, der Arbeiter 30 bezog, und daß dasselbe Gut heute 200 bringt, von denen der Eigentümer 130, der Arbeiter aber immer nur noch 30 bezieht.

Geradezu schreckliche Zustände entwickeln sich aber in dem Falle, wenn der Eigentümer vom gewohnten Modus absieht und die „innere Kolonisation" wählt. Dann gibt er ein gewisses Gebiet, das noch unkultiviert ist, an eine Kolonenfamilie, bestehend aus Mann, Frau, zwei Erwachsenen von sechzehn bis zwanzig Jahren, und drei bis vier Kindern. Der „caporaletto" sucht in den Bergen solch eine Familie aus, die Geld verdienen muß, weil sie entweder die Steuern für ihr kleines Besitztum nicht auftreiben kann, oder sonstige Schulden hat, und gewinnt sie durch schöne Versprechungen. Er zahlt ihr die Reise, gewöhnlich anderthalb Lire pro Kopf; dann packt die Familie ihre Habseligkeiten auf einen Karren und kommt gegen Weihnachten auf dem Rodland an. Zuerst wird ein Wigwam gebaut. Zum Lebensunterhalt gibt der „caporaletto" zehn Lire. In den Monaten Januar, Februar, März gräbt die Familie einen „rubbio" (= 1,848 ha) Ödland um und empfängt pro Monat einen Zentner Maiskorn als Vorschuß. Im April wird gesät mit dem Maiskorn, das der „caporaletto" vorschießt und sich später mit fünfzig Prozent Gewinn zurückzahlen läßt. Im Mai wird das Feld geebnet, und dann geht die

Digitized by Google

Familie in ihre Berge zurück bis zum September, wenn die Ernte beginnt, nach der sie wieder bis Weihnachten in die Heimat zurückkehrt. In sieben Monat Arbeit erntet sie dreißig Zentner Mais. Davon erhält der Eigentümer 10, der caporaletto für die in den sieben Monaten vorgeschossene Nahrung 9,15, und so bleiben der Familie 10,85 Zentner. Da sie aber nicht direkt zu verkaufen versteht, so bietet sich der „caporaletto“ als Käufer an und zahlt durchschnittlich acht Lire pro Zentner, so daß die Familie 86,80 Lire erhält, die durch die Geldvorschüsse des „caporaletto“, die im einzelnen hier anzuführen unmöglich ist, nicht nur aufgesogen, sondern oft um vierzig bis fünfzig Lire übertroffen werden, da Zins und Wucherzins hinzukommen. Dem Kolonen bleiben also als Gewinn des ersten Jahres vierzig bis fünfundvierzig Lire Schulden.

Die Kolonenfamilie hofft auf das nächste Jahr, wo ein zweiter rubbio ausgerodet und mit Mais bestellt wird, während der erstere das viel teuerere Korn trägt. Um es kurz zu machen: Mit der größeren Arbeit wachsen die Vorschüsse des „caporaletto“, und das Resultat des zweiten Jahres sind etwa dreiundsechzig Lire Schulden. Im dritten und vierten Jahre dasselbe Resultat. Erst nach fünfzehnjähriger Arbeit kommt eine Kolonenfamilie aus den Schulden heraus. Der „caporaletto“ aber, der gleichzeitig Dutzende von Kolonenfamilien begaunert und auswuchert, legt in drei bis vier Jahren 30—40000 Lire zurück. Celli fragt daher mit Recht: „Was soll man mehr anstaunen, die Geduld und Langmut, oder die Ergebenheit dieser ausgebeuteten Bergkinder?“

Wir haben gesehen, daß eine Kolonenfamilie von

Digitized by Google

sieben bis acht Köpfen monatlich einen Zentner Mais als Nahrung erhält. Dazu schießt der „caporale" noch die „spesetta" vor, eine kleine Summe, um Öl und Salz zu kaufen. Den Zentner Mais muß sich die Familie auf eigene Kosten (eine Lira monatlich) mahlen lassen. Das Maismehl wird nun abwechselnd in Form von Brei (polenta) oder Kuchen, in der Asche geröstet, oder als Brot genossen. Das reicht natürlich nicht aus. Drum sucht man sich alles Grünkraut, das nicht gar so widerlich ist, und macht Jagd auf gefallene Tiere, an Krankheiten verendete Pferde, Kühe, Ochsen. Die Nachricht von dem Fund eines solchen Wertstückes verbreitet sich mit Blitzesschnelle, und von allen Seiten eilen die Halbverhungerten herbei, um sich mit Beilen und Messern einen Teil der Beute zu sichern. „Und solches Elend duldet diese herrliche Rasse schweigend?" fragt Celli wieder, „wann werden sie sich ihrer Kraft bewußt, wann rotten sie sich zusammen, wann zählen sie sich und empören sie sich gegen den Pfarrer, der stets zu den Herren hält, gegen den Bürgermeister, der stets das gleiche tut, und gegen die Regierung, die sie nur in der Person des Steuereinnehmers kennen lernen?"

Unter diesen Umständen ist die Sterblichkeit geradezu enorm, da der schlechten Nahrung auch noch die schlechte Kleidung entspricht, zu dünn, um den Regen, die Kälte, die Mosquitostiche abzuwehren, das Fieber also chronisch, und dessen Gegenmittel, das teure Chinin, noch durch den Zwischenhandel und den Wucher des „caporaletto" verteuert wird. Zum Glück hat die Stadtverwaltung jetzt mit der Wohltätigkeitsgesellschaft Croce rossa sanitäre Stationen[1])

[1]) S. S. 92.

Digitized by Google

eingerichtet, von denen im Sommer von Ärzten begleitete Malaria-Expeditionen in die Campagna geschickt werden, aber wie steht es in den übrigen Jahreszeiten, da außer dem Ärztemangel auch der Mangel an Transportgelegenheiten für die Kranken kommt? Und gelangt wirklich einmal ein Kranker nach Rom, so stehen der Aufnahme ins Hospital wiederum fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Dazu ereignet es sich nicht selten, daß die Rechnung für einen Krankheitsfall, den die Campagna verschuldet hat, nicht der Gemeinde Rom oder dem Arbeitgeber des Kranken, sondern — dessen kleiner Heimatsgemeinde übersandt wird. Diese kleine Gemeinde weiß selbst nicht, wie sie zahlen soll, da ihr die Einkünfte fehlen, so hält sie sich dann an dem Kranken schadlos, indem sie sein Häuschen oder sein Maultier versteigert. Sind das nicht himmelschreiende Zustände? Kein Wunder daher, daß der Verfasser, als er einstens auf der einsamen Via Labicana dem Transport eines geisteskranken Bauern begegnete, vom begleitenden Polizisten die Versicherung erhielt, daß solche Transporte in der Gegend hinter Palestrina nichts Seltenes seien, da die Armen dem Druck des Elends nicht standhalten könnten.

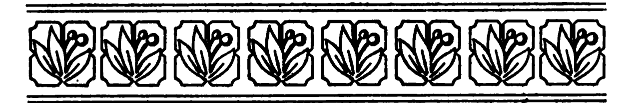
Digitized by Google

Digitized by Google

Das Sabinergebirge.

Digitized by Google

Digitized by Google



Auf der Via Nomentana nach Mentana und Monterotondo.

(Sant' Angelo, Montecelli, Palombara).

(Die meisten Reisenden lernen vom Sabinergebirge nur Tivoli kennen, und doch sind andere Punkte dieses herrlichen Gebirgslandes, die ebenso leicht zu erreichen wären, zwar nicht gerade so imposant schön wie Tivoli, aber eigenartiger, weil sie demjenigen, der noch vom modernen Touristentum unberührtes Gebiet sehen will, reiche Beute bieten. Die Fahrt nach Mentana empfiehlt sich auch deshalb, weil sie uns die Campagna von einer wilderen, schrofferen Seite kennen lehrt, abgesehen davon, daß sie geschichtliche Erinnerungen weckt, die bis zu unserer Zeit reichen.

Bequeme Reisende können bis zur Station Monterotondo fahren, dort finden sie Omnibus bis zur Stadt Monterotondo, und erreichen in halbstündiger Fußwanderung Mentana. Aber abgesehen davon, daß bei diesem Wege die Steigerung des Genusses verloren geht, erfordert er auch mehr Zeit, da Monterotondo keine Schnellzugsstation ist, und also nur wenige Züge halten. Die Fahrt auf der Via Nomentana hingegen läßt sich mit Wagen und Rad bequem in einem Nachmittag machen, da Mentana nur 21 Kilometer von Rom, also näher als Albano liegt.)

Digitized by Google

Die Ouvertüre der Via Nomentana findet der Leser im ersten Bande S. 106 beschrieben. Sie reicht bis zum heiligen Berg der Plebejer.

Die Fortsetzung der Via Nomentana hinter dem heiligen Berg und der Osteria dei cacciatori wird von zwei antiken Grabruinen bewacht, die gleichsam ein offenes Tor bilden. Die eine ist ein runder Turm, die andere ist zugespitzt und dient zwei Bretterhütten als Stütze, in deren eine ein „maniscalco" (Marschall = Hufschmied) haust. Links folgt bald ein weißschimmerndes Gehöft mit der Osteria Montagnola, an dem eine Straße abgeht, die, sich nach Norden und Osten gabelnd, später in der Campagna verliert.

Der Nordzweig führt in die Nähe der Via Salaria[1]) zur Stätte, wo einst die Villa Phaon lag, bei der Kaiser Nero den Tod fand, und endet an dem schlachtberühmten Flüßchen Allia.[2])

Der stattlichen Montagnola gegenüber liegt die viel besuchte Gartenwirtschaft „Forte Macallé", die als Beigabe eine Sammlung von Rohrhütten zeigt. Sie erinnert an den heldenmütigen Major Galliano, der 1896 im abessinischen Kriege das Vordringen des Negus Menelik in dem von ihm improvisierten Fort Macallé wochenlang aufhielt. Der Nationalstolz kluger römischer Kneipwirte hatte darauf nichts Eiligeres zu tun, als rings um die Stadt gleich ein Dutzend Forts Macallé entstehen zu lassen.

Die Straße wölbt sich nun zu hohem Bogen. Wo sich dieser in einem von gelben Tuffsteinwänden gebildeten Bette zu Boden senkt, steht eine Brücke als Mittelpunkt eines kleinen Kreistals, das etwa nur drei-

---

[1]) S. Bd. I S. 104. [2]) S. Bd. I S. 105.

Digitized by Google

hundert Meter im Durchmesser hat. Die Erinnerung an Macallé wirkt bei allen nach, die Bilder aus Abessinien kennen, wir glauben einen Ausschnitt aus erythreischem Weideland nach der Regenzeit zu sehen. Grün ringsumher. Linde Frühlingswärme, süßer Frühlingsduft umfängt uns, Finken und Lerchen beleben mit ihrem Konzert die anheimelnde Einsamkeit. Im Süden bemerken wir grottenzerfressene Hügel, doch Bäume suchen wir vergebens. Im Osten aber wird unser Blick von einem Bilde angezogen, das uns in die Mark Brandenburg oder in die Grafschaft Kent in England versetzt, denn die Kirchtürme, die man dort in den Dörfern findet, gleichen dem viereckigen Zinnenturmstumpf, der vor uns auf der Höhe aufragt. Freilich, Pinien wie hier würde man in Kent und Brandenburg vergebens suchen. Seltsam sehen diese Pinien von hier aus betrachtet aus, wie auf Stelzen gehende Riesenschwämme. Wie wir aber höher kommen, desto imposanter wirkt die Burg, das „Casale dei Pazzi“ (nicht „Gehöft der Verrückten“; denn Pazzi ist Familienname) in seiner malerischen Pracht. Rechts von dem grauschwarzen Turm thronen in der Ferne auf der Unterlage einer grünen Hügelplatte die Albanerberge, und weiter zur Rechten das Fort Tiburtino im Kranz von Eukalyptusbäumen.[1])

Wir blicken zur Stadt zurück, aus der uns nur der minaretgleiche Schornstein des Policlinico grüßt, dann folgen wir mit den Augen der langen Pinienallee, die sich vom Casale nach Norden zieht.

Nun dringen wir weiter in die Campagna vor, bis wir nach dem sechsten Kilometer bei einem

---

[1]) S. Bd. I S. 181.

Digitized by Google

alten Römergrab wieder eine höhere Stufe erklettern, die schöne Rundsicht bietet. Im Norden taucht ein malerisches Gehöft auf, das sich vertraulich an den Hals eines Hügels schmiegt, von einem Bächlein umspült, und dahinter blinkt der Sorakte. Vor uns, im Osten, trotzt der Monte Gennaro, und unter ihm glühen die Stadtkronen auf den Kegelfelsen Sant' Angelo und Montecelli und das wie Goldgeschmeide auf blauem Samtpolster blitzende Tivoli. Rechts davon, nach Südosten, dehnt sich das grüne Steppenmeer, aus dessen Flut, gleich Resten versunkener Städte, die Dutzende von Warttürmen des Mittelalters aufragen, dort, wo die Schlachtfelder der römischen Königszeit liegen.

Nun betrachten wir uns auch das einsame Grab mit seinem rosa-goldroten Ziegelkleide. Die Klänge des melancholischen Liedes „Rosen blühen um das Heidegrab" summen uns um den Kopf herum, Erinnerungen aus der Jugendzeit weckend. Doch das Lerchengetriller ruft uns in die Gegenwart zurück. Wir grüßen noch die Statuen auf dem First des Laterandoms und ziehen anderthalb Kilometer weiter, wo wir auf das Lavapflaster der antiken Straße stoßen. Wir sind aber nicht die ersten Deutschen, deren Fuß dieses Pflaster berührt, manch germanischer Krieger, mancher Ritter und deutscher Kaiser zog schon auf dieser Straße. So auch Karl der Große im November 800, als ihm Papst Leo III. bis nach Nomentum entgegengefahren war und ihn nach Rom zurückgeleitete, freilich auf einem Umwege, weil damals aus militärischen Gründen alle Brücken über den Anio abgebrochen waren und nur der Ponte Molle passierbar war.

Nach weiteren zwei Kilometern (zehn von Rom)

ragt ein grüngraues Mauerviereck aus der Ebene hervor, das ein rötliches Haus umschließt. Ein Schild verkündet: „Antica Basilica di S. Alessandro." (Wer christliche Archäologie betreibt, möge hier verweilen, um das Grab des 119 verstorbenen Papstes Alexander und die Katakomben zu schauen, aber nur, wenn er den in der Propaganda ausgegebenen Permeß besitzt.)

Bei Kilometer XI,5 gabelt sich die Straße, dort, wo ein Häuserkomplex „Casale di Capo Bianco" steht, ein Sammelsurium von Bauernhof, Kirche und Kneipe. Rechts geht die Straße nach der schönen Bergstadt Palombara,[1]) links nach Mentana. Ist das ein Leben hier, ein Gackern, Grunzen, ein Glockenläuten und Blöken; denn staubaufwirbelnd ziehen zahlreiche Schafherden vorüber. Wie eigentümlich das Kirchlein im Erdgeschoß! An seiner rechten Außenseite führt eine freie Treppe, die angeklebt scheint, zum Obergeschoß empor, das als Wohnraum — ein Wohnraum über einer Kirche! — dient. Die Aussicht wird hier von der Peterskuppel beherrscht, die uns hier mehr denn je als der Leuchtturm erscheint, der die Rompilger orientiert, als der Magnetberg, der aller Romfahrer Herz anzieht. Die Albanerberge sind aber, von dieser Stätte aus gesehen, derart ineinander geschoben, daß man sie kaum wiedererkennt. Man kann sich schwer trennen; denn die Campagnolen, die noch nicht durch allzu viele Touristen verwöhnt oder verdorben sind, zeigen sich noch sehr unbefangen und zutraulich. Die ärmeren Hirten kommen, wie immer in den einsamen Winkeln der unbekannte-

---

[1]) S. S. 255.

Digitized by Google

ren Campagna, und ersuchen — denn betteln kann man es nicht nennen — demütig um das höchste Ziel ihrer Wünsche: un pezzo di sigaro. Einstmals wurde hier noch ein anderes Gesuch an mich gerichtet. Es war Sonntag. Ein schmucker Cowboy, der ohne Sattel sein jugendlich Roß meisterte, lud mich, als er mein Zweirad erblickte, zum Wettrennen ein. Ich gab ihm Vorsprung und weidete mich an dem herrlichen Anblick, den sein toller Galopp bot. Dann aber ging's los. Aber welche Enttäuschung für den guten Jungen, als die Maschine bessere Atemkraft zeigte, als sein Roß!

Auf der Straße nach Mentana heißt es jetzt steigen. Wir passieren zur Rechten die Stätte, wo einst die alte Sabinerstadt Ficuleae lag, von der aber nur die Philologen noch etwas wissen. Nach dem vierzehnten Kilometer verändert sich der Charakter der Landschaft; denn wir rücken zum Gebirge vor. Haben wir das burgähnliche Gehöft mit der mittelalterlichen Turmruine (torre Lupara) passiert, so bietet sich uns von der Höhe des Hügelrückens eine Prachtaussicht auf Rom und die Campagna. Auf dieser natürlichen Terrasse liegt uns das westliche Latium zu Füßen, das links von den Albanerbergen, die sich in die Pontinischen Sümpfe hinein verlieren, rechts aber von Rom begrenzt wird. Dies Bild wird durch die Sonne belebt, die auf dem grünen Teppich der Ebene die phantastischsten Lichtertänze aufführt. Auf und ab ziehen wir weiter. Große Holzlager künden uns die Nähe des Waldes an. In der Tat schleichen sich jetzt quer zu unserer Straße von Zeit zu Zeit mit dichtem Unterholz und vereinzelten Prachtbäumen bestandene Schluchten heran, später wagen sich kleine Trupps

Digitized by Google

von Bäumen aus der schützenden Tiefe hervor, bis die Nähe des Gebirges ihnen Mut macht, sich zu größeren Gruppen zusammenzuschließen. Bald ist Waldpracht ringsum, und viele gute Bekannte aus der Heimat treffen wir: Ulmen, Erlen, efeuumgrünte Buchen. Bezaubernd wirkt es, wenn sich unser Blick in einer dieser tiefdunklen Schluchten verliert und zuletzt vom Blau der Albanerberge gefangen wird. Bald sieht man auch den weißen Blütenschnee auf zahlreichen Obstbäumen. Bei dem zwanzigsten Kilometer senkt sich der allzu hoch gestiegene Weg in einem Anfall von Demut, als wollte er der trutzigen Feste huldigen, die vor uns, auf eines Hügels halber Höhe kräftig aufgestützt, den Eingang zum Gebirge bewacht. Das schöne Bild überrascht und erfreut; denn noch ist es nicht durch Handelsphotographien und Modegemälde festgehalten. Wie wir auf der Talsohle nach

Mentana

aufsteigen, kommt auch Staffage in das Bild. Viele Frauen mit rotem, grünem Rock, das rotbraune Mieder über der grünen Taille, erscheinen und starren verwundert den fremden Besucher an. Gleich beim Eingang in die Stadt biegen wir links ab zur Piazza San Nicola, um die alte Burg, die einst die Orsini gebaut, zu bewundern. Der kleine Platz, auf dem sich die Burg erhebt, ist düster, stimmungsvoll. Das massive Viereck der Burg zeigt unten Rustikapanzer, dann ein hohes, von Hausteinen verbrämtes purpurbraunes Ziegelkleid, in der Mitte und links über dem Tor malerische Balkons mit schönen Säulen. Links folgt eine alte Torburg mit Zinnen und Pechnasen, deren Patina wohl manchen Maler begeistern dürfte.

Was könnte uns dieser alte Bau von den Fehden seiner Besitzer mit den Colonna erzählen, hätte er die Gabe der Rede. Vielleicht wüßte er auch vom Hörensagen etwas von dem mächtigen Geschlecht zu berichten, das vor den Orsini hier hauste und dieselbe Rolle spielte, wie nach ihm das Geschlecht der Grafen von Tusculum;[1]) denn die Crescentier beherrschten Rom jahrzehntelang. Das bekannteste Haupt der Familie lernten wir auf dem Monte Mario[2]) kennen.

Wir kehren zur Hauptstraße zurück. An der Kirche begegnet uns eine Schar junger Mädchen, die das traditionelle Taschentuch auf dem Kopfe tragen, das den Hut ersetzen soll; denn barhäuptige Frauen werden in den römischen Kirchen nicht geduldet. Nun spähen wir nach einer Schenke aus; denn unsere Schulgelehrsamkeit sagt uns, daß Nomentum bei den alten Römern als Weinparadies ebenso berühmt war, wie als Sommerfrische. So hatten unsere alten Bekannten vom Gymnasium, Cornelius Nepos und Ovid, ihre Villen hier, wie auch der Philosoph Senecca, Neros Lehrer, und Martialis, der böse Epigrammatiker.

Die Männer, denen wir begegnen, sehen weniger schmuck aus, als die Mädchen, die wir vorhin sahen. Gesicht und Anzug sind gleichmäßig durch die Arbeit abgenutzt. Auch wandernden Handel sehen wir, ein Korsettmacher krächzt seine Ware aus, ein Kurzwarenhändler führt sein ganzes Magazin in einem Handkarren vor. Wir halten letzteren an und er nennt uns auf Befragen als gute Labestätte die Osteria Picucci. Sie ist bald gefunden. Ein seltsames Zwitterding von Kneipe, Kaffeehaus und Kramladen. Der Mittelraum

---

[1]) S. S. 3, 86. [2]) S. Bd. I S. 58.

Digitized by Google

ist viereckig und wirkt mit seiner weißen niedrigen Decke kleinlich, dafür aber prangen rechts und links zwei Stadtbahnbogen, von denen der linke mit einem verschossenen roten Fähnchen von Halbvorhang prunkt. Der rechte führt zu einer Stube, in deren Hintergrund hinter der Theke, die Laden- und Schenktisch zu gleicher Zeit ist, hinter Flaschenkolonnen ein mit künstlichen Blumen geschmücktes Madonnenbild steht. Schön ist das Ensemble nicht, auch nicht eigenartig, aber schäbig gentil, und das ist immer ein gutes Zeichen; denn, falls in Rom und seiner Umgegend eine Osteria städtisch elegant ist, so hat sie meist wegen ihres Weines ein schlechtes Gewissen. Unsere Erfahrung hat uns nicht betrogen, der Wein ist wirklich gut, leicht und würzig, und auch die Atzung, die wir finden, ist passabel.

Während wir den Imbiß nehmen, tritt der Dorfphilosoph ein. Ein göttlicher Kerl! Ein kragenloses Hemd trägt er und reichlich eingefetteten Filzhut. Seine verschlissene Jacke ist auch nicht übel, ebensowenig sein vereister Schnurrbart. Würdevoll ignoriert er den Fremden, geht an den Thekentisch, nimmt dort den „Messaggero“ und setzt sich „lokalschindend“ ans Fenster. Auch wir lesen, aber keine Zeitung, sondern ein Plakat, das also lautet: „Avviso. Per misura igenienica pregasi non offrire il vino nel proprio bicchiere.“ (Achtung. Aus hygienischen Gründen wird gebeten, niemals Wein aus seinem eigenen Glase anzubieten.) Wie herrlich weit es doch die Mentaneser in der Hygiene gebracht! Nur der vielen Fliegen scheint ihr Wirt noch nicht Herr zu sein. —

Auf der Hauptstraße schlendern wir weiter bis zur Post. Ihr gegenüber führt die Via del monumento

Digitized by Google

zu dem heiligen Hain, in welchem das Denkmal der Schlacht von Mentana steht (oder die Ara [der Altar], wie die Römer sagen), der zweiten, die Mentana sah. Die erste fand 435 v. Chr. statt, als der römische Konsul Quintus Servilius hier die Fidenaten[1]) und Vejenter schlug.

Wir steigen einige Stufen hinauf, ein Veteran erscheint und schließt uns das Gitter auf und führt uns zu dem riesigen, nach antikem Vorbild errichteten Altar, über dessen oberen Rand zwei wagerechte Säulen liegen, deren Enden Gesichter klagender Frauen zeigen. Auf der Stirnseite des Denkmals sind die Namen der hervorragendsten „Märtyrer" eingegraben. Auf der Rückseite öffnet sich eine Tür, die ins Innere führt, wo in Glassarkophagen die Gebeine vieler Gefallenen ruhen. Der ganze Bau macht mit seiner schönen Umrahmung von Cypressen, Ligustren und Pinien einen ernsten, wahrhaft ergreifenden Eindruck, um so mehr, als das theatralische Moment fehlt, das so oft im modernen Italien bei Denkmälern verstimmt.

Freilich würde auch der leiseste Hauch von Theatralität hier doppelt stören, denn dafür war der letzte Ansturm gegen Rom, den Garibaldi im Jahre 1867 machte, doch zu tragisch.

Die panitalienische Aktionspartei empfand es nach dem Jahre 1866, als Venetien an Italien gekommen war, doppelt schmerzlich, daß, nachdem ganz Italien zum erstenmal seit Jahrhunderten kein fremdes Heer mehr auf seinem Boden hatte — denn auch die Franzosen hatten seit der Konvention zwischen Italien

---

[1]) S. Bd. I S. 83.

Digitized by Google

und Frankreich im Jahre 1864 Rom geräumt —, nur noch der Kirchenstaat die Erfüllung des italienischen Einheitstraumes verhinderte. Sie beschloß daher, unter Führung Garibaldis einen Handstreich gegen Rom zu wagen. Die italienische Regierung aber bekämpfte den Plan aus Furcht vor Frankreich. Als Garibaldi auf dem Festlande erschien, ließ sie ihn am 27. September 1867 in Sinalunga bei Empoli (Toskana) verhaften und nach seinem Felseneiland Caprera in Sardinien zurückbringen. General Canzio, der spätere Schwiegersohn des „Heroen", mietete darauf ein Boot und kreuzte mehrere Tage lang in der Straße von Maddalena, bis Garibaldi am 14. Oktober zu ihm entfliehen konnte. Trotz der Überwachung der italienischen Flotte kamen die beiden glücklich an das toskanische Gestade, von wo die Freunde, darunter Lemmi, der spätere Großmeister der italienischen Freimaurerei, Garibaldi nach Florenz schafften. Von hier ging's mit der Eisenbahn nach Terni, und dann zu Fuß ins Gebirge bis zur Grenze des Kirchenstaates nach Passo Corese[1]) bei Fara Sabina. Von allen Seiten strömten nun Freiwillige herbei, die meisten im bürgerlichen Kleid; General Canzio, der Chef des Generalstabs, war selbst im Gehrock und trug einen Cylinderhut. Viele dieser Garibaldiner waren auch nicht zweifelsreine Gesellen, aber der „Duce" mußte nehmen, was er kriegen konnte. Bei Monterotondo traf er am 26. Oktober auf die „papalini" und schlug sie nach Erstürmung der Stadt. Sein Plan war, über Mentana nach Tivoli zu ziehen, um dort in guter strategischer Stellung Verstärkung abzuwarten; denn

---

[1]) Corese = Cures, der alten Sabinerstadt.

Digitized by Google

er hatte nur viertausend Mann — und mittlerweile war von Frankreich ein Hilfskorps nach Rom abgegangen. Am 3. November rückte Garibaldi vor, ohne zu wissen, daß am Morgen des gleichen Tages die Franzosen schon von Rom aus ihm entgegengezogen waren. Mittags stieß er mit dem dreitausend Mann starken päpstlichen Heer, das von General Kanzler geführt wurde, bei Mentana zusammen. Es kam zu einem heftigen Kampf, wobei die Garibaldiner, die wenig Munition hatten, nur mit dem Bajonett fochten. Auf beiden Seiten wurde tapfer gekämpft; denn auch die Päpstlichen bestanden zumeist aus begeisterten Freiwilligen. Nach zweiundeinhalbstündigem Kampf siegten die Garibaldiner. Da rückte zu ihrer größten Überraschung der französische General Pothés mit dreitausend Mann aus der Reserve vor, und nun siegte das Chassepot, gegen dessen Kugelregen die Italiener machtlos waren. Tausend von ihnen fielen, vierzehnhundert wurden gefangen, Garibaldi suchte voller Verzweiflung den Tod, doch Canzio fiel seinem Pferd in die Zügel, riß es herum und zog den widerstrebenden Führer mit sich fort. Morgens um fünf Uhr hißte der Rest der Garibaldiner, welche ihre Positionen behauptet hatten, die weiße Flagge. In der folgenden Nacht wurde Garibaldi von den italienischen Truppen bei Passo Corese verhaftet. Crispi, der hinzugeeilt war, rief im Zorn ob dieser Verhaftung dem massenhaft zusammengeströmten Volk zu: „Seht, so behandelt das Haus Savoyen denjenigen, der Italien gemacht hat!“

Wer geschichtliche Vergleiche liebt, kann nicht umhin, das Jahr 800 mit dem Jahre 1867 zusammenzustellen. Damals begann mit Karl dem Großen und

Digitized by Google

Leo III. in Mentana der erste Akt der weltlichen Herrschaft der Päpste, und 1867 schloß der vorletzte. Drei Jahre später rückten die Italiener in Rom ein.

Bei der allgemeinen Verehrung, die der „Messias“ Garibaldi in Italien genießt, kann man es begreifen, wie das Andenken an die Schlacht von Mentana im Volk lebendig bleibt. Davon zeugt auch die Wallfahrt, welche die Garibaldiner Roms alljährlich am ersten Novembersonntag nach Mentana tun. Wer zu dieser Zeit in Rom weilt, versäume nicht, mit ihnen zu gehen; denn es ist ein malerisches Schauspiel, wenn die Rothemden das Denkmal umstehen und ihren gefallenen Brüdern huldigen.

Aber auch an gewöhnlichen Tagen lohnt sich der Besuch des Denkmals, vorausgesetzt, daß die Sonne scheint, wegen der Prachtlandschaft, die man von ihm aus erblickt. Man sieht die Bergstadt Palombara, den ganz nahe gerückten Monte Gennaro mit seiner blauen Zipfelmütze, daneben den kleinen Gennaro und die Kegel von Sant' Angelo und Montecelli. Es ist durchaus alpine Natur, die wir schauen, von einer Frische und Urwüchsigkeit, wie man sie in der Campagna kaum zu treffen erwartete.

Ein Spaziergang von einer halben Stunde bringt uns auf schöner, von Strauchhecken und Blumenwänden gesäumten Allee nach

Monterotondo.

Dieser Ort kann freilich nicht auf eine so stolze Vergangenheit herabblicken, wie Tusculum oder Tivoli, und doch ist er eines Besuches wert, namentlich für alle diejenigen, die sich auf der Reise durch die

Digitized by Google

Museen und modern nivellierten Hotels Italiens nach dem immer seltener werdenden echt italienischen Milieu sehnen. An Sonn- und Festtagen besonders bietet Monterotondo mit seinen bizarren Gassen und Gäßchen und dem lebhaften Volkstreiben auf ihnen, mit seiner malerischen Verwahrlosung, seiner Schmutzpatina und dem intimen Reiz des Überganges von Altersschwäche zum Ruinentraum, unvergeßliche Bilder.

Während des kurzen Spazierganges sehen wir, wie die Jünglinge des Ortes Boccia spielen, oder ganz in der Weise ihrer altrömischen Vorfahren den Diskus (ruzzolo), ein rundes Holz in der Form eines abgeplatteten Rundkäses, vermittels einer starken Schnur fortschleudern. Dann fällt unser Blick im Vordergrunde auf das Baronialschloß und seinen Zinnenturm, den ein durch ein Rundbogentor erleichterter kleinerer Turm krönt, und links auf den Sorakte, der wie eine einsame Felsenklippe aufragt. Kurz vor der Stadt empfangen uns rechts und links malerische Weingärten, die an den Hängen und Halden bis zum Tal hinabreichen, belebt durch rote Landhäuser, dann bewillkommt uns eine breite, gut gepflegte Ulmenallee, die beweist, daß die Väter der Stadt Schönheitssinn haben.

Weniger schön sieht der weite öde Platz aus, in dessen Hintergrund sich das Baronialschloß erhebt. Es ist ein Halbkreis, halb mit Sand, halb mit Rasen bedeckt. Junge schwindsüchtige Pinien umsäumen ihn. In der Mitte prunkt ein von den besten Absichten zeugender Schwanenbrunnen. Dieses „Forum“ muß man bei Festtagen sehen, wie es mir einst erging, als das 1899 durch Minister Baccelli eingeführte „Baumfest“ stattfand. In der Mitte der Schloßrampe prangte

Digitized by Google

ein rosafarbener Pavillon — Format Jahrmarktsbude — und Fahnen und Fähnchen zierten ringsum das Halbrund. Ein pathetischer Festredner aber sprach: „Senatus Populusque Monterotundensis.“ Diese tönende Phrase war ihm ein Leckerbissen, man sah es förmlich, wie er ihm schmeckte.

Jetzt betrachten wir das Schloß, eine vierschrötige, langgestreckte Masse, deren Untergeschoß ein Trapez, deren Obergeschoß aber ein Parallelogramm darstellt. Der Turm ist als Excentriker etwas zu weit nach links gegangen. Vier Stockwerke mit je zwölf Fenstern zählt das Schloß. Bis zur Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gehörte es, wie das Mentanaschloß, den Orsini, dann kam es an die von Urban VIII. gegründete Familie der Barberini. Wer Zeit zu haben glaubt, besuche das Innere, er sieht einige alte Säle, einige Gemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert, und auf dem Turm das Prachtpanorama, das wir auf der Hinfahrt schon im Detail bewundert haben.

Nun wagen wir uns in ein altes Gäßlein zur Rechten, das zur alten Piazza führt. Auf der kurzen Wanderung muß jedes Malerherz aufjubeln ob der kuriosen Häuser, die man sieht. Deren Erdgeschoß gleicht einem wahren Grottenkeller, links von der Haupttür führt eine kleinere sofort von der Straße auf die Steintreppe zum Obergeschoß, das ebenso schwärzlich ist, wie der Unterbau. Diese Steinhäuser, verräuchert, nie abgewaschen, feucht, wenn auch malerisch, lassen den Beschauer im Sommer frieren allein bei dem Gedanken, wie ihre Bewohner im Winter leiden müssen. Man wundert sich daher auch nicht, daß die Häftlinge dieser luftlosen, lichtlosen Verließe stumpf und dumpf den vorübergehenden Fremden

anglotzen. Doch darüber staunt man, daß man unter dem jungen Volk noch manchem schönen Mädchen begegnet. Leider dauert diese Schönheit nicht lange; denn sind schon die vornehmen Süditalienerinnen leicht verwelkende Blumen, um so mehr also die hart arbeitenden Frauen im armen Sabinergebirge.

Auf der Piazza, an der viele Osterien den Besucher von der Güte des Weines von Monterotondo zu überzeugen, wetteifern, herrscht unter dem fleißig spazieren stehenden Volk reges Leben. Die Hauptsehenswürdigkeit des winkligen Platzes bildet ein stark verwitterter, kirchenähnlicher Palast, dessen Freitreppe zu einer malerischen Uhr führt. Archivio notarile (Notararchiv) ist laut Aufschrift der Bau betitelt. Malerisch und verwittert sind auch die alten Festungstore, die wir passieren, wenn wir rechts zur Piazza Vittorio Emanuele schreiten, auf der sich eine halbwegs brauchbare Osteria des gleichen Namens befindet. Ihr Hauptschmuck ist ein von Löwen flankierter Brunnen, die vor Schmerz zu schreien scheinen, weil man sie mit einer Wasserröhre zu knebeln versucht.

Sant' Angelo.

Wer für die Fahrt nach Mentana und Monterotondo einen ganzen Tag übrig hat und weitere Landschaftsstudien treiben will, dem sei ein Abstecher nach Sant' Angelo empfohlen. Zuvor aber muß er nach Mentana zurückkehren und dort den Weg links vom Monument einschlagen. Das malerische Bergnest liegt freilich hoch, und sein Kegeluntersatz ist steil, aber der Aufstieg lohnt sich.

by Google

Will man Sant' Angelo und Montecelli aber allein besuchen und kann dazu einen ganzen Tag aufwenden, so empfiehlt sich die Fahrt mit der Eisenbahn, da beide Orte eine gemeinsame Station an der Strecke Rom-Tivoli haben, und täglich zwei Züge auf der Berg- und Talfahrt dort halten. Da jedoch beide Felsnester noch wenig von Kultur und Fremdenverkehr wissen, darf man nicht zu große Erwartungen auf gute Verpflegung haben. Dennoch werden Maler und Landschaftsenthusiasten den Besuch nicht bereuen.

Wer die gleiche urfrische Gebirgslandschaft mit größerer Bequemlichkeit studieren will, wähle als Ausflugsziel:

Palombara,

das auch deshalb empfehlenswert ist, weil es noch nicht zu sehr „abgegrast“ wurde. Reisende also, die gern ihre eigenen Wege gehen, oder, da sie die Favoritplätze des Touristengros schon alle kennen, gern etwas Neues sehen wollen, werden in Palombara reiche Beute finden. Am bequemsten erreicht man die Stadt auf der Eisenbahn nach Tivoli. An der Station Palombara, die noch zehn Kilometer vom Orte entfernt ist, findet man immer Fahrgelegenheit.

Für Radfahrer empfiehlt sich die Via Nomentana bis zum S. 243 erwähnten Casale di Capo bianco, wo die Straße nach Palombara rechts abgeht. Diese Straße ist freilich einsam und macht oft Schieben notwendig, dafür entschädigt aber nicht nur das sich stets in seiner Schönheit steigernde Panorama, sondern nachher auch die Rückfahrt auf der glatten Chaussee, die

von Palombara in gleichmäßigem Gefälle unmittelbar nach der Station und von dort nach Bagni[1]) an der Straße nach Tivoli führt.

Palombara liegt auf einem isolierten Kegel, pyramidenförmig aufgebaut und gekrönt von einem hochragenden Schlosse mit wuchtigem Turm. Kommt man in die Nähe der Stadt, die von unten so malerisch aussieht, so empfangen wir zunächst recht häßliche Eindrücke; denn aus Dutzenden von leerstehenden Häusern grinst uns das Elend entgegen, das so viele Sabiner zur Auswanderung zwingt. Dann kommt man auf weite Terrassenflächen, die öde, verwahrlost, und nur hie und da mit Bäumen bestanden sind, darauf durch die endlosen Straßen der Unterstadt, die nüchterne, kahle, verstaubte Häuser zeigen. Bessere Augenweide erhalten wir erst, wenn wir die Altstadt und ihr Labyrinth von Winkel- und Hakengäßchen, Torbogengängen, Tunnelhöhlen erreichen und zur Spitze der Stadt, dem renovierten Schlosse der Savelli, kommen, das jetzt als Stadthaus dient. Von der untergegangenen Familie der Savelli haben wir übrigens in Albano und Ariccia ausführliche Mitteilungen erhalten.

Jeder Hof, jeder Mauervorsprung und jeder Erker des Schlosses, dessen in- und aufeinandergeschachteltes Gebäudewirrsal mit den vielen Torbogen, Höfen, Ziergärten, Brücken, Winkeln, jeden Maler zur Arbeit reizen, bietet geradezu verblüffend schöne Blicke auf Sant' Angelo, auf Montecelli, auf den Monte Gennaro und das kirschenberühmte Tal unter uns, dann auf den fernen Monte Cavo. Auch Monterotondo erblicken

---

[1]) S. S. 271.

Digitized by Google

wir, dessen Schloßturm stolz als Fels aus einer Brandung von Baumkronen hervorragt.

Bequemer genießt man dieses Panorama unterhalb der Burg auf der Wallstraße, die, auf dem alten Mauerrund aufgebaut, einen großen Teil der Stadt umzieht. Namentlich nach Norden hin bietet sie weiteren Blick, auf den Sorakte, der, von hier aus gesehen, schmäler und steiler aussieht, als sonst, und noch trutziger sein kahles Haupt aufreckt.

Auf dem sich reinlich und elegant-städtisch gebenden Hauptplatz bietet die Café-Trattoria Nazionale gute Unterkunft. Hat man gerastet, so empfiehlt sich, namentlich an Sonn- und Festtagen, ein behaglich Schlendern durch Straßen und Gassen. Wer sich aufs Flanieren versteht und Freude am Kleinen hat, wird sich höchlich ergötzen, wenn er auch den Eindruck erhält, daß die Stadt viel Steine und wenig Brot für ihre Bewohner hat, denen jeder Fremde ein Ereignis ist. Die Frauen fallen durch ihren harten Blick und durch würdevollen Ernst auf. Ihre Augen jedoch sind feurig. Sie scheinen im Wuchs gedrückt, ein Eindruck, der durch die aufgepolsterten Hüften noch vermehrt wird. Ihre Tracht ist nicht die der Modell-Ciociarinnen, die man in Rom sieht, die Büste, die gut entwickelt ist, umhüllt meist ein blaues oder schwarzes Schultertuch, die Kopfbedeckung ist ebenfalls dunkel und kapuzenartig. Die Männer, die meist eng anliegende Hosen, kurze dunkle Jacken und Beckenhut tragen, stehen in Gruppen schweigend zusammen, oder spielen ernst, wenn auch weniger schweigsam, vor den Osterien der Seitengassen das Fingerspiel (morra).

Digitized by Google

Monte Gennaro.

Die Station Palombara ist zugleich Bahnhof für das lieblich am Fuße des Monte Gennaro eingebettete Dorf Marcellina, das man in einer Fußwanderung von einer halben Stunde erreicht. Es ist Ausgangspunkt für die Besteigung des Monte Gennaro (1271 m). Führer sind in der Osteria zu finden. Der Aufstieg ist wegen der Kahlheit des steilen Felsens ziemlich ermüdend, aber die Aussicht übertrifft die vom Monte Cavo[1]) durchaus, da sie tiefer in die Abruzzen hineinreicht.

Man kann nur die Indolenz und den Mangel an Initiative der Römer bedauern; denn der Berg wäre fremdenindustriell so leicht zu verwerten. Das Wiesenplateau unter dem Gipfel, der Pratone, gäbe, falls er durch eine Bergbahn mit Rom verbunden wäre, eine leicht erreichbare Sommerfrische. Freilich bedürfte es hoher Kosten, einiger Geduld und vieler Reklame. Mit diesen drei Mitteln freilich würde sich jede Anlage von Hotels und kleinen Villen empfehlen, wächst doch von Jahr zu Jahr das Bedürfnis von kühlen Erholungsorten in der Nähe von Rom, dessen Küste im Sommer nicht gerade empfehlenswert ist. Auch Tausende von Romreisenden würden gern einen Nachmittagsausflug auf die steile Höhe machen, um den schönen Blick aus der Vogelschau zu genießen, der die ganze Campagna und ein gutes Stück Mittelitaliens umfaßt.

---

[1]) S. S. 51.

Digitized by Google

Im Vorland von Tivoli.

1. Auf der Via Collatina nach Lunghezza.

Die erste Strecke dieser Straße bis zu den Cervagrotten findet der Leser in Bd. I, S. 127 beschrieben. Zieht man weiter von der Tor di Sapienza aus, so erreicht man bei Kilometer XII den Ort Salone, der aus einem Turm, einem rosaroten Landhaus, einem graugrünen langgestreckten Kastenbau, und dem rotbedachten weißen Bahnhofsgebäude besteht. Hinter ihm liegen die Quellen der Aqua Vergine (antik Aqua Virgo), die Agrippa, des Kaisers Augustus Schwiegersohn, von hier aus nach seinen Thermen hinter dem von ihm erbauten Pantheon leitete. Diese Wasserleitung ist seit der Zeit immer tätig geblieben, und ihr Wasser kennt jeder Rombesucher, da es die Fontana Trevi speist, zu der jeder hinpilgert, ehe er Abschied von Rom nimmt, um sich durch den traditionellen Trunk und das Opfer eines Soldo an die Brunnennymphe die Rückkehr zu sichern.

Auf der Weiterfahrt folgt ein Auf und Ab von Grashügeln, das besonders für den Radfahrer reizvoll ist; denn bei schnellem Tempo hat er stets das Gefühl, als schwimme er im bewegten Meere und sinke und steige im Wogentanz. Bald hört auch die Campagna auf, kahl zu sein. Hie und da zeigen sich Oasen von Baumgruppen, und bei Kilometer XV entzückt uns plötzlich eine der schönsten Poussinlandschaften, welche die Campagna kennt. „An dem Bachstrom hängen Weiden," riesige Ulmen, Pappeln, goldgepuderte Steineichen umsäumen den gewundenen, ruhig und breit dahinfließenden Anio. Wir sind in

Lunghezza.

Ein mächtiges graues Kastell, dem zwei mächtige kurzhalsige Türme aufsitzen, schützt auf dem Hügel über dem rechten Ufer des Anio die riesigen Pilasterhallen, die ihm als Scheunen angebaut sind. Dieses alte Baronialschloß, das einst den Strozzi gehörte, ist jetzt das Zentrum eines großen landwirtschaftlichen Betriebes. Stundenlang könnte man ihm gegenüber am idyllischen Flußufer sitzen, dem Spiel der weißen Wolken über uns folgen, die wie Seifenblasen ausschauen, so König Äolus sich zum Zeitvertreib tanzen läßt, oder dem Raunen und Flüstern der alten Bäume lauschen, die von der Zeit erzählen, als an dieser Stelle die Stadt Collatia stand, deren berühmte Bürgerin Lucretia gleicherweise die Historiker und die Künstler jahrhundertelang beschäftigte. Und Titus Livius kommt uns wieder ins Gedächtnis. Wir sind im Jahre 510 v. Chr., Tarquinius Superbus belagert gerade Ardea[1]) bei Antium, und in seinem Lager verschwört sich der Lehnsfürst von Collatia, L. Tarquinius Collatinus mit Brutus zum Sturze der Monarchie, der aber nicht durch ihn, sondern durch seine Gattin beschleunigt werden sollte. Des Königs Sohn, Sextus, ein Vetter des Collatinus, war von Leidenschaft zu des letzteren Frau Lucretia ergriffen worden, und da er sie unbeschützt wußte, verließ er heimlich das Lager von Ardea, um den Gegenstand seiner Leidenschaft zu erobern. Mit der brutalen Gewissenlosigkeit, die später auch die Übermenschen der Renaissance kennzeichnete, bezwang er die widerstrebende Frau durch Gewalt. Lucretia beschloß, die Schmach nicht zu überleben, sie ließ ihren Gatten und dessen Mitverschwo-

[1]) S. S. 162, 167.

Digitized by Google

rene kommen, erzählte ihr Unglück und erstach sich dann vor deren Augen. Der Anblick ihrer Leiche entflammte das Volk von Collatia. Es brachte die tote Heldin nach Rom, dessen Bürger flammten gleichfalls auf und schlossen dem rückkehrenden Könige die Tore. So begann die römische Republik.

In späterer Zeit hat Collatia-Lunghezza nicht viel mehr von sich reden gemacht, nur einmal sah es noch ein bedeutendes Ereignis, als am 10. Mai 1295 alle Mitglieder des Hauses Colonna hier mit mehreren Juristen und Fra Jacopone, dem Dichter des „Stabat mater", zusammenkamen, um Kriegsrat gegen Bonifaz VIII. abzuhalten (s. S. 349).

Unsere Wanderung ist zu Ende; denn in Lunghezza endet die Via Collatina. Wer also Wagen hat, muß auf dem gleichen Wege zurückkehren. Fußgängern aber, die Zeit und Lust zu längerem Spaziergang haben, sei geraten, über die Eisenbahnbrücke zu gehen und dann quer durch die Campagna nach links auf die Straße von Tivoli zu wandern, die sich von weitem schon durch die Leitungsstangen der Kraftleitung bemerkbar macht. Der Marsch ist überaus lohnend; denn er schafft Einblicke in das weltfremdeste Hirtenleben. Man kann nicht sagen, wer dabei verblüffter glotzt, wenn er den Fremden kommen sieht, ob Hirt, ob Ochse, welch letzterer hier in Hunderten von Exemplaren vertreten ist. Dort, wo man die Via Tiburtina erreicht, winkt die Osteria del Cocino. Zwei Kilometer näher dem Gebirge zu erreicht man die Station der Tivolidampfbahn Bagni[1]) und das Schwefelbad Aquae Albulae.

[1]) S. S. 256 und 271.

Digitized by Google

Von Lunghezza führt rechts auch ein malerischer Weg an einem Flüßchen entlang nach der Osteria dell' Osa und nach Gabii, von dem das folgende Kapitel handelt.

2. Auf der Via Praenestina nach Tor di Tre Teste und Gabii.

Den ersten Teil der Via Praenestina von Porta Maggiore bis zur Tor' de' Schiavi (Villa Gordians III.) haben wir im ersten Bande S. 130 kennen gelernt. —

Hinter Tor' de' Schiavi bietet sich ein köstlicher Blick auf die Albanerberge. Die Aussicht erweitert sich, je mehr wir steigen, bis wir auf der Höhe des nahen Forts Prenestina, das im Kranz von Eukalyptusbäumen rot hervorfunkelt, einen vollen Kreis beherrschen, dessen Rand durch den östlichen Teil Roms, den Monte Mario, die Berge Etruriens, den Sorakte, die Sabiner- und die Albanerberge gebildet werden. Man mag dieses Campagnapanorama noch so oft gesehen haben, von dieser freien Stelle aus betrachtet, wirkt es wie neu. Egoistische Menschen haben hier auch im Gefühl der ungestörten Einsamkeit den Eindruck, als habe die Campagna ihnen zu Ehren eine Separatvorstellung veranstaltet. Hinter dem Fort verrät Froschgequak die Nähe eines Wassers. Bald stehen wir auch auf einer Brücke, rechts tut sich ein Tal auf, dessen Eingang durch engbogige, von schmalen Pfeilern getragene Aquaeduktenreste durchquert wird, die rechts und links von je einem alten Wartturm flankiert sind. Diese Trümmer sehen zierlicher aus, als die der Claudischen Wasserleitung. Von Alexander Severus stammt ihr Bau. Und wie diese braunrote Kette von über fünfzig Bogen, umrahmt von grünen

Digitized by Google

Hügeln, als wirksamer Vordergrund des schönen Landschaftsbildes amtet, das sich hinter ihm öffnet, und das mit Pinien, Warttürmen, roten Landhäusern prunkt und in dem seitlich verschobenen Albanergebirge endet! Auch dieses Bild hat den Vorzug, dem großen Touristenstrom noch fern zu liegen. Und wie keck und laut hier die Vögel singen, als ob sie wüßten, daß die Sonntagsjäger bequemere Straßen vorziehen. Man wird nicht satt, ihnen zu lauschen, und dabei immer und immer wieder mit dem Blick den grünen Wellen der Campagnaflut bis zu dem Punkt zu folgen, wo sie sich an den Hügeln von Colonna und Monte Porzio brechen.

Wir ziehen weiter. Im Südosten gähnt zwischen Sabiner- und Albanergebirge der weite, flache Eingang zum Saccotal, und weiter östlich blinkt der Monte Gennaro, der in der Morgenbeleuchtung einem riesigen Silberblock gleicht. Nach einer guten halben Stunde taucht ein Turm vor uns auf, einem halbnackten braunen Landarbeiter vergleichbar, der nur die Leinwandhose trägt. Ihm angebaut ist ein Bauernhaus und ein Kirchlein. Vor ihm liegt ein weiter exerzierplatzähnlicher Hof, der, von niedriger Mauer umfriedet, auch noch eine Osteria einschließt. Wir sind an der dem Domkapitel vom Lateran gehörigen Tor di Tre Teste, so genannt nach einem Grabrelief mit drei Köpfen, das zwischen den alten Pflastersteinen, aus denen der Turm erbaut ist, hervorleuchtet. Wir betreten die erste Osteria, da die Turmkneipe nicht immer aktiv ist. Einen seltsamen Raum erblicken wir. Er ist mit Riesensteinplatten gepflastert und fast ganz ausgefüllt durch einen malerischen Kaminherd, der sich allzu patzig breit macht. Wir sind überrascht durch die

Digitized by Google

Staffage; denn die muntere dralle Wirtin will's städtisch tun und prunkt daher mit modischer blauer Bluse, ihr schönes Töchterlein aber, das eben Lattich reinigt, gibt sich noch ländlich einfach. Haben wir dies Interieurstudium vollbracht, so lassen wir uns auf dem Vorplatz nieder unter blühenden Akazien und schauen die Miniaturcyklopenmauer — die typische Form der Äckerumfriedigung in der Campagna — auf dem grünen Chausseebord und lassen dann unsern Blick bald auf die Albanerberge, bald auf Palestrina schweifen, das am Rande des rechten Flügelmann-Felsens der Sabinerberge klebt. Dazu trinken wir guten Wein, zur Stärkung; denn Verpflegungsstätten sind selten in dieser Einsamkeit.

Hinter Tor' di Tre Teste wechselt das Landschaftsbild lange Zeit nicht, nur erblicken wir rechts eine Neuauflage, ein Echo gewissermaßen der Reste der Wasserleitung des Alexander Severus, die wir vorher gesehen. Dann kommen wir in ein Wiesental, das uns an eine Alm erinnert. Kuhglocken hören wir auch, so daß die Illusion verstärkt wird. Fehlt nur noch die Schalmei, die freilich jemand, der Glück hat, zuweilen auch hier hören kann, wenn er gegen Sonnenuntergang sich zu den Hirten gesellt.

Beim neunten Kilometer überrascht uns zur Rechten wieder ein Seitental, das zum drittenmal ein Stück der Alexandrinischen Wasserleitung zeigt, über welchem ein von Pinien umrahmtes rotes Landhaus aufragt. Und wieder umfängt uns einsame Öde, in der das liebliche Lerchengetriller doppelt erfreut. — Beim zwölften Kilometer senkt sich die Straße, und wir betreten eine fast hundert Meter lange Brücke, Ponte di Nono (Brücke des neunten [alten] Meilensteins),

Digitized by Google

ein noch ganz erhaltenes Werk aus der Römerzeit, aus Peperin- und roten Tuffsteinquadern erbaut, das sieben Bogen mit je sechs Meter Spannung zeigt.

Plötzlich kommt uns jetzt erst recht zum Bewußtsein, daß wir uns auf der antiken Straße befinden, die nach Praeneste (dem heutigen Palestrina) führte, das als Schlüssel zum Süden eine bedeutende militärische Rolle spielte. Und in unserem Geist bevölkert sich die Brücke mit den Legionären Sullas. Im Jahre 82 v. Chr. ist's. Sulla hatte den Sohn des Marius bei Sacriportus (zwischen Palestrina und Segni) geschlagen und so genötigt, sich in das feste Praeneste zurückzuziehen. Er ließ ein Beobachtungskorps zurück und zog schnell auf unserer Straße und über diese Brücke nach Rom, schlug dort das Heer des alten Marius, das aus Kampanern, Lukanern und Samnitern bestand, und ließ sechstausend Kriegsgefangene niedermachen. Hierauf kehrte ein Teil seiner Truppen nach Praeneste zurück, das bald fiel, wobei sich der junge Marius den Tod gab. Wiederum „züchtigte" Sulla darauf, wie er sich im Senat ausdrückte, „einige schlechte Menschen", indem er außer der Besatzung alle waffenfähige Mannschaft Palestrinas töten ließ. —

Auch später, im März 537, war unsere Brücke Zeuge großer Kämpfe, als Vitiges, der Gotenkönig, mit Belisar rang. Auch Cola di Rienzi begegnen wir hier, wie er (August 1354) nach Palestrina zieht, um die Colonna aus ihrer festen Burg herauszuwerfen, was ihm aber nicht gelingen sollte.

Bei Kilometer XVI erreichen wir die Osteria dell' Osa, an der ein kleines Hüttendorf armer Arbeiter liegt. Sie ist sehr primitiv, ihre Bewohner

Digitized by Google

aber sind freundlich und für gute Atzung und guten Trunk ist gesorgt.

Nach kurzer Rast ziehen wir, von einem Führer geleitet, die Höhe hinan. Wir erblicken zahlreiche Schafherden, die sich die Hügel hinabwälzen, links gleißt Tivoli, vor uns auf einem Kegel winkt der Turm des Gehöfts Castiglione, das auf der Stelle des alten Gabii steht. Bald hört die neue Via Praenestina auf, und wir betreten das Lavapflaster der antiken Praenestinerstraße, die unfahrbar ist und sich bald in der Campagna verliert. Unsere Schritte wecken dumpfen Widerhall, da wir über Hohlräume wandeln, die uns verraten, daß wir in die Nähe einer untergegangenen Stadt kommen, die nur von dünner Schicht bedeckt ist. Bald meldet uns Gänsegeschnatter die Nähe des Gehöfts. Über die Reste des Junotempels kommen wir in der Nähe des Turmes zu einer natürlichen Brüstung, die einen überraschend schönen Blick auf den ehemaligen See von Gabii bietet, den die Familie Borghese austrocknen ließ. Die braune Mulde (früher ein Krater) zeigt in der Mitte noch einen Sumpf, der von Maisstauden und Rohr umstanden ist. Hier weilt es sich gut, inmitten der schönsten Landwirtschaftsidylle; denn zahllose Ochsen lagern auf den Trümmern der alten Stadt und viele Hirten unter ihnen, rauhe, im Schafpelz starrende Gesellen, die bei dem Anblick der Fremden erst einige Verlegenheit hinunterkämpfen müssen, ehe sie sich demütig heranwagen und etwas Tabak heischen. Es wäre unnütz, sie nach Land und Leuten zu fragen, sie sind zu unwissend, und über ihr Gebiet hinaus kennen sie nicht Weg und Steg. Wir machen zunächst einen Rundgang um den Hügel, bedauern, daß das alte

Digitized by Google

Forum nach seiner Ausgrabung wieder zugeschüttet, und seine Skulpturen nach Paris zum Louvre entführt wurden, schauen die Gruben, in denen einst der berühmte Gabinerstein gebrochen wurde, und weiden uns an der Prachtaussicht, besonders an Tivoli, Palestrina, Colonna. Dann kehren wir, feierlich gestimmt, zur Höhe über dem See zurück, ergötzen uns an den malerischen Ufern des kleinen Osaflusses, der nach Lunghezza[1]) zieht, und schauen dann in der Richtung von Colonna das große Gehöft Pantano,[2]) das an der Stelle steht, wohin man den See von Regillus verlegt.

Schlacht am See Regillus! Sie bedeutet das Ende des Tarquinius Superbus, dessen Name auch mit dem des alten Gabii verknüpft ist. Die von Alba Longa gegründete Stadt machte den Römern in der Königszeit viel zu schaffen. Tarquinius Superbus belagerte sie mehrere Jahre vergebens, bis endlich sein Sohn Sextus, dem wir im vorigen Kapitel begegneten, eine List ersann. Er verwundete sich selbst, zog als Schutzflehender in die Stadt, da er den Mißhandlungen seines Vaters entgehen wollte, wie er sagte. Die Bürger von Gabii ließen sich täuschen und machten ihn zu ihrem Oberbefehlshaber. Als er aber gegen die Vornehmen der Stadt nicht aufkommen konnte, schickte er einen Boten an seinen Vater, der statt aller Antwort vor den Augen des Boten Mohnköpfe abschlug. Sextus verstand den Wink und ließ die vornehmsten Personen Gabiis umbringen, worauf er sich der Stadt bemächtigte.

In der späteren Zeit war Gabii wegen seines Kultus der Juno ebenso berühmt, wie Praeneste durch den der Fortuna, deren herrlicher Tempel weit über

[1]) S. S. 260. [2]) S. S. 98.

Digitized by Google

die Lande leuchtete und besonders von Gabii aus einen herrlichen Anblick bot. Zur Kaiserzeit hatte es auch einen ziemlichen Ruf als Badeort, da es wegen seiner Schwefelquellen mit den Aquae Albulae[1]) wetteiferte. Aber schon zur Zeit Horazens war die Stadt nur noch dünn bevölkert. Horaz erwähnt sie mehreremal. In der elften Epistel des ersten Buches, die an Bullatius gerichtet ist, der in dem kleinen Lebedos in Jonien weilte, heißt es:

„Oder bist du etwa
Des Meeres und der Landstraßen schon
So überdrüssig, daß es dir sogar
In Lebedos gefällt. Und doch, wiewohl Fidenae[2])
Und Gabii dagegen volkreich sind . . .“

Als Bad zitiert er es in der fünfzehnten Epistel des ersten Buches, wo er dem Numonius Vala schreibt:

„Wisse, daß mir Musa
Antonius das warme Bad von Bajae
Für wenig dienlich hält und mit den Leuten dort
Mich ganz entzweit hat, die sich ordentlich
Ereifern, wenn sie mich zu dieser frost'gen Jahreszeit
Noch gar im kalten Wasser baden sehen.
Denn daß ein Kranker ihre Myrtenwäldchen
Verlassen, ihre weit und breit für Gicht
Und Podagra gepries'nen Schwefelquellen
Verachten, und ein solcher Waghals sein kann,
Den Quellen Clusiums seinen Kopf und Magen
Zu unterstellen und das kalte Land
Der Gabier ihrem milden vorzuzieh'n, —
Ist freilich eine Tat, worüber billig
Der ganze Flecken seufzt.“

---

[1]) S. S. 271. [2]) S. Bd. I S. 84.

Digitized by Google

Ein drittes Mal nennt Horaz Gabii in Ep. II, 2 neben Tibur als Ort, wo man Sklaven kauft, und zuletzt in der köstlichen Epistel I desselben Buches, wo er die literarischen Kritiker geißelt, die nur das Alte loben:

„Da schätzen sie den Wert der Sachen ganz
Nach einer andren Regel, ekeln alles an,
Was unsere Zeit auf unserm eigenen Boden
Hervorgebracht, sind so verliebt in alles,
Was alt ist, daß sogar die Satzungen
Der Zehner, oder weiland unsrer Könige
Geschloss'ne Bünde mit den Gabiern
Und mit den festen ehrsamen Sabinern,
Der Pontifexe graue Zeitregister
Und die betagten Blätter der Propheten
Nach ihrem Wahne vom Albanerberg
Die Musen selbst uns zugesungen haben."

Neunzehnhundert Jahre und mehr sind verflossen, als Horaz so sang, und an Stelle der alten Gabier, die Rom so lange Trotz geboten, sehen wir ringsum nur die Arbeitersklaven, die Roms Großgrundbesitzern dienen. Welcher Wandel! Um so größer und stärker spricht zu uns die Unwandelbarkeit der Natur. Die herrliche Landschaft, die damals so herrlich war, wie jetzt, sie blieb sich gleich, wie viele Tausende und Abertausende von Menschen, die sie von hier aus bewundert haben mögen, auch schon dahingegangen sind. Und wiederum ergreift uns die feierliche Stimmung, die den geheimnisvollsten Reiz der Campagna ausmacht; denn wo sind außer in Griechenland und den klassischen Stätten Ägyptens, Kleinasiens und Indiens Landschaften zu finden, die so viel zu be-

Digitized by Google

richten wissen und uns so von der Alltäglichkeit fort zur Ewigkeit hinübertragen? —

Wer es nicht liebt, des gleichen Weges zurückzukehren, fahre von Gabii über die Osteria dell' Osa nach der Via Labicana und zur Osteria del Finocchio.[1])

Auf dieser Fahrt wird's uns im Frühsommer nicht langweilig, dafür schimmern die Blumen ringsum zu bunt, dafür springen die Hunderttausende von Heuschrecken zu viel, dafür trillern die Lerchen zu süß, schrillen die Zikaden zu scharf, und ist das Vieh ringsum zu lebhaft. Auch der namenlos berauschende Duft von Wiese, Hecke und Strauch umfängt uns dafür zu lind.

Tivoli.

(Aquae Albulae — Villa Adriana — Tivoli — Die Wasserfälle — Villa d'Este.)

Tivoli! Ein Name voll seltener Anziehungskraft, kein Eigenname mehr, sondern Gattungsbegriff, gibt es doch im Norden Europas keinen Lustpark, keine große Gartenrestauration, die nicht ihr Ansehen durch den Namen der berühmten Wasserfallstadt erhöhen wollte. Man kann daher begreifen, daß fast jeder Romreisende, und wenn ihn der Zeitmangel noch so sehr plagt, Tivoli besucht, und wenn er Zeit hat, seine Reisen in die Umgegend Roms aus Pflichtgefühl mit dem Besuch Tivolis beginnt.

Es ist daher kein Wunder, daß der Ort schon

---

[1]) S. S. 95.

Digitized by Google

stark fremdenindustriell beackert wurde. Man kann sogar — und was will man mehr verlangen — am Schalter des römischen Bahnhofes ein Passepartoutbillet kaufen, in welchem Eisenbahn- und Wagenfahrt, Eintrittsgelder und Frühstück einbegriffen sind.

Wer aber nicht gern à la Cook und Stangen „gereist zu werden“ liebt, sondern lieber abseits daneben trabt, um mit der Natur in innigere Fühlung zu kommen, kurzum, alle Individualisten und Träumer tun besser daran, den Lockungen des Passepartoutbillets fern zu bleiben und den Ausflug nach Tivoli so zu gestalten: Fahrt mit der Dampfbahn von Porta San Lorenzo bis Villa Adriana, von dort zu Fuß oder im Wagen nach Tivoli, Besuch der Wasserfälle, Besichtigung der Villa d'Este, und schließlich Rückkehr mit der Bahn, um das Gebiet des Monte Gennaro kennen zu lernen.

Die Landschaft, welche die Dampfbahn durchzieht, haben wir zum Teil schon im ersten Bande (S. 116) kennen gelernt, das Gebiet der Eisenbahn im zweiten Bande (S. 259).

Zwanzig Kilometer von Rom entfernt werden wir durch einen Geruch wie von faulen Äpfeln überrascht. Wir nahen uns der Station Bagni, an der die

Aquae Albulae,

die berühmten Schwefelbäder liegen. Die Campagna wird schorfig und zeigt auf dem dürren Sand- und Steinboden Ausschlag von Schwefelblüten. Einsam ist die Gegend ringsum, in tiefem Schweigen träumt sie von der alten Herrlichkeit, als hier die römischen Großen und Kaiser Palast an Palast errichtet hatten,

Google

von denen nur noch die grünen Marmorsäulen übrig sind, welche sich die Frommen zum Bau der Maria Maggiore Basilika entlehnten. Damals hießen die heilbringenden Schwefelquellen aquae santissimae oder Balnea Reginae, weil in ihrer Nähe die Villa stand, in der die 271 v. Chr. von Mark Aurel entthronte Königin von Palmyra, Zenobia, wohnte.

Gleich hinter der Station der Dampfbahn sieht man den mit schäumendem blauen Wasser gefüllten Kanal, der sich unter dem Bahndamm her zum Badehaus und den großen Schwimmbassins hinzieht, „wo die Albula weiß dampfet von schwefliger Flut“ (Martialis). Das Badehaus ist nach den Begriffen römischer Kleinbürger elegant, wer aber die schönen Badehäuser Deutschlands kennt, findet die Anlagen recht primitiv. Aber das soll niemanden abhalten, falls die Saison geöffnet ist — da die Römer sehr ängstlich sind, so beginnt diese erst Ende Juni und schließt Anfang Oktober — und es ihm die Zeit erlaubt, diesem Bad einen eigenen Besuch zu machen; denn die Wirkung des Heilwassers ist geradezu magisch. Praktische Kaufleute schlagen oft die Hände über dem Kopf zusammen, wenn sie von dem ungehobenen Schatz hören, der in diesem Heilwasser liegt. Wäre eine solche starke Quelle in Norditalien, oder in Mitteleuropa, sie würde Zehntausende von Kurgästen anlocken, hier aber kommen nur einige hundert im Tag, hochgerechnet, denn zum Mangel an Initiative, der den Römern eigen ist, gesellt sich die Malaria. So lange deren Schrecken nicht gebannt ist, kann das Bad nicht aufblühen; denn da Saison und Fieberzeit zusammenfallen, ist das Bad abends verödet, weil niemand, außer einigen Wächtern, im Badehaus nachts

Digitized by Google

zu bleiben wagt. Ehe also nicht hier für Abend und Nacht bessere Lebensbedingungen geschaffen sind, ist an eine Änderung nicht zu denken.

An der Haltestelle der Dampfbahn[1]) sieht man viele Steinblöcke; denn links von ihr sind die Gruben des lapis tiburtinus (= Travertin), jenes Steines, aus dem die meisten Paläste Roms gebaut sind, und der, nachdem er im Laufe der Zeit viel Sonne eingesaugt hat, die herrliche goldbraune Patina erhält, die uns die römischen Bauten so lieb und wert macht.

Bei der Weiterfahrt mag wohl mancher Alpenkenner über die etymologische Verwandtschaft zwischen Albulapaß und Aquae Albulae nachsinnen; doch vergeblich; denn das letztere kommt von Albunea her, der zehnten und letzten Sibylle, welche die alten Römer aufzählen. Um deren Ahnengeschichte zu kennen, müssen wir schon dreißig Jahrhunderte zu-

[1]) Die Eisenbahn macht hinter Station Bagni ein großes Knie und zieht nach Norden, um im großen Bogen von vierzehn Kilometer Umweg die Steigung nach dem von hier in der Luftlinie nur sechs Kilometer entfernten Tivoli zu überwinden. Links erscheint hinter Montecelli die Burgstadt Palombara (S. 255), dann das ebenfalls auf hohem Spitzkegel gelegene Pendant zu Montecelli, Sant' Angelo. Bei Kilometer XXX dreht sich die Bahnschleife wieder nach Süden und steigt über Schluchten zwischen grünen Hügelwänden am Fuße des wuchtigen Monte Gennaro, dessen Kleid der rissigen Haut eines Elephanten gleicht, vorüber. Die Böschungen des Eisenbahndamms zeigen wilde Blumenpracht, Mohn, Goldginster, Goldlack, Hollunder, auf den Hügeln schimmert der Silberglanz der Ölhaine. Bei dem dreiunddreißigsten Kilometer kommt die einsame Station Marcellina (s. S. 258), wir schauen für einen Augenblick Palombara, fahren im Rücken von Sant Angelo und Montecelli, und dann geht unser ganzes Orientierungsvermögen in die Brüche, weil die Bahn sich in tollen Kurven auf hohen Viadukten und durch viele Tunnels Tivoli nähert, das abwechselnd auftaucht und verschwindet. Nach dem zweiten großen Tunnel erblickt man rechts die großen Wasserfälle, es folgt ein kurzer Tunnel, ein kleinerer Wasserfall wird sichtbar, dann nimmt uns ein längerer Tunnel auf und wir sind im Rücken von Tivoli angekommen.

Digitized by Google

rückgehen, oder noch mehr, in die Zeit, als auf der Stätte des heutigen Tivoli noch die Sikuler wohnten. Diese wurden von den Aboriginern verjagt, welche aus der Gegend von Rieti, die sie aus Furcht vor den Sabinern verließen, herkamen. Als sie sich auf Tivolis Felsbergen festgesetzt, nahmen sie den Namen Latiner an. Unter Janus, ihrem ersten König, kam der Flüchtling Saturnus, der zuerst nach Setia[1]) geflohen war, nach Latium und wurde als Mitherrscher angenommen. Sein Neffe war Faunus, der gleich ihm und Janus später als Gott, und zwar als weissagender Gott, verehrt wurde (= Fatuclus, der Orakelbringer). Hier, wo jetzt Bagni steht, war an der Schwefelquelle sein heiliger Hain. In späterer Zeit wurde er abgesetzt, und an seine Stelle trat die Nymphe Albunea, die sich zur Sibylle entwickelte. Die Latiner von Tivoli waren auf ihren Besitz recht stolz und leiteten aus dem besonderen Schutz, den ihnen die Sibylle gewährte, den Anspruch auf ihre Vorherrschaft in ganz Latium ab. —

Wir fahren an einigen kleinen Osterien vorüber, die meist von Jägern aufgesucht werden, und kommen nach drei Kilometern zum Ponte Lucano, der den Anio überschreitet. Seit undenklichen Zeiten hat diese Brücke immer und immer wieder die Landschaftsmaler angelockt, denn in dem Rahmen von Fluß, Steineichen und Olivenbäumen erhebt sich ein Miniaturpendant zum Grabe der Caecilia Metella, das Turmgrab der Plautier. Antike Inschriften klären uns über einige Mitglieder dieser hervorragenden tiburtinischen Familie auf, die hier ihre letzte

---

[1]) S. S. 97

Digitized by Google

Ruhe fanden. So finden wir vor allem M. Plautius Silvanus, der 2 v. Chr. als Konsul Amtsgenosse des Augustus war, und M. Plautus Aelianus, der achtzig Jahre später lebte. Die Familie hatte auch eine große Villa in Tivoli, von der aber nichts übrig blieb. Das Turmgrab könnte viel erzählen, es wurde in den Gotenkriegen halb zerstört und dann im Mittelalter, ähnlich wie auch das Grab der Caecilia Metella, als Festung benutzt. Als solche wurde es noch unter Paul II. (dem Erbauer des Palazzo Venezia) nochmals umgebaut, um die Einwohner von Tivoli, die, wie wir noch hören werden, den Päpsten oft Fehde ansagten, in Schach zu halten.

Wie in dieser Gegend die Jahrhunderte um uns herumspringen: Aus der mythologischen kamen wir in die Zeit des Augustus, von den Gotenkriegen ins fünfzehnte Jahrhundert, der Zeit Pauls II., und nun müssen wir wieder zurück in das zweite Jahrhundert nach Christus, in die Zeit Hadrians, des „Reisekaisers"; denn nach zwei Kilometern hält die Dampfbahn an der Station

Villa Adriana.

Viele Wagen stehen an der ländlichen Bahnhofsschenke; denn bis zur Villa selbst ist es noch eine kleine Viertelstunde Wegs. Wir feilschen mit einem der Rosselenker, doch mit Vorsicht, indem wir ihn wissen lassen, daß wir gut zu Fuße sind und ihn eigentlich nicht brauchen, lassen auch durchblicken, daß wir gesonnen seien, auch zu Fuß nach Tivoli zu gehen. Ist wenig Andrang vorhanden, so gehe man auch wirklich einige Schritte. Der biedere Kutscher wird uns schon folgen. Handelt man anders, so hält

der gute Mann, den der große Fremdenverkehr schon verwöhnt hat, uns für unerfahrene „inglesi“ und wird übermütig; sieht er hingegen ein, daß er eigentlich überflüssig ist, so wird er bald sehr bescheiden. Wenn natürlich große Massen von Touristen ankommen, dann hilft alles nichts, dann steift sich der kluge Vetturin auf den hohen Tarif. Aber auch das wird jeder ruhig mitnehmen, der da weiß, daß auch bei Ausflügen Zeit Geld ist.

Ehe wir weiter ziehen, werfen wir einen Blick auf das Panorama vor uns, das geradezu bezaubernd ist. Zur Linken ragen die Zwillingsberge Montecelli und Sant' Angelo, dann folgt die stahlblaue Pyramide des Monte Gennaro, von dem ein Bergbuckel zu Tivoli hinüberleitet, das, auf halber Bergeshöhe malerisch hingestreckt, vom Monte Catillo überragt wird. Links unten steigt das Häusergerümpel der Stadt in Terrassentreppen auf, rechts davon sehen wir die gewaltigen Bogen, welche die Cypressenpracht der Villa d'Este tragen, und dann die hellfarbigen Villen der Neustadt, die behaglich aufsitzt auf einem aus dem Laub der Olivenbäume gestickten Wollkissen.

Auf dem Wege zur Villa fällt rechts unser Blick auf das runde Plautiergrab und seine Begleiterin, die lukanische Brücke. Dann umfangen uns Mauern und Hecken, hinter denen Ölhaine und Weingärten winken. Ab und zu zeigen die Mauern auch Kaktusbesatz. Bald kommt ein Kreuzweg. Ein Schild weist die rechte Straße. Der Blick zur Rechten wird wieder frei, und unser entzücktes Auge schweift über die unermeßlich sich dehnende Campagna. Zur Linken aber öffnet sich die Aussicht auf die Riesencypressen und Pinien der Villa.

Digitized by Google

Plötzlich stehen wir vor einem großen Tore. Böcklinsche Bilderstimmung ergreift uns. Eine hohe, riesenhoch starrende, feierliche Cypressenallee zwingt uns zu der Andacht, mit der die Villa des Kaisers Hadrian durchwandert sein will. Am Ende dieser Allee prangen schöne Eukalyptusbäume, deren Rindenkleid leider schadhaft ist.

Ehe wir nun weitergehen, müssen wir uns zunächst darüber klar werden, was Hadrians Wunderschöpfung seiner Zeit eigentlich bedeutete. Um es kurz zu sagen, sie war ein riesiges Erinnerungs-Album, oder, um modern zu sprechen, eine Ansichtspostkartensammlung in Fels und Stein. Um ein Andenken an seine zahlreichen Reisen zu haben, begnügte er sich nicht damit, die schönsten Punkte, die er geschaut hatte, malen zu lassen, nein, er ließ sie in natura nachbilden, da er als unbeschränkter Herr des Reiches sich diesen Luxus erlauben konnte. Fünfzigtausend Sklaven arbeiteten an dem Wunderwerk, das nach elf Jahren schon fertig war (124—135 n. Chr.). Das Gesagte wird wohl bei manchem Leser große Erwartungen hervorrufen, denen gar zu leicht als Reaktion die Enttäuschung folgen könnte; daher sei gleich eine Warnung vorausgeschickt: Der Durchschnittstourist, — was wir im Grunde genommen alle sind — der als solcher nicht darauf erpicht ist, es den Archäologen in der Spezialbildung nachtun zu wollen, verzichte im vornherein darauf, an der Hand ausführlicher Reisewerke jede Ruine auf ihren Namen, ihren Charakter, ihre ehemalige Bestimmung nachzuprüfen; denn er läuft dabei nur Gefahr, sich zu ärgern und zu verirren, da es nicht jedermanns Sache ist, sich in Labyrinthen zurechtzufinden. Und ein Labyrinth

ist nun einmal die Villa Adriana. Man tut viel besser daran, sich einen Führer zu nehmen, oder auf gut Glück allein zu wandern, zumal die Hauptruinen durch Tafeln bezeichnet sind. Auch tut man klug daran, nicht gleich alles sehen zu wollen; denn das macht nur müde, raubt zu viel Zeit, und führt schließlich doch zu nichts. Der Besuch der Villa lohnt sich überhaupt nur für denjenigen, der Sinn für landschaftliche Schönheit hat, und für die malerische Wirkung der Ruinenpracht in ihr; denn nur Ruinen, nichts als Ruinen sieht man; denn schon früh ward das Werk Hadrians das Opfer der Zerstörungswut.

Schon Kaiser Commodus begann fünfundsiebzig Jahre nach ihrer Vollendung die Villa ihrer Kunstwerke zu berauben, Konstantin ahmte ihm nach, da er seine neue Hauptstadt Byzanz billig ausschmücken wollte, 344 biwakierte und plünderte Totilas in ihr, im achten Jahrhundert kamen die Langobarden, später die fromme Geistlichkeit und der Adel, die billiges Material für Kirchen und Paläste brauchten.

Wer ein gutes Gedächtnis und gute Phantasie besitzt, kann übrigens sich zum Teil die einstige Pracht in seinem Geiste zurückkonstruieren, wenn er an die Kunstwerke denkt, die aus der Villa in die römischen Museen gewandert sind, so an die zwei Centauren aus dunklem Marmor, den Satyr mit der Traube, das Taubenmosaik, den lauschend grübelnden Antinous im kapitolinischen Museum, oder an das berühmte Antinousrelief in der Villa Albani. —

Zunächst betreten wir das griechische Theater, dessen Halbrundstufen von grünem Grastuch festlich verschönt sind. Die Stätte ist ein lauschiger poetischer Winkel. Stimmungsvoll wirken auch an dem Bühnen-

rest die Säulentrümmer und Friesfragmente. Nur noch eine einzige Säule ragt aufrecht. Wir wenden uns rechts und steigen mit heiligem Schauer durch eine Cypressenallee zum Ökonomiegebäude, das malerisch aus Ruinentrümmern und Felsgrund herauswächst. Zur Frühlingszeit, Ende März, umflutet uns fast berauschend ein süßes Duftmeer; denn Hunderttausende von Veilchen blühen ringsum. Die Wanderung wird dadurch zum Hochgenuß, der Auge, Nase, Herz in gleicher Weise erquickt, nur das Ohr geht leer aus, denn das weihevolle Schweigen wird an dieser paradiesischen Stätte nirgends gestört.

Eine Inschrift an dem Wirtschaftsgebäude belehrt uns, daß unter Joseph II. der Erzherzog Peter Leopold hier Ausgrabungen vornahm. Wir danken ihm, daß er solch ein Beispiel gab; denn, wie wir in der Villa d'Este sehen werden, sind nicht alle österreichischen Erzherzöge opferfreudig.

Wir ziehen weiter, immer steigend, ringsum begrüßt, umduftet von Lorbeer, Agaven, Olivenbäumen und angelacht vom blauesten Himmel. Dann nimmt uns wieder eine Cypressenallee auf, die in einem Tor endigt, durch das der Sonne goldigste Lichtflut einladend hindurchströmt. Am Ende der Allee stehen wir freude-, wonnedurchschauert. Eine Mauer zieht sich quer vor uns hin, lang und immer länger, bis sie zur Rechten, im Norden, im leeren Blau, im Nichts abbricht. Es ist nur eine simple rosarote Mauer aus Ziegelnetzwerk, aber wie wirkt sie in diesem prasselnden Sonnenfeuer! Fast mit verhaltenem Atem lassen wir den Blick an ihr entlanggleiten bis zu der im blauen Duftmeer verschwimmenden Campagna. Wir schreiten durch das Tor und stehen in einem großen

Digitized by Google

Rechteck. Eine Inschrifttafel belehrt uns, daß wir in den Trümmern der Kopie der Poikile (italienisch: Pecile) stehen, der berühmten Gemäldegalerie. Diese Stoa Poikile (bunte Säulenhalle) stand auf der Westseite des Marktplatzes von Athen und war von drei großen Meistern mit legendarischen und historischen Bildern geschmückt. Unter Lucian war sie der Aufenthalt der Stoiker.

Nun gehen wir zur äußeren Seite der Mauer zurück und rechts zu dem Ruinenlabyrinth, das sich vor uns erhebt. Zunächst kommen wir in den „Philosophensaal", dann in das Schwimmbassin (Natatorium), einen Rundbau, der noch die frühere Pracht ahnen läßt, da von den das Bad umschließenden Säulen noch viele stehen. Wir bemerken die Insel, die inmitten des runden Bassins sich erhebt, und die Reste des Mosaikschmuckes, die dessen Boden zierte. Wer noch nicht in Pompeji war, kann hier vorausfühlen, was ihn dort erwartet. Schön sind auch die Blicke, die man durch die Löcher, Risse und Spalten des Baues auf den Blauhimmel und die Ölhaine ringsum genießt.

Dem Eingangstor schräg gegenüber führt eine Treppe zum Hof der Bibliothek (Cortile della biblioteca). Hier sollte man eigentlich einen Maler als Führer haben; denn er würde uns sehen lehren, was den größten Reiz der Villa bei schönem Wetter ausmacht: Farbe. Er würde uns zeigen, wie sich der schöne Ruinentraum mit dem reichen Leben der Landschaft vermählt. Schauen wir doch nur, wie in der Mitte des Platzes sich die Riesenpinie als Baldachin über die Ölbäume spannt, blicken wir doch nur auf Tivoli, das auf bläulichem Polster ruht, auf die Kakteen

Digitized by Google

und Agaven ringsum, die blauen und roten Marmorplatten des Fußbodens, und den Farbentanz der schimmernden Mosaikbilder, die hie und da aus ihrer roten Mörtelsanddecke hervorlugen.

Steigen wir rechts hinauf zu den Resten des kaiserlichen Palastes und blicken auf den Ölhain und die Pinie der Bibliothek zurück, so taucht rechts von ihr das alpine Bild des Monte Gennaro auf. Nun wenden wir uns gen Tivoli und schreiten bis zum Talrand. Wer sich noch Erinnerungen aus der Schulzeit bewahrt hat, da er mit Ovid und der griechischen Mythologie vertraut war, dem wird das Tal, in welches er blickt, schöne, längst vergessene Bilder heraufbeschwören, war dieses doch einst die Nachbildung des Tales Tempe, das die alten Griechen so begeisterte, wie uns heute der Rheingau und der Odenwald, zumal seitdem uns Wagners Nibelungenring die germanische Götterwelt mit beiden verknüpft hat. Das Tal Tempe war ja überragt vom Götterberge Olymp, dem hellenischen Walhalla, und vom Ossa, dem Sitz der götterfeindlichen Riesen.

Drehen wir dem Tempetal den Rücken und schreiten geradeaus, so kommen wir — eine Inschrift leitet uns — zur königlichen Empfangshalle, der Basilica, die einst von sechsunddreißig Pfeilern getragen wurde, von denen aber nur Stümpfe übrig blieben. Wir schlendern weiter zu den Thermen (Terme). Bald aber kommt auch über den eifrigsten Archäologen auf diesem Gang die Unlust, er mag nicht weiter bei jedem Trümmerstück nach Namen und Art forschen und freut sich inmitten all dieser Torgewölbe, Hallen, Kellergänge und halb eingestürzten Kuppeln über das rosige Dämmerlicht, das die

zerborstenen Räume füllt, freut sich über die Miniaturpendants zu den Caracallathermen, die er erblickt, und jubelt schließlich laut beim Anblick der Prachtgestalten von Cypressen, von denen jede als Individuum eines Sonderstudiums wert ist. An ihrem malerischen Aufbau kann man sein Auge schärfen. Sehen wir doch, wie Stamm und Laub miteinander um die Herrschaft ringen. Ist es nicht, als gleiche bei vielen der Laubcylinder einem gierigen Wurm, der den weißen, silbergrauen Stamm zu verschlingen droht! Besonders wirksam prunken die Cypressen aber im grünen Wiesenbecken der Thermen. Wie schön sticht gegen ihr Grün das schimmernde Rosabraun der Riesenmauertrümmer ab! —

Hier hören wir am besten mit unserer Wanderung[1]) auf. Zwar liegen im Westen der Villa noch viele bemerkenswerte Ruinen, wie z. B. das Canopus, das uns an das große Serapisheiligtum in Ägypten erinnert, der Tempel des Apollo, das Odeon — aber uns locken die Wasserfälle und die Perle von Tivoli: die Villa d'Este. Drum ziehen wir zur Poikile zurück durch das Stadium hindurch, das einen unvergeßlichen Blick auf die Wand des Poikile bietet, über der als Kopfschmuck Pinien und Cypressen aufsitzen, während fern im Norden die blauen Campagnahügel leuchten, die von weißen, gelben, roten Landhäusern wie mit Perlen inkrustiert sind. Im Innern der Poikile, das zur Frühlingszeit ein einzig Blumenbeet darstellt, dessen Lob und Preis zahlreiche befiederte Sänger singen, erblickt man am äußersten Rand hin ein

[1]) Das gilt besonders für diejenigen, die mit der Dampfbahn weiter fahren wollen und die Pause zwischen zwei Zügen zum Besuch der Villa benutzten.

Digitized by Google

stimmungsvolles Bild. Ein runder Pfeilerturm im rotbraunen Wams ist im tête-à-tête mit einer schlanken Cypresse, die gleich ihm die Einsamkeit gesucht.

Von Villa Adriana nach Tivoli.

Wer ein guter Fußgänger ist, kehre zur Landstraße zurück und folge ihr, bis er den Ölhain betritt, der den Untergrund von Tivoli ziert, und zur Linken einen steilen Saumpfad findet, der ihn zur Stadt hinaufbringt.

Wir aber, die gemächlicher sind, feilschen am Eingang der Villa mit einem Vetturino, weil die langsame Wagenfahrt mehr Muße zur Betrachtung des Panoramas bietet. Im Anfang der Fahrt sehen wir zur Linken den Monte Gennaro und das auf steilem Kegel thronende schloßgekrönte Palombara, bald aber sind wir im Gewirr des Ölhains drin und haben vollauf Gelegenheit, uns unter Führung von L. Thoma, der diese phantastischen Gesellen ringsum an Ort und Stelle porträtierte, an den bizarren Formen der grotesk zerrissenen Olivenbäume zu erlaben. Einzelne Bäume gleichen menschlichen Gliedern, andere endigen in riesigen Adlerklauen, andere in Leuchterfüßen, Sesselbeinen, geringelten Schlangen, auf anderen Stämmen erblickt man Menschenköpfe oder bärtige Fratzen. Und wie gleißen erst die silbernen Kronen, die so geschnitten sind, daß sie innen hohl sind! Wie herrlich muß sich dieser Märchenwald im Mondschein ausnehmen, wenn linder Wind die Silberzweige regt und auf dem Waldgrund gespensterhafter Schattenspuk kreist!

Das ist ein Paradies für Dichter! Und siehe da. Der Wagenlenker zeigt links auf ein altes Gemäuer,

Digitized by Google

die Reste der Villa des Catullus, des Heinrich Heine der Römer, der von 87—54 v. Chr. lebte und Horaz den Weg bahnte. Wie oft mag er hier nach seiner Lesbia geseufzt haben, der Schwester des berüchtigten Clodius,[1]) die er ebenso sehr liebte, als er sie verachten mußte. Tivoli selbst besang er auch, nicht aber in dem Maß, wie später Horaz. Dieser feiert Tiburs Wald, er spricht von dessen „Schattenhain“ (Od. I, 18), und Od. III, 29 sagt er „Euch gehör' ich, Musen, auf Tiburs Höh'n“, ebendaselbst preist er Tiburs „feuchte Auen“, und Od. IV, 3 singt er sogar:

„Tiburs
Dunklen Hainen, Tiburs Bächen
Dank' ich meines Liedes Wert.“

Darum zog er sich auch gern nach Tibur zurück. So sagt er Epist. I, 7:

„Das königliche Rom
Ist mir zu groß, dafür gefällt hingegen
Das stille Tibur mir.“

Doch der Schäker gefiel sich nicht nur in Tiburs Ölhainen, auch dessen Weingärten sah er gern. So scherzt er Od. I, 18:

„Sorge, daß an Tiburs Auen eher sich kein Baum erhebe,
Varus, an Catillus' Mauern, als der heilige Stamm der Rebe.
Denn dem Nüchternen beschieden hat die Gottheit alle Plagen,
Und der grimme Schmerz der Sorgen läßt sich anders nicht verjagen.“ —

[1]) S. S. 37.

Digitized by Google

Bald sehen wir links eine Höhle. Ist's eine Drachenhöhle? Ist's Fafners Haus? Nein, es ist der Rest des Aquaedukts des Nero. Wie sich der Hain lichtet, erblicken wir über uns im tiefen blauen Bergesschatten auf dem Öllaubpolster Tivoli, dann blicken wir zurück und erstaunen über das Tal Tempe und die Cypressenpracht der Villa Adriana. Südlich aber entdecken wir das Albanergebirge, als dessen steilster Punkt Rocca Priora aufragt. Nun nimmt uns die Campagnaebene gefangen. Wir sehen das Rundgrab der Plautier, die lukanische Brücke, und dann huscht unser Blick über den abwechselnd hellgrünen, rosabraunen und bräunlichblauen Riesenteppich bis nach Rom!

Und wie köstlich ist die Luft ringsum, die auch die Alten schon priesen, sagten sie doch, sie sei so rein, daß selbst altes Elfenbein wieder weiß würde. Auf diese Sage bezieht sich Martials Gedicht, das in der Übersetzung von Th. Schuppli also lautet:

„Kaum hat die braune Lykoris vernommen,
Das alte Elfenbein werde nur
In Tibur weiß, sie ist gekommen
Sogleich nach der Herkul'schen Flur.

Wie muß im bergigen Tibur sein doch
Die Luft so wirksam! Prächt'ger Ort!
„So wurde Lykoris weiß?" — „O nein doch!
Schwarz wurde die braune Lykoris dort." —

Jetzt sehen wir hoch über uns ein langes weißes Kastenhaus mit grünen Fenstern über hoher Gartenmauer auftauchen, die Villa Braschi, deren Name uns an die Familie des Papstes Pius VI. erinnert und an den Palazzo Braschi, den dieser an der Piazza

Digitized by Google

Navona in Rom erbaute. Eine halbe Stunde ist's her, daß wir die Villa Adriana verließen. Wir sind in

Tivoli

angekommen. Links sehen wir den kleinen Stadtgarten, rechts geht die Straße nach S. Gregorio, Poli und Palestrina ab, noch weiter rechts sehen wir eine kleine Gartenanlage, in der Agaven und Zwergpalmen auffallen, an eine Mauer angelehnt, die folgende Marmorinschrift trägt:

„In questo luogo
L'Eroe
Garibaldi
Terrore ai nemici,
Ammirazione alle genti
Sostava coi suoi prodi
Il 3. luglio 1849
Quando
Da Eserciti immensi
Soprafatto, non domo,
Serbava alla patria
Quel braccio,
Che al fianco del Re leale pugnando
Italia unita e libera
Fece."[1])

Diese Inschrift, die manchem kühlen Nordländer in ihrem lyrischen Überschwang übertrieben vorkommen mag, versetzt uns in das Revolutionsjahr und

---

[1]) „An diesem Orte — hielt der Held — Garibaldi — der Schrecken der Feinde — Gegenstand der Bewunderung für alle Völker — mit seinen Tapfern Rast — am 3. Juli 1849 — Als — von ungeheueren Heeren — er überwältigt, aber nicht besiegt — dem Vaterlande den Arm rettete — der an der Seite des loyalen Königs kämpfend — Italien einig und frei — machte." —

Digitized by Google

erinnert uns an die Heldenepopöe Garibaldis auf dem Janiculus.[1])

Wenige Schritte weiter kommen wir zu einem älteren Denkmal der Geschichte Tivolis. Hinter dem Bahnhof der Dampfbahn ragt nämlich die betürmte alte Feste der Stadt neben einigen Resten der antiken Wasserleitung auf. Sie ist keine Zeugin des frühesten Mittelalters, sondern gleichsam das Abschlußdokument der Kämpfe, die Tibur jahrhundertelang mit Rom, dessen Nachbarn und dessen Eroberern zu bestehen hatte, da es auch im Mittelalter auf seine uneinnehmbare Lage pochte. Der Westgote Alarich, der Vandale Geiserich mußten erst durch seine Zerstörung sich den Rücken decken, um in Rom sicher sein zu können. 544 zerstörte der Ostgote Totilas es aus demselben Grunde, und als 547 Belisar in Rom eingezogen war, befestigte er Tivoli von neuem, um Belisar Trotz bieten zu können. Unter Otto III. hielt Tivoli zu dessen Feind Crescentius,[2]) weshalb Otto es 1001 eroberte. Auch Heinrich IV. sah sich 1087 gezwungen, die Stadt zu erstürmen. In der späteren Zeit führte Tivoli abwechselnd Krieg mit den Römern und den Äbten von Subiaco,[3]) die zu mächtig geworden waren. Gegen die Römer focht so die streitbare Stadt noch im Jahre 1145, als diese Papst Eugen III. zur Flucht nach Viterbo gezwungen hatten. Aus Haß gegen Rom verband sich Tivoli mit dem flüchtigen Papst. Das gab den Römern zu denken, und sie boten Eugen III. Frieden an, wenn er Tivoli schmählich verließe. Der Papst schlug ein, und Tivoli ward darauf von den Römern besiegt. Ein Jahr darauf vertrieben diese auch wieder

---

[1]) S. Bd. I S. 207. [2]) S. Bd. I S. 58 und Bd. II S. 246.
[3]) S. S. 320.

Digitized by Google

den treulosen Papst, der erst nach Jahren durch den sizilischen König Roger zurückgeführt wurde. Er starb 1153 in demselben Tivoli, das er so schmählich behandelt hatte.

Zwei Jahre später kam Friedrich Barbarossa nach Tivoli. Er hatte Juni 1155 die Kaiserkrönung durch Hadrian IV. durch die Preisgabe Arnolds von Brescia erkauft. Nach dem Fest vertrieben aber die Römer sowohl Papst wie Kaiser, die in Tivoli Zuflucht suchen mußten. Zum Dank dafür ließ Barbarossa Tivolis Mauern von neuem aufführen. Deren Bürger boten ihm daher die Schlüssel der Stadt zum Zeichen dessen, daß sie kaiserliche Untertanen werden wollten, doch Barbarossa wies das Geschenk großmütig zurück. Dafür erlaubte Hadrian IV. den Tivolesen, den kaiserlichen Adler im Wappen zu führen.

Kaiserlich blieb Tivoli auch unter Friedrich II., der 1241 hier residierte. Das erbitterte natürlich die Römer, und deren mächtiger Senator Brancaleone unterwarf daher 1254 die Stadt von neuem. Das hielt diese aber nicht ab, als die kaiserlich gesinnte Familie Colonna Bonifaz VIII. bekriegte, zu dieser zu stehen. Zu Cola Rienzis Zeiten aber war Tivoli adelsfeindlich. Cola Rienzi machte die Stadt sogar zu seinem Stützpunkt, als er die Macht der Colonna in Palestrina brechen wollte. Wie manche Rede hielt er nicht vor der Kirche San Lorenzo, um die Tivolesen zur Tapferkeit zu entflammen.

Im fünfzehnten Jahrhundert wurden die Päpste der ewigen Fehden mit der unbequemen Nachbarstadt müde, und Papst Pius II. (Aeneas Sylvius, Piccolomini) baute die alte Feste, deren Anblick uns zu dem historischen Exkurs verleitete, als Zwingburg

Digitized by Google

gegen die rebellischen Tivolesen. Sie waren ihm zu gefährlich geworden, als sie sich mit dem großen Kondottiere Jacobo Piccinino, dem Feldherrn des Königs Alfons von Neapel, verbündet hatten. Damals sagte der gelehrte Papst: „Facilius cum Tibure Romam perditam, quam Tibur cum Roma recuperaveris.“ (Man kann leichter mit Tibur das verlorene Rom, als im Besitz von Rom das verlorene Tibur zurückgewinnen.)

Später wird Tivoli nur noch einmal genannt, als 1557 nach der Abdankung Karls V. Philipp II. von Spanien mit Papst Paul IV. in Streit geriet und Herzog Alba nach Italien schickte, um den Kirchenstaat zu erobern. —

Doch kehren wir zur Gegenwart zurück. Weiterschreitend erblicken wir links ein modernes stattliches weißes Gebäude, das Collegio, auf dessen Vorplatz ein Denkmal des Herzogs Amadeus von Savoyen steht. Hinter dem Collegio ragt der alte braune Turm von S. Maria Maggiore. Diesen merken wir uns, denn zu seinen Füßen liegt der Eingang zur Villa d'Este, die wir nachher besuchen wollen.

In der Richtung, in der wir gekommen, ziehen wir weiter, der Hauptstraße nach, und lassen unsere Augen rundum schweifen auf die farbigen Häuser, unter denen auch noch manches alte durch seine romantischen Bogenfenster auffällt. Bunt, malerisch bunt sind auch die Läden, namentlich die Spezereiläden mit ihren Heringsfässern und Herdfeuer-Fächern (sventole). Ab und zu bemerkt man auch an offenen Toren rote Fähnchen, die anzeigen, daß man einen guten Wein schenkt. Man lasse sich einen Stehschoppen nicht entgehen; denn nicht nur Horaz, sondern auch die modernen Reisebücher loben Tivolis Wein und

rühmen besonders zwei Traubensorten, „il pizzutello“ (spitze Muskatellertraube) und „il pergolese“ (Laubentraube). Jedenfalls ist der Wein in den Schmutzosterien besser, als in den modernisierten Fremdenhotels, die anfangen, Tivolis Namen berüchtigt zu machen. Wer Italienisch versteht, frage nur den ersten besten Vertrauen erweckenden Bürger, wo er den Labetrunk zu nehmen pflege, oder er suche die Osteria del Falcone in der Hauptstraße, wo er auch gutes bürgerliches Essen findet.

Im Weitergehen wird das Straßenbild immer malerischer, zumal die Seitengassen köstliche Blicke bieten. Leider wird man oft durch die Anreißerei der Führer und Hoteldiener gestört. Der Spaziergang wird aber erst recht unterhaltsam, wenn man sich der Piazza Rivaroli nähert, die zum Ponte Gregoriano führt, der seinen Namen von dem Wohltäter Tivolis Gregor XVI. herleitet. Namentlich Sonntags sieht man auf der Piazza malerische Staffage, Karren, Maultiere, Reitesel und viele „Togamänner“ im Winter und Frühling, die nach Art der Campagnolen spazieren „stehen“, nachdem sie den „Platz an der Sonne“ gefunden haben, von dem einst auch Reichskanzler Bülow sprach. Sie sind von der reinen Luft Tivolis in der kalten Jahreszeit nicht erbaut, denn ein Sprichwort sagt ihnen:

„Tivoli del mal conforto
O piove, o tira vento, o sona
a morto.“[1])

Vor uns spitzt sich malerisch die phrygische Mütze des Mons Catillus, des Wahrzeichens von Tivoli.

---

[1]) Tivoli bringst uns schlechten Trost; denn bald regnet's, bald stürmt es. oder es läutet die Totenglocke.

Digitized by Google

Sein Name führt uns in die Urzeit der Stadt zurück, deren wir bei Aquae Albulae gedacht haben. Catillus kam zu den Zeiten, als Faunus Latium beherrschte, von Arkadien her als Kommandant der Scharen Evanders an den Tiberstrand. Mit Faunus zusammen gründete er die Stadt Pallanteum, von der in Virgils Äneis die Rede ist. Seine Söhne Tiburtus, Corax und Catillus junior erstürmten die alte Sikulerstadt zu Füßen des nach ihm benannten Berges, die darauf nach seinem Erstgeborenen den Namen Tibur erhielt, aus dem später Tiboli und heute Tivoli wurde. —

Rechts von der Gregorianischen Brücke erblicken wir über dem grünen Aniotal die bizarren Linien der Felshäuser der Altstadt, links das feuerrote Restaurant Sibylla, dahinter in der Ferne den Viadukt der Eisenbahn, und darüber, auf halber Höhe des Berges, das malerisch umgrünte Kloster S. Antonio mit dem hohen schlanken Kirchturm, das, wie man früher glaubte, auf der alten Villa des Horaz aufgebaut wurde.

Gehen wir weiter, so erblicken wir links eine Wasserfallschlucht und den halben Tempel der Sibylla, der gelbbraun über der braungrünen Schluchtenwand aufragt, aus der schwarzweißes Wasser gurgelnd hervorschießt. Weiter links treffen wir auf einen kleinen viereckigen Garten, der einen besseren Blick auf die kleinen Wasserstürze bietet. Gegenüber liegt das Chalet des Cascades (ganz gutes Restaurant), dessen Garten zum

Großen Wasserfall

führt. Viele Führer bieten sich an, die zwar unnötig sind, Leuten aber, die wenig Orientierungssinn haben, aus Gründen der Zeitersparnis immerhin empfehlens-

wert sind. Man gehe links, dann wieder links durch den Tunnel, vor welchem ein Johannisbrotbaum Wache hält, und dann rechts immer geradeaus. Ehe man aber weitergeht, trete man an den Rand des Weges; denn nun erscheint der leider zu sehr fremdenindustriell ausgebeutete Sibyllentempel in vollster Pracht, der uns die Erinnerung an die Sibylle Albunea[1]) wachruft.

„Haine glänzen, es donnern die Stürze des Anio, es stäuben
Kaskatellen, es grau'n Tempel und Villen umher.
Wunder bietet die Vorwelt dir an und Wunder die Mitwelt,
Über die schäumende Kluft herrscht die Sibylle noch heut."
(Waiblinger.)

Aber auch das andere Wort Waiblingers bleibt noch wahr, wenn man neben dem Tempel die Restauration gewahrt:

„Jagst du dem Klassischen nach, und ist's dem Barbaren Entzücken,
Nun, so sieh, wie mich hier Vorwelt und Mitwelt erfreut!
Über der Grotte Neptuns wird gezecht; im purpurnen Becher
Spiegelt sich Tempel und Berg, Hain und die Villa Lukull's."

Schön ist auch der Blick auf die braune, steil abfallende Schluchtenwand unter und gegenüber dem Tempel, auf ihre Löcher-Vogelnester, auf ihre Tuffgrotten, um die Krähen, Tauben und Möwen herum-

[1]) S. S. 274.

Digitized by Google

flattern. Der sinnige Deutsche denkt an die Wolfsschlucht, der Romkenner an die Bilder von Franz Aerni, und der Goethefreund an den Maler Tischbein, der sich in Tivoli am wohlsten fühlte, wie er selbst schrieb: „Sieht man die vielen Höhlen und Grotten in den hügeligen Bergen, mit überhängendem Gebüsch beschattet, wo Ziegen munter und wählig umherhüpfen und naschen, so versetzt man sich leicht in die Ideenwelt, wo Faune und Fauninnen mit ihren Kindern hier wohnten und spielten und mit ihren mutwilligen Neigungen sich die Zeit verkürzten."

Zuerst kommt man zu einer kleinen Terrasse, von der man den ersten Blick auf den großen Wasserfall genießt. Hier verweile man einen Augenblick und schärfe, wie vorher in der Villa Adriana, seinen Farbensinn. Wie um den Wasserfall unten das liebliche Grün des Grases, leichter Gaze vergleichbar, zart aufgetupft ist! Wie unten im Tal das Laubengestänge gleißt, um das sich im Sommer der Trauben Fülle ringelt! Und nun rückwärts das Duftblau der etrurischen Berge! Unsern Farbengenuß begleitet aber die rauschende Musik des Wassers. Ein Wärter erscheint und zeigt auf eine Tür, vor der sich ein fragwürdiger Antiquitätenhandel auf wackligem Tisch etabliert hat. Der Wärter öffnet, und wir kommen zu dem doppelten Tunneldurchstich des Mons Catillus, den Gregor XVI. 1835 vollendete. Begonnen hatte ihn sein Vorgänger Leo XII. im Jahre 1826. Der Bau galt seinerzeit als ein Wunderwerk, 270 Meter Länge zählt der eine, 300 der andere. Wer schwindelfrei ist, mag in den ersten eintreten und ein Stück Weges auf dem schmalen Trottoir längs des toll daherschießenden Armes des Anio vorbeigehen, aber einen

großen Genuß gewährt der Gang nicht; denn es fehlt der romantische Schauer der Dämmerung, der uns in der „finstern Schlauche“ der Aare bei Meiringen so seltsam ergreift. Dafür ist der Stollen zu hell, dafür seine Wände zu glatt. Ohne diesen Stollen bestände Tivoli wohl heute nicht mehr, oder nur zur Hälfte, seitdem aber dieser Durchstich Tivoli vor den Überschwemmungen rettet, kann es ruhig sein. Höchstens könnte es wirtschaftlich leiden, wenn die Wässer des Stollens noch mehr, als jetzt, zu elektrischer Krafterzeugung verwendet würden, und so die ästhetische Schönheit des großen Wasserfalles, den man von hier aus übrigens nicht sieht, da wir zu seinen Häupten stehen, bedroht wäre.

Um den Wasserfall zu sehen, müssen wir ein Stück Wegs bis zum ersten Seitenweg rechts zurück, der im Zickzack, und zuletzt recht beschwerlich, auf steiler Treppe hinunterführt. Auf diesem Abstieg erscheint der Sibyllentempel, und sein Nachbar, der Tempel des Tiburtus, erst in vollster Schönheit, weil sich ihre zarten Formen erst jetzt wirksam gegen den blauen Himmelsgrund abheben. Wie poetisch erscheint namentlich der runde Säulenbau der Sibylle in dieser wild romantischen, zerklüfteten Landschaft. Endlich ist man unten, dem großen Fall gegenüber, der greifbar nahe scheint. Der Anio macht hier wirklich tolle Sprünge. Zuerst gleicht er einer Wassersäule von zehn Meter Dicke, dann, wenn er unten zersplittert, einer Schneewand oder einem riesigen Behang aus Kristallperlen. Er fällt zunächst weich auf ein Sandpolster auf und setzt dann erst in kleineren Sprüngen in das baumbestandene Tal, wo er in einem kleinen See ausruht, dessen Grün

eine geradezu unglaubliche Farbennüance zeigt, wie sie nur wenige Maler nachzuahmen verstehen. Böcklin hätte es gekonnt, vielleicht auch könnte es Benes Knüpfer oder Enrique Serra, auf dessen Sumpfbildern ich ein ähnliches Blauviolettgrün geschaut zu haben glaube. Wer wollte sich aber erkühnen, den Wasserfall selbst zu malen, oder auch nur mit Worten zu schildern. Jedenfalls könnte kein Dichter es schöner tun, als so, wie Byron den Wasserfall von Terni pries:

„Das Wasserbrausen! Hoch vom Bergeshang
Stürzt der Velino donnernd sich ins Tal.
Der Wassersturz! schnell, wie des Blitzes Gang.
Es bebt der Abgrund von dem wucht'gen Fall.
Die Wasserhölle! wie in wilder Qual
Es siedend kocht und braust und wogt und wallt,
Gleich Todesschweiß entsendend Strahl um Strahl
Den weißen Schaum, der wirbelnd niederprallt
Vom Fels, der diesen Graus schaut unbewegt und
kalt." —
„Zum Himmel hebt sich, wie um Gnade flehend,
Der Gischt und sinkt zurück zum tiefen Schlund,
In fein zerstäubten Regenschauer vergehend,
Der ew'gen Frühling spendet in der Rund';
Denn goldgrün glänzt's dort unten aus dem Grund." —
„Ja, grausig schön! Doch an des Wassers Saum,
Von Seit' zu Seite glänzt im Morgenlicht
Ein Regenbogen in dem Höllenschaum."

Childe Harold IV, 69

Nun ziehen wir zu den Grotten der Sirene und des Neptuns drunt' im Tal. Sie sind nicht zu verfehlen. Als Richtung dient der Sibyllentempel, unter dem die Neptunsgrotte liegt. Zunächst heißt es, die

Digitized by Google

beschwerliche Treppe hinaufsteigen, die uns heruntergeführt, bis zur Terrasse. Hier gehe man geradeaus und dann den ersten Fußweg rechts hinab, vorbei an einigen Fundamentbogen antiker Gebäude, die jetzt zu allerlei Grotten und Höhlen führen. Bald wird das Erdreich feucht und glitscherig. Wir kommen nach einer Drehung nach rechts im Talgrunde zu einer Holzbrücke, von der man in die Sirenengrotte schaut. Bizarr, willkürlich-phantastisch ist dieser Naturbau aufgetürmt über dem brausenden, tosenden Gischt!

Nun geht es links hinauf durch eine Miniaturausgabe der Axensteinstraße zu einem Tempel, dessen Säulen sich der Anio selbst aus dem Gestein geschnitzt. Nur hinein in diese Grotte des Neptun, deren brausendes Getöse uns an Schillers Taucher, klassisch gebildete Leute aber an Horaz' Od. I, 7 erinnert, wo er singt: „Andre loben andre Städte“:

„Mich hat das strenge
Lacedämon weder so entzückt,
Noch Larissas segensreiche Saaten,
Als Albunas[1]) hallendes Gemach,
Tibers Hain, des Anio Kaskaden,
Und die Flur, getränkt vom Silberbach.“

Jetzt heißt's, zum Tempel der Sibylle Albunea hinaufsteigen, der „Ratheberin Gottes“ (*Διὸς βουλὴ*, woraus „sibylla“ entstand). Lassen wir uns aber mit keinem Archäologen in ein Gespräch ein; denn er würde uns die poetische Legende zerstören und wissenschaftlich nachweisen, daß der hehre Rundbau nicht der Sibylle, sondern der Vesta oder dem Herkules ge-

---

[1]) Der Name Neptunsgrotte ist modern.

Digitized by Google

weiht war, während sie den anstoßenden viereckigen Tempel wirklich für das Heiligtum des Tiburtus, des Namenspatrons der Stadt, halten. Wer die neuesten römischen Novellen kennt, dem wird beim Anblick des zierlichen Sibyllentempels die Novelle Richard Voß' einfallen, die in ihm spielt.

Lange können wir hier nicht verweilen und den herrlichen Blick auf das Tal genießen; denn uns drängt es, zur

Villa d'Este

zu kommen. Diese herrliche Villa verdient es schon, daß man ihr ein bis zwei Stunden widmet, und ihretwegen auf den Gang zu den kleinen Cascatelle verzichtet, die man übrigens auch bei der Rückfahrt mit der Eisenbahn sieht; denn sie war nicht nur das Vorbild für die berühmtesten Ziergärten Europas, sondern sie ist auch heute noch der stimmungsvollste Garten, den Italien kennt. Wir kehren auf dem schnellsten Wege zu der am Eingang der Stadt liegenden Kirche S. Maria Maggiore (jetzt auch S. Francesco genannt), s. S. 289, zurück; denn rechts von deren Fassade führt eine niedrige Tür zum Palast der Villa, die gegen ein Eintrittsgeld von fünfzig Centesimi geöffnet wird.

Zunächst tritt man in einen verwitternden Hof, dann führt uns eine große Treppe zum langen Korridor des Villenpalastes. Dort, wo die Treppe in diesen mündet, grüßt an der gegenüberliegenden Wand die Büste des amerikanischen Bildhauers Ezechiel, der lange Zeit hier Gast des letzten Nutznießers der Villa, des Kardinal Hohenlohe, war. Wir gehen zur Linken durch den hallenden Flur, an dessen Wand Stuckreste

Digitized by Google

von der ehemaligen Pracht erzählen. Rechts treten wir durch eine Tür, die zu einer Reihe von Sälen führt, welche Federico Zuccaro, Giorgio Vasari, Muziano und Guido Tempesta mit Fresken schmückten. Diese behandeln meist die Urgeschichte Tiburs und seines Heroen Tiburtus. Im ersten Saal, den Federico Zuccaro ausgemalt hat, — er verewigte sich selbst als Merkur in einem Zwickel der Decke — sehen wir rechts von der Tür eine Knabengestalt in gestreiftem Wams, sie stellt Luigi d'Este dar, den zweiten Herrn der Villa und Neffen ihres Erbauers, Kardinals Hippolyt d'Este, den wir an der Wand gegenüber schauen. Betrachten wir uns den Mann im Jagdkostüm etwas näher; denn wir werden uns noch mit ihm zu beschäftigen haben. Sein graues Haupthaar ist kurz geschoren, der Bart modisch zugespitzt, seine graubraunen Augen blicken freundlich.

Hippolyt I. d'Este, der Sohn Alfons' I. und der Lucrezia Borgia, wurde 1509 geboren und schon 1539 auf die Bitte des französischen Königs Franz I. zum Kardinal ernannt. Nachdem er im Dienst Frankreichs und der Päpste vielfach als Diplomat tätig gewesen und durch kleine Gelegenheitsgeschenke und reiche Pfründen in den Besitz eines Vermögens gekommen war, das als ungeheuer galt, wurde er 1549 Gouverneur von Tivoli. Renaissancemensch vom Scheitel bis zur Sohle, liebte er die Künste und die Pracht. Deshalb konnte ihm die alte Wohnung des Gouverneurs nicht gefallen, und so beschloß er, weil ihm nun einmal die Ärzte die gute Luft von Tivoli gerühmt hatten, sich eine seines Ranges, seiner Abkunft und seines Reichtums würdige Residenz zu erbauen. Für jeden Mann der Renaissance war aber die Antike

Digitized by Google

das Muster, der Jungbrunnen der Kunst. Kann es uns da Wunder nehmen, wenn der Kardinal-Gouverneur ein Gegenstück zu Adrians Villa bauen wollte, um so mehr, als er dadurch seinen Standesgenossen zeigen konnte, daß er sich von ihnen an Kunstsinn und Prachtliebe nicht zu übertreffen lassen brauchte? Hatten doch Julius III. (Medici) die Villa Papa Giulio in Rom, Kardinal Gambara das Schloß Bagnaia bei Viterbo, und Alessandro Farnese das Schloß Caprarola bei Ronciglione erbaut!

Aber eine Schwierigkeit erhob sich. Der Platz, den er sich als Baugrund erwählt hatte, war teils mit vielen ärmlichen Häusern besetzt, und teils auch zu klein.[1]) Zunächst galt es daher, die Häuser anzukaufen und niederzureißen, und dann einen künstlichen Terrassenboden aufzuschütten und den steilen Abhang zu ebnen. 1550 begann der Bau, der eine Million Scudi (fünf Millionen Lire) erforderte. 1568 war er erst zu dreiviertel fertig, auch der Garten schon angelegt, obschon dessen Baumpracht noch in den ersten Anfängen war. Baumeister war Pirro Ligorio, dem die Maler Federico und Taddeo Zuccaro, Muziano und G. Vasari als Beiräte zur Seite standen. Fortgeführt wurden die Bauarbeiten durch den Kardinal Luigi d'Este, der 1573 Papst Gregor XIII. (Boncompagni) zum Einweihungsfest zu sich lud.

Schauen wir uns jetzt um. Leer ist der mit festlichen Fresken geschmückte Raum, leer sind die folgenden. Nichts erinnert mehr an die Pracht von 1573, als Luigi d'Este diese Gemächer für den Papst herrichten ließ, wobei er für dessen Bett, das von

---

[1]) S. Francesco Saverio Seni „La Villa d'Este in Tivoli".

Digitized by Google

Samt, Brokat und Goldstickerei strotzte, allein 20000 Scudi ausgab. Werfen wir einen Blick auf die Decke, die eine herrliche Scheinarchitektur ziert. An der rechten Schmalwand sehen wir dann eine Grotte mit der Nachbildung des Sibyllentempels. Nun treten wir rechts in den Nebenraum, dessen Wände mit den Darstellungen der Kämpfe des Tiburtus geschmückt sind. Im folgenden Zimmer fallen uns in den Bildern Galathee und andere Flußgottheiten, und an der Decke Apollo auf. Im letzten Saal, der von Muziano ausgemalten Kapelle, sehen wir Noahs Opfer. An den Wänden ringsum aber erblicken wir das estensische Wappen mit dem weißen Adler auf blauem Grunde. Der schadhafte Fußboden aber erbost uns, er paßt nicht zur Farbenpracht ringsum!

Wir kehren zum Eingangssaal zurück, durchschreiten ihn und kommen links zum Saal des Olymps, dessen Bilder als Anspielung auf den Herzog Herkules II. von Este die Arbeiten des Herkules behandeln. Das nächste, das „Zimmer des Adels", zeigt die Figuren der Nobilitas, Liberalitas und Generositas an der Decke, die von F. Zuccaro gemalt sind, der auch im folgenden, dem Ruhmeszimmer, die nackte Gloria an der Decke schuf. Nun folgt ein Raum mit Burglandschaften und Jagdscenen. Der Abwechslung halber tun wir nun einen Blick von der gemalten Landschaft auf die wirkliche und betrachten vom Fenster aus die Kegel von Sant' Angelo und Montecelli, dann den braunen Domturm von Tivoli und den kleinen Wasserfall unter diesem. Dazu klingt und rauscht die Musik der zahllosen Quellen, Fontänen und Springbrunnen des Gartens.

Jetzt treten wir ins Freie, auf den Terrassen-

Digitized by Google

balkon, überrascht vom lauten Rauschen, überrascht von der Cypressenpracht, die sich von oben ins Tal stürzt. Auf der Riesenterrasse, die sich längs der gewaltigen Palastfront zieht, schreiten wir nach links. O, wie leer ist sie! Unsere Phantasie schweift zurück auf die letzten Jahre Hippolyts und seines Nachfolgers Luigi, als hier die elegante Staffage herumtänzelte, die Ziehlke auf einem seiner Bilder geschildert hat. Damals war es kein Wunder, wenn Terrasse und Haus immer belebt waren, hatte doch Luigi d'Este allen Hoteliers von Tivoli bei Strafe geboten, alle Leute von Stand abzuweisen und ihm zuzuschicken, so daß es damals mit Anspielung auf das Wappentier der Este hieß, man logiere am besten in Tivoli im weißen Adler. Aber nicht nur die Terrasse ist desolat, nein, auch die vielfach durchlöcherte Fassade des Palastes.

Doch da lockt uns am Ende der Terrasse, dem Meere zu, eine lichte Torbauhalle, wo uns ein herrliches Panorama erwartet. Links auf der Höhe sehen wir von ihr aus die viereckigen modernen Villenhäuser Tivolis gleißen, von denen sich eine Ölbaumkaskade in das mit Weingärten gefüllte Tal stürzt, das, im Winter goldig flimmernd, kräftig absticht gegen die smaragdgrünen Triften im Hintergrunde. Schön ist auch der Blick auf den sich im Wollgekräusel der Ölhaine schlängelnden Anio, und der Blick auf die Campagna und Rom. Doch weiter; denn zu diesem Ausflug müssen wir kurz vor Sonnenuntergang zurückkehren.

Nun geht's rechts die Treppe hinunter, vorbei an einer malerischen Brunnengrotte auf einen schmalen Vorplatz mit drei kleinen Wasserstürzen in wuchern-

Digitized by Google

dem Grün. Rechts erblicken wir ein steinernes Schiff mit einem kleinen Obelisken. Dann steigen wir auf einer Brücke auf eine kleine Terrasse, auf der sich in einem Brunnen die „Rometta“ (Klein Rom) genannte Statue erhebt, die so heißt, weil sie in der Nähe der architektonischen Spielerei steht, die eine Burgstadt mit den Miniaturnachbildungen der berühmtesten Bauten des alten Roms darstellt. Hier sind wir der Campagna nähergerückt und ergötzen uns an dem Gestängennetz der Lauben (pergole), die der Trauben harren. Dann wenden wir uns um und — staunen. In der Richtung der Palastfassade sehen wir nämlich die „Allee der hundert Brunnen“. Ein Strahl nach dem andern, in Reih und Glied, schießt auf das schier endlose Brunnenbecken nieder. Wir steigen tiefer, eine andere Treppe hinunter. Auf deren erstem Absatz überrascht uns ein Springbrunnen, dessen mächtiger Strahl inmitten des intensiven Grüns ringsum silbergrau erscheint. Am zweiten Absatz erblicken wir einen Grottenbau mit vier kleinen gewundenen Säulen, die den Säulen des Berninialtars in der Peterskirche gleichen. Er ist malerisch verwittert. Einst war er ein Wunderwerk dieser „Brunnen des Käuzchens“ (Civetta). Auf steinernen Zweigen saßen kupferne Vögel, die zu singen begannen, wenn der Stoß des Wassersturzes Wind erzeugte, aber jedesmal verstummten, wenn ein Käuzchen erschien. Erst wenn dieses, das durch eine kunstvolle Wassermechanik getrieben wurde, wieder verschwand, nahmen sie den Gesang von neuem auf.

Unten angekommen, sehen wir links einen Torbaubrunnen („fontana dei Draghi“ — die Drachen waren die Wappentiere der Boncompagni, sie wurden

Digitized by Google

zu Ehren des obengenannten Chefs dieser Familie, Gregors XIII., angebracht). Das verwitterte Giebelfeld zeigt noch die Spuren der alten Mosaik und die Wappen der d'Este. Noch schießt ein fußbreiter Strahl von oben auf einen Block, wo er plätschernd aufstößt.

Nun treten wir auf eine senkrecht zur Palastfront, also nach Norden laufende Terrasse, die als Wand eine Schar hoher Zedern trägt. Nach Osten, also rechts von ihr, zieht sich durch die ganze Breite des Gartens eine herrliche Kette steinumfaßter Teiche bis zu einem großen Wasserfall. Ihre Fassung trägt als Schmuck hochsocklige Marmorurnen, ihr Wasser hat eine unglaubliche schwarzblau-grüne Farbe, voll von mystischem Reiz. Wie sich diese unqualifizierbare Nüance von der sonnenbeschienenen Einfassung, dem Steineichenlaub, dem Lorbeer ringsum abhebt und von dem hellgrünen Moos am Wegesrand! Auch Trümmer von Statuen bemerken wir, u. a. auch eine ziemlich erhaltene Diana von Ephesus.

Arme Villa d'Este! Sie hatte das gleiche Schicksal wie die Villa Adriana. Auch hier fingen die Erben nach dem Tode der Erbauer an, die Kunstschätze fortzuschleppen. Das Heer von antiken Statuen, das einst auf der Terrasse, den Loggien und im Park stand, war geradezu erstaunlich groß. Jetzt ist es in italienischen und fremden Museen verstreut. Viele sind auch untergegangen; denn nach dem Tode Luigi d'Estes wurde kraft seines Testamentes der jeweilige Dekan des Kardinalskollegiums Besitzer der Villa bis zu dem Zeitpunkt, wo wieder ein d'Este Kardinal sein würde, was erst wieder 1599 eintrat, als Alessandro d'Este den Purpur erhielt. Da aber in diesem Interregnum sich nie ein Kardinalsdekan in Tivoli blicken

Digitized by Google

ließ, kamen statt ihrer andere Kardinäle und der Schwarm ihrer Verwandten. Diese Schmarotzer wünschten natürlich alle ein „Andenken“ und nahmen sich's auch. Ihr Beispiel eiferte auch die Diener zur Plünderung an, und so verfiel die Villa immer mehr. Dieser faule Zustand bewog Kardinal Alessandro d'Este bei Papst Gregor XV. um eine Änderung des Testaments in dem Sinne einzukommen, daß die Villa auch den Laien des Hauses Modena übergeben würde, welches dem Hause d'Este gefolgt war. Damit kam aber die Villa aus dem Regen in eine Traufe; denn das Haus Modena, das sich nochmals den Besitz der „Perle von Tivoli“ gegen die Habgier Urbans VIII. und seiner Familie Barberini erkämpfen mußte, verfiel bald so, daß es kaum mehr die Unterhaltungskosten der Villa tragen konnte und genötigt war, für diese einen Käufer zu finden. Aber vergeblich! Bis zum Jahre 1736 hielt sich die Villa noch in halbwegs leidlichem Zustande. Dann ging es rapide bergab. Der König von Neapel kaufte 1752 vierundneunzig „marmi“ (Marmorwerke = Statuen), 1780 wurde der Wert der Villa noch auf 380000 Lire in unserem Gelde geschätzt, ihre Möbel und Statuen aber nur noch auf 4115 Lire, 1786 bot der Herzog von Modena sie für die Hälfte dieses Wertes dem Papst Pius VI. (Braschi) an — und wiederum vergebens. Später kamen die Franzosen und hausten so schrecklich, daß 1802 der Aufseher der Villa an seinen Herrn in Modena schrieb, „alle Dächer sind zerstört, alle Brunnen ruiniert, selbst die Leitungsröhren haben die Franzosen mitgenommen.“ Als Antwort schrieb der Serenissimus von Modena, daß er bis auf weiteres keine Summe, weder groß noch klein, zur Restaurierung der Villa geben

Digitized by Google

könne. So blieb's bis zum Jahre 1849, und die Villa, die aufsichtslos und jeglichem Volk geöffnet war, wurde zum Paradies der Bummler und Stelldichein der Liebenden, oder Beute der Vandalen.

Doch gehen wir weiter und freuen uns, daß die poetische Villa 1849 durch Monsignore von Hohenlohe, den späteren Kardinal, gerettet wurde, als er sich gegen die Verpflichtung, ihre Unterhaltungskosten zu tragen, vom Herzog von Modena die Nutznießung auf Lebenszeit erwirkte.

An den Teichen vorbei bis zur Mitte der Palastfassade, die, von hier betrachtet, wundervoll wirkt; denn von ihrem Altan bis zur Tiefe des Gartens springt eine Kaskade von Balkonen und Nischenloggien in majestätischem Schwung. Drehen wir uns aber um, so erblicken wir vor uns zwei Halbkreise, gebildet von imponierenden Cypressen, wie sie sich die üppigste Malerphantasie nicht schöner vorstellen kann. Von allen Seiten tönt und hämmert es aber, wie in einem Pochwerk.

Nun schreiten wir bis zum Wasserfall jenseits dem Ende der Palastfassade. Auf dem Wege dahin treffen wir in einer Rinne einen fast einen halben Meter dicken Wasserstrahl, der mit hundert Pferdekräften dahertobt und sich durch die Gewalt des Stoßes stellenweise schraubenförmig um sich selbst dreht. Dann steigen wir zum vorletzten Absatz unter der Palastfassade hinauf und sehen uns in einem großen Viereck, in welchem zwei Riesenplatanen und eine Steineichen-Urahne mächtigster Größe auffallen. Links vom Eingang prunkt am Abhang des Berges die leider stark verfallene „Fontana dell' Ovata", die Michelangelo die „Königin der Fontänen" nannte.

Ein künstlich aufgetürmter Berg von Felsblöcken stellt den Helikon, den Sitz der Musen, vor, auf dessen Spitze der Pegasus thront. In der Mitte der Felsen sitzt in einer Öffnung die Kolossalgestalt der Sibylle Albunea, links von ihr die Statuen der beiden Flüsse, die das Gebiet von Tivoli durchströmen: Anio und Albula. Um die ovale Brunneneinfassung zieht sich eine Arkadenhalle, deren Pfeiler mit Statuen, Musen oder Najaden, geschmückt sind. Das Ganze ist in seiner Verlassenheit und seinem Selbstverfall so märchenhaft, daß man sich in Dornröschens Schloß versetzt glaubt.

Nun gehen wir nach links zu einer neuen Terrasse, die wieder nach Norden zieht. Wir sind oberhalb des Wasserfalles, der die Teiche speist, die wir nun von oben bewundern. Was sind Versailles, Wilhelmshöhe mit ihren Wasserkünsten gegen das, was wir hier schauen, sie sind gestutzte, höfisch frisierte Künstlichkeit, verglichen mit dieser Poesie! Und der Blick erst von hier auf die Campagna! Nein, die Villa d'Este ist kein Märchen, sie ist ein Gedicht. Staunen wir doch über die grünblaue, mystische Schwermut der Teiche, die deutschen Tannen, die hellenischen Cypressen, das dahinterliegende Geheimnis der Campagna und das in der Ferne blauende Meer!

Doch die Zeit drängt. Also weiter! Wir kommen nun zu einer Fontäne, die ebenfalls zu ihrer Zeit als ein Weltwunder angestaunt wurde, die „Fontäne der Wasserorgel". Als Gregor XIII. 1573 die Villa einweihte, spielte sie zum erstenmal. Jetzt ist sie stumm. Ihr Erbauer war ein Franzose, Claude Venard. Wenn sie in Tätigkeit war, so hörte man zunächst zwei Trompeten, dann aber ein Konzert, wie es die

Digitized by Google

schönste Kirchenorgel Roms nicht hätte leisten können. Gregor XIII. ließ sie dreimal hintereinander spielen, sein Gefolge aber, das nicht glauben wollte, daß das Wasser allein so kunstvolle Musik hervorbringen könne, suchte unterdessen immer nach den versteckten Musikanten. Und jetzt? Wir sehen noch den Schatten eines barocken, triumphbogenartigen Baues, der eine apsisartige Nische umschließt, die von kleineren Nischen flankiert ist, in denen steinerne Musikanten stehen. Oben bemerken wir Reliefs mit musizierenden Putten. Kein Wasser belebt mehr die Ruine.

Wir kehren zur Fassadenterrasse zurück bis zu ihrem Auslug. Die sinkende Sonne wirft glühende Farben auf die Campagna, die man weder malen, noch beschreiben kann. Das ist nur Sache der Empfindung. Wer aber einmal an einem schönen Lenzabend hier gestanden, einmal das Scheiden der Sonne bewundert hat, und nicht in heimlicher Wonne erschauerte — dem ist nicht zu helfen. Die Campagna zaubert ja hier unter dem Purpurkuß der Sonne dem Betrachter Bilder, Stimmungen, Glücksgefühle, kurz ein „Erlebnis“ hervor von der Art, wie es hinreicht, auch des traurigsten Nordens dunkle Winternacht auf immer zu erhellen. Wer dieses Zauberbild schaute, der kann nie mehr ganz unglücklich sein, und darin liegt der größte Reiz der Villa d'Este.

Wie glücklich muß der aber erst sein, der den Zauber dieser Wundervilla in einer Sommernacht bei Mondesglanz genießen kann. Aber ach, die Villa ist leer, ihr jetziger Besitzer, Erzherzog Franz Ferdinand von Este, der österreichische Thronfolger, hat sie sogar noch nie besucht. Waren das doch noch andere Zeiten, als Hohenlohe, der „gastfreie Kardinal“, die

Digitized by Google

höchsten Geistesmänner hier um sich versammelte, die ersten Größen in Wissenschaft und Kunst, wie, um nur einen zu nennen, Franz Liszt! Wie könnte ich also besser schließen, als mit dem stimmungsvollen Gedicht Heinrich Vierordts:

Tivoli.

„Der Sommertag verglühte sacht,
In kühlen Schatten blüht die Nacht.

Leis flüstert der Cypresse Laub,
Im Mondlicht sprüht der Wasser Staub.

Orang' und Pinie Grüße tauscht,
Des Anio Kaskade rauscht.

Hoch aus Mäcenas' Säulenhaus
Ein Ton klingt in die Nacht hinaus.

Dort steht nach staubig schwülem Tag
Bereit ein festlich Weingelag.

Drei Männer ruhen an dem Tisch
In Efeukränzen atmend frisch;

Die Größesten des Römerstaats:
August, Mäcenas und Horaz.

Der Dichter preist in Liedesglut
Das köstliche Sabinergut.

Der Kaiser fährt vom Rosenpfühl:
‚Mein Tibur, taubenetzt und kühl!

Dir bring' ich diese Schale Wein,
So selig soll es ewig sein!'

Der Ölhain rauscht, das Wasser schäumt,
Im Mondenschein der Garten träumt.

* * *

Digitized by Google

Und wieder schattet Nacht die Welt!
Vom Fels die Flut zur Grotte fällt.

Im Mondlicht schlummert silberbleich
Der Villa d'Este Märchenreich.

Cypressen flüstern in der Nacht,
Gebüsch und Taxus schauern sacht.

Der Springborn plätschert wie verträumt,
Sein Tau die Tuffsteinhöhle säumt.

Durch Bäume blitzt ein Kerzenschein,
Und sel'ge Töne rauschen drein.

Von oben aus der Villa tönt's,
Bald zitternd bebt's, bald donnernd dröhnt's.

Bald bricht es durch, wie Himmelsglanz,
Bald rast es wie Zigeunertanz.

Den Tasten raubt den wilden Ton
Franz Liszt, der Pußta kühner Sohn.

Dämonisch braust der Klänge Strom,
Als Hörer lauscht der Papst von Rom;

Vom Zauber wie versteint er träumt —
Die Pinie rauscht, das Wasser schäumt;

Uralte Stimmen fallen ein;
Der Garten glänzt im Mondenschein."[1])

Von Tivoli nach Subiaco.

Seit 1900 ist der Ausflug nach Subiaco, dieser Perle des Sabinergebirges, in einem Tage zu machen, wobei freilich jede Minute ausgenutzt werden muß,

---

[1]) Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland.

Digitized by Google

da die Sekundärbahn Mandela—Subiaco eröffnet wurde, welche die Wiege des Benediktinerordens dem Touristenverkehr näher bringt. Man benutze den Morgenschnellzug, der von Rom über Tivoli zum Adriatischen Meer fährt, und steige in der Station Mandela um. Gewöhnlich hat man vier bis fünf Stunden in Subiaco Zeit, und das genügt, um wenigstens den Speco, das Höhlenkloster des heiligen Benedikt, zu besuchen. Auch für Radfahrer ist die Tour in einem Tage sehr bequem zu machen, wenn sie bis Tivoli die Eisenbahn benutzen. Im folgenden ist ein Radfahrausflug beschrieben, der aber auch für Bahnreisende paßt, da Bahn und Landstraße parallel ziehen. Wer auf Geld nicht zu sehen hat, kann die Tour von Tivoli aus auch im Wagen in einem Tage zwingen, nur muß er dann aber den ersten Zug nach Tivoli benutzen.

Wenige Schritte vor der Eisenbahnstation verläßt unsere Straße, die antike Via Valeria, die das Sabinerland mit dem der Marser verband, Tivoli. Die Luft weht kühl und rein vom Monte Catillo hernieder, malerische Staffage umgibt uns. Ab und zu tauchen aus den Hügeln links die schwarzen Steine des Aquädukts der Aqua Marcia hervor, die Pius IX. 1869 durch eine englisch-römische Gesellschaft von Arsoli[1]) nach Rom leiten ließ, wo sie den schönen Brunnen auf dem Thermenplatz speist, der den in Rom ankommenden Reisenden den ersten Willkomm bietet. Bald macht die Straße die Wendung nach Osten. Im Knie winkt nach Süden hin eine herrliche Aussicht auf das Tal des Empiglione, eines Nebenflusses

[1]) S. S. 316.

Digitized by Google

des Anio. Im Taleingang machen die efeuumsponnenen Trümmer der alten Claudischen Wasserleitung[1]) die Honneurs. Bald sehen wir auch den Anio selbst, der in wilden Krümmungen herunterschießt, von herrlichen Baumgruppen umstanden, unter denen uns auch einzelne deutsche Eichen auffallen.

Nach vier Kilometern geht links die Landstraße nach San Polo dei Cavalieri ab, einem malerischen Burgstädtchen an den Hängen des Monte della Morra. Weiter! Die Aussicht wird immer großartiger. Über dem weidenumbuschten Anio, dessen Wasser hier flüssigem Silber gleicht, klettern die Berge immer kühner, immer trutziger empor. Auch die Felsnester in diesen Bergnestern werden bald sichtbar, so zunächst das hochgelegene Castel Madama,[2]) das seinen Namen von Margaretha von Parma hat, zu deren Mitgift der Ort gehörte. Hinter der Station passieren wir zur Rechten einen alten Kastellturm, dann links ein gut erhaltenes antikes Grabmal in Altarform, das laut Inschrift einem gewissen C. Menenius Bassus errichtet wurde. Bei Kilometer XI erreichen wir das auf schroff abfallendem Terrassenstumpf liegende schwärzliche Felsnest

Vicovaro.

Wir unterbrechen die Fahrt, um dem schön gelegenen Ort einen Besuch abzustatten, der sich allein schon der Aussicht wegen lohnt. Das jetzige Vicovaro steht auf der Stätte der Citadelle des alten Varia, das Horaz in der vierzehnten Epistel des ersten Buches erwähnt, wenn er dem Verwalter seines Landgutes schreibt:

---

[1]) S. Bd. I S. 139. [2]) S. Bd. I S. 48.

Digitized by Google

„Verwalter meiner Waldungen und meines
Mich selbst mir wiedergebenden,
Mir nicht zu kleinen Gutes, das hingegen
Dir so verächtlich ist, wiewohl's in alten Zeiten
Fünf Feuerstellen hatte und nach Varia
Fünf wackere Männer zur Beratung schickte . . ."

Kommt man, langsam steigend, die Geröllstraße hinauf, so erblickt man noch die Travertinquadermauern der alten Stadt und Reste der Mauern der vorrömischen Zeit, die uns an die Epoche erinnern, da der Ver sacrum blühte, d. h. die Sitte, wonach die alten Sabiner, die um Rieti herum wohnten, um der Übervölkerung zu steuern, jeden Frühling eine Schar Jünglinge auslosten, welche auswandern mußten. Wie viele solcher Jünglinge mögen wohl an diesem Ort nach Osten zum lacus Fucinus gewandert sein, wo sie das Volk der Marser, oder im Aniotal aufwärts über die Berge von Subiaco in die Gegend von Anagni, wo sie das Volk der Herniker bildeten.

Immer weiter steigend durch Winkelgassen, die auch zugleich Gossen sind, durch ein Gewirr von in- und aufeinandergeschachtelten Häusern und Häuslein, die von der Armut ihrer Bewohner zeugen, kommen wir auf den Domplatz, wo ganz deplaciert ein herrliches Werk der Frührenaissance prunkt, der achteckige Tempel San Giacomo, auch Tempelchen der Madonna genannt, das die Familie Orsini Mitte des 15. Jahrhunderts durch Simone Fiorentino erbauen ließ, also zu derselben Zeit, als in Vicovaro einer der berühmtesten Humanisten, Marcus Antonius Coccius, mit dem Beinamen Sabellicus, — weil er aus dem Sabellerlande stammt — geboren wurde, der die erste

Digitized by Google

Weltgeschichte und viele Bücher über die Geschichte Venedigs schrieb. Besonders prächtig wirken an dem Tempel die zahlreichen Statuetten in den Nischen des Portals. Der Dom ist weniger bemerkenswert, auch der stattliche Baronialpalast der Orsini ist durch moderne Restaurationen nüchtern geworden.

Wir ziehen nach dem nahen Tor Porta Capo, von wo aus eine Prachtaussicht winkt — auf die malerische Eisenbahnbrücke, links gegenüber auf San Cosimato, das von Olivenbäumen und Cypressen umgeben hoch auf senkrecht steil abfallender Tuffsteinwand aufsitzt. Geradeaus erblicken wir schöne grüne Matten, und rechts in der Höhe Castel Madama.

Zur Landstraße hinunter! Einen Kilometer weiter zweigt links die Straße nach dem Tal des Flusses Licenza ab und zu dem Städtchen gleichen Namens, das schon so vielen Philo- und Archäologen die Nachtruhe geraubt hat, da sie mit heißem Bemühen herauszufinden suchten, wo eigentlich das „Sabinum" (das sabinische Landgut) des Horaz gestanden habe, das dieser von Mäcenas als Dichterhonorar erhielt, damit er sorglos leben könnte.

„Wandre nur vor, es umgrünen dich wild der Sabiner Gebirge,
Folge dem Strom, es entragt einsam Licenza dem Fels,
Unter Kastanien erreichst du den Kies, wo der dicht'rische Quell rinnt,
Trink! noch sprudelt der Quell, aber der Genius fehlt"

singt Waiblinger mit Anspielung auf die Schilderung, die Horaz selbst von seinem Landgut entwirft in der

sechzehnten Epistel des ersten Buches, die an Quintius gerichtet ist:

„Um dir die Fragen, ob mein kleines Gut
Mit Feldbau seinen Herrn ernähre, ob
Es reichlich ihm Oliven spende, ob in Obst,
In Wiesen oder weinumschlung'nen Ulmen
Sein Hauptertrag bestehe, zu ersparen,
Soll, bester Quintius, Natur und Lage
Des Gutes dir genau beschrieben werden.

Stell' eine Kette dir von Bergen vor,
Durch ein gekrümmtes, schattenvolles Tal
Gebrochen, so daß von der Morgensonne
Die rechte Seite, von der Abendsonne
Die linke leichten Dunst und Licht empfängt.
Vor allem würde dir die milde Luft gefallen.
Und säh'st die Hecken du mit dunkelroten
Kornellen und mit Pflaumen reich beladen,
Und allenthalben Eichen beider Art
Mit vieler Frucht dem Vieh, mit vielem Schatten
Dem Gutsbesitzer dienen: traun, es dünkte dich,
Tarent, herbeigerückt, vor deinen Augen grünen
Zu sehn. Auch fehlt es nicht an einer Quelle,
Die ihren Namen einem Bach zu geben
Zu klein nicht ist, dabei so kalt und rein,
Daß kälter nicht noch reiner sich der Hebrus
Um Thracien schlingt, auch trefflich, Kopf und Magen
Zu stärken. Kurz, mein Aufenthalt in dieser
Verborg'nen, mir so lieben (und wenn du
Mir deinen Glauben schenkst) auch anmutsvollen
Einöde ist's, was in den fieberreichen
Septembertagen mich gesund erhält . . ."

Wer als Horazenthusiast ganz genau die Stätte

Digitized by Google

suchen will, auf der das „Sabinum“ lag, dem seien die Schriften von Fritsch-Trier, Sellier-Schwerin, G’sell-Fels „Rom und die Campagna“ oder „La découverte de la Maison de Campagne d’Horace“ von Capmartin de Chaupy empfohlen, wir ziehen indessen weiter nach dem Kloster San Cosimato, dessen malerische Schönheit schon seit alters her die Künstler begeistert hat. So hat sich von ihm der wackere Schweizer Maler Franz Alerni seine schönsten Motive geholt, namentlich für seine stimmungsvollen Eremitenbilder in den Grotten am Anio. In diese Grotten floh der heilige Benedikt, als seine lieben Ordensbrüder, denen er sich durch seine Strenge verhaßt gemacht hatte, ihn vergiften wollten.

Auf der Weiterfahrt taucht plötzlich zur Rechten auf 900 Meter hohem, fast unzugänglichem Felsen das kleine Sarracinesco auf, das eine alte Kolonie der Sarazenen ist, die Ende des neunten Jahrhunderts ihre Streifzüge bis in diese Bergeinsamkeit machten. Der Ort ist für die moderne römische Kunst von großer Wichtigkeit, weil er die schönsten Modelle und malerische Landestracht für die Ateliers der ewigen Stadt liefert. Bald erreicht die Straße die Mauern von San Cosimato und berührt dann die Station

Mandela,

wo, wie schon erwähnt, die Bahnreisenden umsteigen und die Bahn nach Subiaco nehmen müssen. Der Ort selbst liegt zur Linken auf der Höhe nahe bei der von Ölbäumen und Cypressen umrahmten Zinnenburg des Marchese di Roccagiovane. Von nun an wechselt die Landschaft jeden Augenblick, nachdem wir das „campo“ passiert haben, auf dem Markgarf

Berengar die Sarazenen schlug. Neue Höhenzüge und Bergkulissen tauchen auf, von den Bergen stürzen unaufhaltsam neue Bäche und Flüßchen. Die beiden Eisenbahnen laufen ein gutes Stück Wegs parallel neben Fluß und Landstraße, bis die Vollbahn plötzlich ganz mächtig zu steigen anhebt.

Bald heißt es für den, der im Wagen fährt, rasten; denn wir sind an der antik-römischen Poststation des halben Weges zwischen Tivoli und Subiaco angekommen. Früher hieß sie ad lamines, jetzt Osteria della Ferrata.

Nachdem sich Pferde, Kutscher und Reisende verschnauft haben, geht's weiter auf glatter, ebener Bahn. Bald erreichen wir die graue, massige Burg Roviano (Rubianum = Rote Erde), wo die Vollbahn in steilem Bogen nach Osten klettert und dem Touristen Lust macht, ihr ein andermal zu folgen.[1]) Die mächtige Burg erinnert uns daran, daß in diesem Teil des Sabinerlandes noch ein Rest des alten Feudalismus mit der Neuzeit kämpft; denn Roviano gehört dem Adelsstolzesten unter den römischen Fürsten, Principe Massimi, dessen ältester Sohn auch stets den Titel Herzog von Roviano führt.

Nach wenigen Schritten sehen wir links ein großes Tal, in dessen Hintergrund ein anderes mächtiges Schloß sichtbar wird, Arsoli, die Hauptstadt des Fürstentums Massimi, und Sommerresidenz des Chefs der Familie, die sich hier als Souverän zu geben liebt. Rechts auf der Höhe über Arsoli wird die letzte

---

[1]) Allen Italienkennern scheint es unbegreiflich, daß diese Vollbahn Rom — Sulmona — Castellamare Adriatico nicht öfter von Reisenden besucht wird, die Zeit und Geld haben, da sie die malerischste Bergbahn Italiens ist.

Digitized by Google

Stadt des ehemaligen Kirchenstaates sichtbar, Oricola, hinter der das Gebiet des ehemaligen Königreichs Neapel, die Abruzzen, beginnen. Impressive Naturen, die bei diesem Namen an die alten Räubergeschichten denken, mögen sich beruhigen. Die Zeiten der Brigantenromantik sind vorbei. Anders war es im Jahre 1590, als Marco Sciarra, „il re dei masnadieri" (der König der Wegelagerer), der größte Abruzzenräuber, der sich mit Alfons Piccolomini, dem berüchtigten Herzog von Montemarciano, verbündet hatte, mit sechshundert Reitern und neunhundert Knechten den ganzen Kirchenstaat beherrschte und u. a. auch Arsoli plünderte.

Roviano hat im Tal eine Station der Subiacobahn, die zugleich als Ausgangspunkt für die Fahrt nach dem gegenüberliegenden Bergstädtchen Anticoli-Corrado dient. Der Beiname Corrado, den einige Gelehrte auf den Hohenstaufen Konradin beziehen wollen, geht auf einen Grafen Konradin von Antiochien zurück, der im frühen Mittelalter das Städtchen befestigte. In noch höherem Grade, als Sarracinesco, ist Anticoli für die römische Kunst bedeutsam, weil sich schon seit einem Jahrzehnt hier allsommerlich eine Anzahl italienischer und fremder Maler zu einer Kolonie zusammentut und gemeinschaftlich arbeitet. Nennt man das Haupt dieser Kolonie, den Meister Augusto Corelli, so hat man dem Kenner genug gesagt.

Nun erweitert sich das Aniotal zu einem großen Kessel, der einem ausgetrockneten See gleicht. Links oben, zwischen Roviano und Arsoli, erscheint plötzlich ein graugrüner, langgestreckter, vielfenstriger Bau mit rotem Dach. Soll das ein Hotel sein, das ein

spekulativer Mann gebaut, um Fremde in diese herrliche Landschaft, in diese herrliche Bergluft zu bringen? Wir fragen einen vorübergehenden Landmann. „Es ist ein Kloster," antwortet der. Natürlich! Die schönsten Plätze der Welt haben sich ja stets die Mönche ausgesucht.

Geradeaus rechts bemerken wir eine neue Burgstadt, Marano Equo, — der Name sagt, daß wir im Gebiet der alten Äquer sind, in dem auch Subiaco lag — das im Mittelalter der Sitz mächtiger Barone war. — Jetzt verengt sich das Tal. Wir kommen unterhalb des malerischen Ortes Marrano vorbei und sehen bei der nächsten Biegung zur Linken das auf schönem Hügelpolster aufgebaute Agosta ragen. Seinen Namen verdankt es den Sklaven des Kaisers Augustus, die während des Baues des Aquädukts sich abends auf diese Höhe flüchteten, um den Fieberdünsten zu entgehen. Links über Agosta thront 1000 Meter hoch das einem griechischen Helm vergleichbare Cervara di Roma, den Malern bekannt wegen der Schönheit und malerischen Tracht seiner Frauen. Es galt als unerstürmbar, drum war es im Mittelalter auch oft das Asyl der Äbte von Subiaco. Von diesem trennen uns noch zehn Kilometer. Das Tal wird immer enger, aber auch fruchtbarer, jede neue Windung desselben stellt neue wechselnde Landschaftsbilder. Wir erblicken rechts noch die Bergstädtchen Rocca Canterano, das 750 Meter hoch liegt, und Canterano, welch letzteres noch Reste von cyklopischen Mauern aufweist, und bei der letzten Biegung schauen wir erstaunt, verblüfft auf

Subiaco,

das sich herrlich von der Wand des kräftig aufge-

Digitized by Google

stemmten Monte Calvo abhebt, bewacht und beschützt von dem auf steilem Hügel trotzenden Schlosse der früheren Äbte. Der großartige Eindruck, den die im malerisch erweiterten Aniotal liegende Stadt macht, verstärkt sich noch für den, der weiß, welch großes Stück Geschichte sich in ihr abspielte, eine Geschichte, die Namen wie Nero, Sankt Benedikt, Sankta Scholastika, Torquemada, Lucrezia Borgia, Pompeo Colonna, Pius VI. genügend kennzeichnen.

Vom Bahnhof aus steigt die Straße steil hinauf zum Triumphbogen, den die Bürger der Stadt 1798 Pius VI. (Braschi) errichteten, der als Kardinal Gouverneur (abbate commendatario, Abtkomtur) von Subiaco und dessen Wohltäter gewesen war. Wie wir weiter kommen, gleicht die Stadt einem der vielen Apenninendörfer, die man auf der Fahrt von Bologna nach Florenz sieht; denn zur Rechten fließt in tiefer Rinne der Fluß, und links zieht sich ganz wie im Paß von Bologna nach Florenz die gleiche grauweiße mittelalterliche Häuserzeile. In ihr erblicken wir das alte Gasthaus zum Rebhuhn, „La Pernice“, das mit Vorsicht zu besuchen ist; denn bis in die jüngste Zeit glaubte sein Wirt, der Titel seines Hauses — „Albergo“ berechtige ihn, auch großstädtische Hotelpreise zu fordern. Dasselbe gilt von dem großen Hotel Aniene, das weiter in der Stadt, in deren städtischem Teil liegt. Nun ist es freilich moderner, vornehmer, aber die Wirte von Subiaco sollten doch nicht glauben, daß sie durch schlecht entwickelten Sinn für Fremdenindustrie sich besonders nützten.

Gegenüber dem Gasthof zum Rebhuhn zieht die große alte Brücke mit dem vierschrötigen, martialischen Turm unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie erzählt

Digitized by Google

uns von den großen Fehden, die, wie überall, auch die Bischöfe und Äbte des Kirchenstaates im Mittelalter gegeneinander führten. 1336 hatte der Bischof von Tivoli ein Auge auf die reiche Abtei Subiaco geworfen, er bekriegte sie, wurde aber von deren Abt Adhemar, einem Franzosen, überwältigt und zu einer ordentlichen Kriegsentschädigung gezwungen, mit der der Sieger diese Brücke baute, die jetzt Ponte San Francesco heißt, weil sie nach der Kirche gleichen Namens führt. Siebzehn Jahre später, 1353, hatte Abt Adhemar Krieg im eigenen Hause, er wollte der Zucht- und Sittenlosigkeit steuern, die zu jener betrüblichen Zeit, da die Päpste im „babylonischen Exil" von Avignon weilten, in den Klöstern eingerissen war. Um ein Beispiel zu statuieren, ließ er sogar an einem Tage sieben Mönche mit den Köpfen nach unten über einem Feuer aufhängen. Solche energische Mittel mußten an demselben Orte angewendet werden, wo acht Jahrhunderte vorher der große Einsiedler Benediktus, um sich vor den Versuchungen zu schützen, in Dornen wälzte. —

Reisende, die mit der Eisenbahn gekommen sind und abends wieder zurück wollen, tun gut daran, Stadt Stadt sein zu lassen und sofort zur größten Sehenswürdigkeit, zur heiligen Höhle (Speco) zu pilgern. Dabei sollen ältere Leute nicht vergessen, daß das wunderbare „Schwalbennest" des Höhlenklosters noch einige hundert Meter höher als Subiaco liegt, das 468 Meter Meereshöhe hat, und daß es nur auf steilem Saumpfad zu erreichen ist. Für solche Reisende empfiehlt sich also ein Reitesel. Die älteren Reisebücher behaupten, die Klöster seien von zwölf bis drei Uhr nicht geöffnet, doch seit der Eröffnung

Digitized by Google

der Eisenbahn lassen die Pförtner auch in dieser Zeit mit sich reden. Auch die Angabe, daß man zum Besuch der Klöster vier Stunden brauche, ist nicht richtig. Wir Campagnawanderer sind keine Forscher, die das Tüpfelchen auf dem i ergründen wollen, uns genügt der malerische Gesamteindruck, uns genügt vor allem schon die Landschaft. Die Fachleute mögen sich in die Einzelheiten der Fresken, welche die Klosterkirche schmücken, und der Bibliothek von S[a.] Scolastica vertiefen.

Aber obgleich bei Zeitmangel Eile geboten ist, sei doch jedem Reisenden geraten, wenn er die Stadt durchschritten hat und auf den weiten Vorplatz kommt, wo die Vorstadt sich längs des Anio zieht, rechts durch den Torbogen zu treten und auf dem „Privatwege“ so weit zu gehen, bis sein Blick das Flußtal und die Stadt zugleich umfaßt. Ein herrliches Bild! Man sieht, wie der Koloß des Priesterseminars mit der höheren Wucht des Kastells wetteifert, man sieht die pyramidenförmig aufsteigende Stadt und die Wasserfälle des Anio, welche die Papierfabriken und Walkereien auf der Insel mit Kraft versorgen. —

Doch wir müssen weiter. Viele Knaben bieten sich als Führer an. Sie sind zwar unnötig, aber wer Sinn für Humor hat, opfert gern einige Soldi, um sich an dem munteren Geplauder der sich wichtig machenden Gerngroße zu erbauen. Nun zieht die Landstraße im Bogen zum Anio. Vor der schönen Brücke, die in kühnem Sprung über den Fluß setzt, beginnt links der Aufstieg.

Bald bemerken wir, wie die Talwände sich einander angriffslustig nähern, und als moderne Menschen

bedauern wir es, daß hier noch keine Talsperre angelegt ist, — aber wir sind in Italien, wo Krähwinkler Landsturm nationalökonomisches Leitmotiv ist. Der viel verschrieene Kaiser Nero war doch ein anderer Mann, er gab dem heutigen Italien ein Beispiel, da er das Tal durch Schleusen abschließen und so drei Seen bilden ließ, wodurch das unterhalb (sub lacu) von ihm erbaute Landgutschloß den Namen Sublaqueum erhielt, der sich zu Subiaco wandelte.

Bald erreichen wir eine Terrassenplatte, die einen schönen Ausblick in das enge grüne Tal des oberen Anio bietet. Sie zeigt noch Reste der alten Villa des Kaisers Nero. Hier war es, wo Nero sich von den Priestern schrecken ließ. Eines Tages schlug ihm, als er beim Mahle saß, der Blitz in Schüsseln und Teller, weil er, wie die Priester sagten, vorher im heiligen Wasser gebadet und dieses so verunreinigt habe. Nero erkrankte — ob vor Schreck, ob wegen Erkältung oder wegen Digestion, das verschweigt Tacitus, der von dem ominösen Gastmahl am „simbruinischen See“ berichtet.

Wir lassen vorerst das links liegende Kloster Scolastica beiseite, bis wir (drei Viertelstunden von Subiaco entfernt) den Sacro Speco erreichen. Auch ohne dieses Ziel hätte sich die Wanderung schon gelohnt; denn eine wildere, romantischere Gebirgstracht, als die uns umgibt, könnte man selbst in den Tiroler Alpen selten finden, höchstens im Tal d'Aosta gibt's ähnliche Partien.

Zum Schluß kommen wir in einen Steineichenhain, und bald zu dem Labyrinth von Klöstern, Kirchen, Kapellen und Höhlen und Grotten, das unter dem Sammelnamen Sacro Speco bekannt ist. Dieses im

Digitized by Google

einzelnen zu schildern, wäre unnütz. Wer Augen, Farbengefühl, Sinn für malerische Interieurs hat, empfindet es an dieser weihevollen Stätte schon als Profanation, wenn sich ihm ein Führer aufdrängt, oder ein bildungsdurstiger Reisender halblaut die Nomenklatur der einzelnen Sehenswürdigkeiten, der einzelnen illüstren Personen vorliest. Was sind uns Leuten von heute alle die Pelagius, Placidus und Laurentius? Alles gute und brave Mönche, Heilige, Volkserzieher, die für ihre Zeit Großartiges geleistet haben mögen, uns aber kalt lassen, da wir keine persönliche Fühlung zu ihnen gewinnen können. Am liebsten möchten wir allein, in dichterischer Verzückung hier staunen, schauend genießen, verehren. Hier wäre jedes banale prosaische Wort des Entzückens ein Frevel. So ergeht es auch dem Reisenden, der unverdorbenes, echtes Empfinden hat, im Giottodom von Assisi. Ich kenne duldsame, friedfertige Menschen, die im Dom von Assisi mit Armen und Beinen um sich schlagen möchten, wenn sie einer der vielen Führer mit seinem Geplärr aus der Stimmung reißt. Wer jemals diesen Wunderdom schaute, wird hier von dem gleichen Wonnegefühl durchschauert, wenn er von dem merkwürdig bunten, rosig goldenen Dämmerlicht umflossen, das die Fresken ausstrahlen, von Raum zu Raum hinab- und hinaufsteigt und dabei zu seiner Überraschung findet, daß oft eine Kapelle der Hinterwand entbehrt, weil sie, einer Schachtel gleich, mit der offenen Seite an den Fels gepreßt wurde. An Assisi werden wir auch in der Cappella S. Gregorio erinnert, weil dort das Freskoportrait des „seraphischen" Mannes von Assisi, des heiligen Franziskus, zu sehen ist, der an Volkstümlichkeit und

Ruhm den heiligen Benedikt überstrahlt, da er die poetische Seite des Mönchtums darstellt. Während wir mit unserem modernen Empfinden Benedikt in seiner finsteren Askese kaum noch ernst nehmen können, tritt uns Franziskus täglich menschlich näher — als Mensch und Dichter; denn sein Gesang an die Sonne ist der herrlichste Ausdruck der Naturbegeisterung, den die Welt vielleicht kennt. Zum Glück ist Franziskus hier auch noch vor seiner hierarchischen Standeserhöhung aufgefaßt, — also nicht als stigmatisierter Heiliger, sondern nur als liebenswürdiger Mensch. 1216 war es, als er mit Kardinal Hugolinus, dem Grafen von Segni, der später als Gregor IX. der erbittertste Feind des Hohenstaufen Friedrichs II. war, das Heiligtum des heiligen Benedikt besuchte.

Während er sich der Höhle nähert, in der dieser lebte, mag sich wohl manch erfahrener Italienkenner erinnern, daß er Benedikt und seinen Schülern schon oft begegnet ist. Er gedenkt der wunderbar geschnitzten Chorstühle in S. Giorgio Maggiore in Venedig, die Benedikts Leben schildern, an S. Pietro fuori le Mura in Perugia, wo ihm das Leben des heiligen Maurus erzählt wurde, auch der Fresken erinnert er sich, die er im Hofe des Klosters S. Onofrio auf dem Janiculus in Rom gesehen hat, und die das typische Leben eines Einsiedlers zu jenen mystischen Zeiten darstellen. Was würde wohl heutzutage ein Gebildeter der Lombrosianischen Schule, die gewohnt ist, die Menschen seelisch zu sezieren und nach der Grenze von Genie und Wahnsinn zu suchen, von jenen alten Einsiedlern sagen, wenn ihm das Verständnis für deren in jenen Zeiten notwendiges Erscheinen abgeht? Würde er sie nicht mit den indischen Fakiren vergleichen und

Digitized by Google

sich von ihrem schlecht entwickelten Reinlichkeitssinn abgestoßen fühlen?

Doch wir stehen vor der Höhle und schauen Benedikts Statue, die Berninis Schüler Raggi fertigte. Im Geiste versetzen wir uns in die Zeit um und nach 480, da Benedikt in dem sagenberühmten Gebiet der sibyllinischen Berge, dem Lande der Feen, in Nursia (Norcia) geboren wurde, das heutzutage nur noch als die Stadt der Wursthändler (norcini) bekannt ist. Vier Jahre vorher war der letzte weströmische Kaiser Romulus Augustulus dahingegangen, Odoaker hatte Italien erobert und war dann selbst später von Theodorich, dem Ostgoten (493), in Ravenna besiegt und getötet worden. Rom ging seinem Verfall entgegen. Roheit, Sittenlosigkeit waren an der Tagesordnung. Benedikts Sinn war aber dem Höheren zugewandt, und deshalb entfloh er, fünfzehn Jahre alt, der Schule und barg sich in diese Höhle, vor der wir stehen. Seine Nahrung erhielt er von einem anderen Einsiedler, Romanus, der über ihm wohnte. Bald sammelten sich Schüler um ihn, und als der Ruf seiner Heiligkeit sich schnell verbreitete, wählten ihn die Mönche von Vicovaro zu ihrem Abt. Zwar bereuten sie die Wahl; denn Benedikt war ihnen durch seine Strenge zu unbequem, und so gedachten sie, sich seiner durch Gewalt zu entledigen. Benedikt kam aber ihren Anschlägen zuvor und floh in die Grotten von S. Cosimato.[1]) Wunderlich also waren des Heiligen Anfänge, wunderlich also auch die Anfänge des Benediktinerordens. Wenn man aber an das Kloster Monte Cassino denkt, in welchem Benedikt, dreiundsechzig

---

[1]) S. S. 315.

Digitized by Google

Jahre alt, starb, wenn man an die anderen berühmten Klöster St. Gallen, Beuron, Maria Laach, an Benedikts berühmte Nachfolger, wie Bonifazius, den Apostel der Deutschen, an Mabillon u. s. w. denkt, dann vergeht auch dem skeptischsten Modernen der Spott über den „wunderlichen Heiligen“, dessen Orden bis heute — siehe Feßler — allein 15700 Schriftsteller zählt. Welches Licht, welche Kultur ging also von dieser dunklen Höhle aus. Jetzt verstehen wir auch das lateinische Distychon, das im Flur des Klosters zu lesen ist:

„Wenn du zum Himmel verlangst, Benediktus, was wählst du die Höhlen?
Für das erbetene Licht hilft dir die Höhle ja nicht.
Dring' aber durch, in dem Dunkel das Leuchten der Strahlen zu suchen,
Nur in der finstern Nacht leuchtet das helle Gestirn.“

Nun verstehen wir auch den Spott des römischen Satirikers G. Belli, der, wie wir schon des öfteren gesehen haben, Papst Gregor XVI. gern zu geißeln liebte, wenn er im April 1834 schrieb:

„Plötzlich kam dem Papste, plötzlich
Das Gelüst an, von dem schönen
Tivoli nach Subiaco
Hinzutraben, um fünf Tage
In der heil'gen Höhl' zu sitzen.
Und so ließ er wegen dieser
Dummen Villeggiatura
Und der gleichfalls kuriösen
Frommen Exerzitien
Rom und Staat in faulen Händen.

Digitized by Google

Möglich ist's, daß fest er glaubte,
Daß er in den heiligen Mauern
Und in jener dunklen Grotte
Wohl ein kleines Geisteslichtlein
Sich vom Herrgott stehlen könnte."

Zum Schluß kommen wir in den Rosengarten, an den die Legende anknüpft, welche den lieblichsten Vergleich zwischen Benedikt und Franziskus enthält. Benedikt hatte hier Dornen gezogen, und jedesmal, wenn ihn die Weltlust plagte, wälzte er sich hier nackt auf den Dornenzweigen, bis die Begierde ihm verging. Als Franziskus siebenhundert Jahre später hier erschien, verwandelte er die Dornen in Rosen.

Wie wir vom Kloster Abschied nehmen, fallen uns Waiblingers Verse ein:

„Gerne bliebst du im Kloster, im Rosengärtchen, das lieblich
Wie ein Märchen so hoch über dem Anio hängt.
Aber ein Frauengeschlecht von vollendeter üppiger Schönheit
Zieht aus dem Himmel, es zieht dich auf die Erde zurück."

Nun, Waiblinger war noch jung, als er das schrieb, und er sah vielleicht auch bei seiner überschwenglichen Italienbegeisterung in jeder Dirne eine Helena, und dann hatte er, als in Rom ansässig, auch Zeit. Zeit erfordert es aber, will man die lieblichen Töchter des Landes sehen, die, von der Eltern Sorge oder der Gatten Eifersucht behütet, nur selten und, außer in der Familie, nur bei Volks- und Kirchenfesten sichtbar sind. Eilige Durchschnittsreisende haben daher recht, wenn sie oft in ihrer Enttäuschung klagen:

Digitized by Google

„Aber wo sind denn die schönen Frauen Roms, von denen Dichter und Maler so viel Wesens machen?"

Aber trotz unseres Zeitmangels müssen wir doch eine Dame besuchen, und zwar Benedikts Schwester, Scholastika. Ihr Haus, das Kloster, das ihren Namen trägt, müssen wir vor der Rückkehr nach Subiaco noch schauen, und sei es auch nur um der Bibliothek willen, da von dem alten Kloster durch die Schuld der vielen Zerstörungen, denen es ausgesetzt war, wenig übriggeblieben ist; denn siebzig Jahre nach seiner Erbauung kamen die Truppen des Langobardenkönigs Agilulf, der mit Papst Gregor dem Großen in Streit lag, und plünderten (601). Im Jahre 840 kamen die Sarazenen, und 981 die ungarischen Horden. Nach der letzten Zerstörung weihte Benedikt IV. den Neubau der heiligen Scholastika, als der Gründerin des Ordens der Benediktinerinnen. Im Jahre 1052 wurde ein zweites, und 1235 ein drittes Kloster hinzugebaut. Wie gesagt, viel zu sehen ist in dem jetzigen Kloster nicht mehr, höchstens interessiert den Historiker ein Stein mit einer Inschrift aus dem Jahre 1052, welche die Güter und Städte aufzählte, welche die Abtei besaß. Die Stadt Subiaco selbst aber ist nicht aufgezählt; denn diese war damals selbständig. Erst 1067 unterwarf sie der Abt Johann V. aus der Familie der Crescentier von Mentana,[1]) die im zehnten Jahrhundert Rom beherrscht hatte. Sehenswert, besonders für uns Deutsche, ist hingegen die Bibliothek. Papst Calixt III. aus dem Hause Borgia, Onkel des Papstes Alexander VI., erhob 1455 die Abtei Subiaco zu einer Kardinals-Kommende und machte zum ersten Abt-

[1]) S. S. 86, 246.

Digitized by Google

Komtur seinen Landsmann Johannes de Torquemada (turris cremata) — nicht zu verwechseln mit dem berüchtigten Großinquisitor Thomas de Torquemada. Dieser ließ 1464 die deutschen Buchdrucker Konrad Schweinheim und Arnold Pannartz nach Subiaco kommen und durch sie — zum erstenmal in Italien — Bücher drucken. Die beiden zogen später nach Rom in den Palazzo Massimi. Die Bibliothek bewahrt noch manche Schätze aus ihrer Zeit. —

Zur Stadt zurück! Durch die niedrig gelegenen Seitengassen, die reich sind an malerischen, aber auch zugleich schmutzigen Architekturbildern, durch ein Labyrinth von Bogen, Gängen, Winkeln, steigen wir zum Schloß, das der obengenannte Abt Johann V. ein Jahr nach ihrer Unterwerfung den Bürgern Subiacos als das seine Herrschaft symbolisierende Joch auflegte. Welche Stürme erlebte dies feste Kastell nicht, aber auch welche Feste? Der Nachfolger von Johannes Torquemada als zweiter Abt-Komtur war nämlich kein anderer, als Rodrigo Borgia (später Alexander VI.), der 1476 den großen quadratischen Turm errichtete. Er sowohl, wie sein Sohn Cesare und seine Tochter Lucrezia Borgia hielten oft große Jagden hier ab, und wie es bei solchen Waidfesten in jener Zeit zuzugehen pflegte, haben wir in Magliana[1]) gesehen.

Fünfzig Jahre später brachte der Abt-Komtur Pompeo Colonna, den wir in der Villa Madama kennen lernten,[2]) Burg und Abtei Subiaco in den Besitz seiner Familie und verteidigte den neuen Besitz auch am 28. Juni 1528 siegreich gegen die Truppen Clemens' VII. (Julius von Medici). Doch als die

---

[1]) S. S. 138 ff. [2]) S. Bd. I. S. 52.

Digitized by Google

Borghese Herren des heiligen Stuhles wurden, — unter Paul V. — wurden die Colonna, die keinen Pompeo mehr hatten, vertrieben. Das Gebiet blieb nun borghesisch, bis 1623 der eben zur Regierung gekommene Papst Urban VIII. (Barberini) es mit Gewalt seiner Familie gab, die es hundert Jahre behielt. Benedikt XIV. (Lambertini) (1740—1758) zerstörte die Selbständigkeit Subiacos, indem er den Äbten die weltliche Gerichtsbarkeit nahm. Seit der Zeit war der Ort gleich Castel Gandolfo oft päpstliche Sommerresidenz.

Herrliche Aussicht bietet das Schloß. Vor uns schimmern die oberhalb Olevano (s. nächstes Kapitel) gelegenen Höhen mit ihren Felsnestern Rocca San Stefano und Bellegra. Dann entzückt uns das wilde Flußtal und die Felsdörfer über seinen Ufern, die wir auf der Herfahrt kennen gelernt. Kurzum! Auch dieser Blick gehört zu denen, die man unvergeßlich nennt.

Von Subiaco nach Olevano.

Man kann Olevano zur Not auch in einem Tage besuchen, wenn man von Rom aus mit der Neapeleisenbahn nach Station Valmontone fährt und dort den Postomnibus besteigt; am lohnendsten ist aber der Ausflug, wenn man zwei bis drei Tage auf ihn verwendet und die Rundreise Tivoli—Subiaco—Olevano — Gennazzano — Palestrina — Rom macht. Selbst im schönen Italien könnte man schönere Bergfahrt wohl vergeblich suchen. Doch empfiehlt sich die Rundreise nur im Spätfrühling, Frühsommer und im Oktober. In den übrigen Monaten ist entweder

die Vegetation noch zu weit zurück, oder aber könnte die Hitze, die übrigens im Gebirge gemildert ist, manchen Reisenden abschrecken.

In Subiaco findet man stets Wagen, die nicht teuer sind, wenn man in Gruppen von vier bis sechs Personen reist und zu feilschen versteht. Es braucht freilich nicht besonders gesagt zu werden, daß zeitreiche Leute den höchsten Genuß auf einer Fußwanderung finden, aber sie setzt Rüstigkeit, Orientierungssinn und einige Kenntnis der italienischen Sprache voraus. Radfahrer haben viele Steigungen zu überwinden und müssen oft bei der Talfahrt sehr vorsichtig sein. Für ihre Mühe entschädigt sie aber die leichte Rückfahrt auf der Via Labicana von Palestrina nach Rom.

Was ist Olevano? Wer Scheffels Gedichte kennt, kennt auch den Namen Olevano. Es ist landschaftlich ein strategischer Punkt ersten Ranges, und Landschaftsfeldherren, wie Preller, hatten die Wichtigkeit des Ortes auch bald erkannt und sich dort festgesetzt. Vor ihm waren schon die großen Naturbildner Koch, Reinhart, Richter hiergewesen, um ihr Lager aufzuschlagen. Preller schuf in dem großen Eichenwalde zu Häupten des herrlichen Bergnestes seine Landschaften zur Odyssee. Andere Künstler und auch Kunstgelehrte folgten den Pfadfindern. Anton von Werner, von Kekulé, Schöne, Otto, Otto Brandt u. s. w. hausten längere Zeit in der auf hoher Kuppe thronenden Casa Baldi, die auch einem als Trompeter berühmt gewordenen Malerjüngling aus Karlsruhe lange Zeit gastliche Aufnahme gewährte. Böse Zungen be-

Digitized by Google

haupten freilich, alle diese Freunde von Olevano, Viktor von Scheffel mit einbegriffen, hätten nicht bloß landschaftlich geschwelgt, auch der Wein von Olevano und die schönen Augen der Herrin von Casa Baldi hätten's ihnen angetan.

Unsere Sehnsucht nach dem poetisch schönen Ort ist also hinreichend erklärlich. —

Die Entfernung von Subiaco bis Olevano beträgt 18 Kilometer. Man verläßt Subiaco und das Aniotal an der S. 321 genannten Brücke, vor der links der Aufstieg zum Sacro Speco beginnt. An schroffer Felswand vorbei zieht man über die weitgespannte Brücke, Ponte Rapone, von der man einen schönen Blick auf die kleinen Wasserfälle des Anio genießt. Schnell noch einen Rückblick auf das enge Tal des oberen Anio, das uns die Erinnerung an manche Stellen der Gotthardstraße weckt. Die Straße steigt nun in kühnen Windungen bis zu einem Landhause, das an einen malerischen alten Rundturm angebaut ist. Hier zeigt sich Subiaco noch einmal in seiner ganzen verführerischen Schönheit. Von jetzt ab wird die Straße einsam, sie führt auf und ab, bis sie etwa Hälfte Weges von der Kletterwut befallen wird und gerade so steil ansteigt, wie die berühmte Straße nach der Republik San Marino. Je höher man kommt, desto heroischer wird die Landschaft, desto weiter die Rundsicht auf das selten schöne Gebirgspanorama. Man sieht allerlei Schroffen, zweiköpfige Gipfel, Klippen, Kuppen, Buckel in den schönsten, tiefsten Farben, ab und zu auch stadtgekrönte Bergkegel. In der Tiefe bemerken wir auch einen poetisch einsamen grünen Bergsee, in den sich ein prächtig grüner Kastanienwald von der Höhe herabstürzt.

Digitized by Google

Nun streben wir der Höhe zu, auf der Bellegra (früher Civitella genannt) festegleich thront, das der alte und doch ewig junge Freund Scheffels, Julius Ziehlke, so oft gemalt, und von dem Waiblinger singt:

„Felsen hast du genug, und umher gewalt'ge Gebirge.
Hernikern nicht, du gehörst fast nur den Lüften hier an,
Großes erblickst du, Erhabenes hier, und ist es dir möglich,
Arm mit den Armen zu sein, bleibe getrost auf dem Berg."

„Felsen hast du genug." Das sieht man erst, wenn man die Straßenscheide erreicht hat, und es nun abwärts geht nach Olevano, während rechts die Straße nach Bellegra noch weiterklettert. Solch einen Felsenkamm, wie der, auf dem Bellegra sitzt, haben wir noch nie gesehen. Haben dort oben einst die Titanen getobt? Fast möchte man es glauben, wenn man sieht, wie die Felsblöcke dort oben kunterbunt übereinander getürmt sind.

Und nun umrauschen uns deutsche Eichen. Schillers Lied: „Der Eichwald braust" kommt uns in den Sinn, und die Waldmusik ergreift uns um so mehr, als man sie in der Nähe Roms entbehrt. Die Nähe menschlicher Wohnungen aber künden die Ziegen ringsum und die schwärzlichen Schweine.

Während wir hinabsteigen, taucht rechts der ragende Fels der „Serpentara" (s. unten) mit seinem Steineichen-Helmbusch auf, dann vor und unter uns

Digitized by Google

in einem Bergtrichter das dem Drachenfels ähnliche Olevano,[1]) links auf der Höhe die Casa Baldi.

Das ist also Olevano, von dem Waiblinger singt:

„Freundliche Leute, sie locken dich an, und reizende Wälder.
Welch ein entzückend' Gebäud' schimmert und duftet vor dir!
Feigen blicken dir zu und Reben und selige Berge . . ."

Das ist Olevano, dem der selbe Waiblinger einen ganzen Liedercyklus weihte, der vielleicht auch nicht wenig dazu beitrug, Waiblingers Landsmann und Nachfolger Scheffel anzuregen und zu begeistern. Hier also erlebte Waiblinger seinen tragischen Liebesroman . . .

„Deine Felsen, die zeitgetroffenen, aber,
Mein Olevano, sind's, wo sich der hohe
Düstre Geist der Natur mit ernsten Schauern
Seiner Einsamkeit gern mir befreundet.
Finst're Wälder des Apennins, in deren
Melancholischen Schluchten über Trümmer
Niederschäumend der Bergstrom tost, in deren
Blitzgespalt'nen Wipfeln oft der Wind ein
Lied hinhaucht, das verwandt mit meinen Leiden,
Meinen Schmerzen, wie wilde Geisterliebe
Mir ertönt, das ich versteh' und kenne,
Dem antwortend sich Stürm' in meiner Seele
Heulend regen, o Wälder, euch erwählt' ich
Mir zur Heimat!"

[1]) „Die felsige Pyramide, Olevano graut empor", sagt Waiblinger, der den Namen des Orts als „Olivendorf" (Olivanus) deutet. Aber nach andren kommt der Name von „Olibano" = Weihrauch, wegen der Weihrauchabgabe, die die erst im Mittelalter genannte Stadt zahlen mußte.

Digitized by Google

Schade, daß Casa Baldi nicht mehr das Gasthaus von früher ist. Die jetzige Generation der Familie Baldi soll, wie die Künstler sagen, wenig gastfreundlich sein. Wir ziehen deshalb zum Ort hinunter und hindurch; denn in der Vorstadt winkt das Albergo Roma, das einen freundlichen, zuvorkommenden Besitzer hat.

Unser erster Besuch gilt natürlich dem deutschen Eichenwald, der Serpentara. Wir haben schon gehört, was Olevano und der deutsche Eichenwald den deutschen Künstlern bedeutet. Man denke sich also den Schrecken, als der ewige Jüngling, Professor Gerhardt, Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts erfuhr, daß die Einwohner von Olevano, die sich weder um Kunst noch um ihren Grundherrn, den Fürsten Borghese, kümmerten, den heiligen „Schlangenwald" (daher der Name Serpentara) umhauen wollten. Entrüstung herrschte in Rom, Entrüstung in Karlsruhe, wo Maler Klose, einer aus dem „Engern", die Sammelbüchse schwang, nachdem er selbst einen guten Obolus hineingetan. Und es sammelten noch andere, und bald war das gefährdete Heiligtum den Äxten von Olevano entrissen. Herr von Keudell, der deutsche Botschafter, half mit, und am 25. September 1873 kaufte Maler Kanoldt die Serpentara für das Deutsche Reich an, so daß sich jetzt mitten im Sabinergebirge ein Stück deutscher Erde befindet. Gerhardt faßte nun den Plan, nach diesem deutschen Samnium alljährlich eine Maiwallfahrt zu veranstalten, welche die früheren Künstlerfeste[1]) ersetzen sollte. Die erste fand 1887 statt, als eine

---

[1]) S. Bd. I S. 133.

Digitized by Google

Kaisereiche gepflanzt wurde, dann folgte eine besonders bemerkenswerte 1895, als das von Gerhardt in den grauen Kalkstein eingemeißelte Medaillonporträt Wilhelms II. eingeweiht wurde. 1896 feierte der deutsche Künstlerverein hier oben das Jubiläum der Berliner Akademie, und 1897 wurde das Scheffeldenkmal eingeweiht, ein Fest, das im folgenden kurz geschildert sein soll.

In Valmontone stieg die Gesellschaft, von Kirchenglockengeläut empfangen, im ganzen etwa achtzig Personen, aus dem Zuge und in mit frischem Maiengrün geschmückte Omnibusse. Lustig ging's über die weiße Landstraße durch üppige Frühlingslandschaft. Nach halbstündiger Fahrt gewahren wir Carabinieri, und sie gemahnen uns daran, daß die landschaftlich schönsten Teile Mittelitaliens einst auch das Dorado der Briganten waren. Als hätte der Schwager unsere Gedanken verstanden, zeigt er in diesem Augenblick auch nach Süden, wo der Volskerberge dräuende Wände hinaufstreben, und auf ein graues Felsnest deutend, sagt er kurz, aber bedeutsam: „Aterna." Wer da weiß, daß Aterna das berüchtigste Brigantenund Verbrechernest war, und auch aus ihm der vorletzte Attentäter König Umbertos stammt, vermag die Bedeutsamkeit zu würdigen, mit der der Postillon das große Wort aussprach. Nach einer Stunde Fahrt geht die Luft frisch und rein, die Gegend bekommt ein ganz anderes Aussehen, und man glaubt, von Norden her ins oberbayerische oder tiroler Berggebiet zu kommen, ja, die Benediktinerwand glaubt man zu schauen. Doch die vielen turmgekrönten Bergkastelle, die man erblickt, scheuchen die Illusion. Und nach zwei Stunden Fahrt wendet sich die Straße nach

Digitized by Google

Nordwest und man erblickt Olevano. Doch macht es noch heiße Arbeit, ehe das Ziel der Wanderung erreicht ist; denn im Zickzack kriechen die Omnibusse durch herrliche Weingärten empor. Endlich grüßen italienische und deutsche Fahnen. Wir sind angekommen. Aber weiter! Die Wagen setzen sich von neuem in Bewegung, um durch das steile Felsstädtchen hindurch zum hohen Eichenwald zu fahren. Draußen vor dem Tor grüßen von kahler Kuppe deutsche Fahnen. „Also das ist Serpentara?" sagt mancher in seiner Enttäuschung, und in der Tat, das, was man schaut, gleicht mehr einem Bergfort. Oben freilich sieht der „Wald" etwas besser aus, zwar ist er recht mager, die guten Olevaneser mögen doch heimlich daran genascht haben, aber malerisch ist es doch, dieses Durcheinander von Felsklippen, Strauchwerk und großen Eichen. Das Panorama ist entzückend. Man sieht Olevano in den Nacken, und dann schweift der bewundernde Blick über die fernen, fernen Berge, die, im Horizont verschwimmend, einem grünblauen Meere bei Gewitterstimmung gleichen. „Das sind Farben! Was?" sagt ein neben mir stehender Künstlersmann. Auch mir fallen jetzt Farben auf. Rotmützen schimmern durch das Grün, als ob eine Anzahl Studenten erschienen wären, um dem Studentendichter zu huldigen, aber nein, die grausam vorgetragene deutsche Nationalhymne zeigt uns, daß die Roten die ehrsamen Stadtmusikanten von Olevano sind. Nun ordnet sich das eingedrungene Volk von Olevano auf den amphitheatralisch aufsteigenden Felsklippen, im Kessel aber sammelt sich die deutsche Gesellschaft, die Photographen, die Honoratioren von Olevano, der Pfarrer, der Bürgermeister, der Doktor. Das ist wirk-

Digitized by Google

lich ein Platz für eine Bergpredigt. Auch Wein wird herumgereicht, doch glaube ich, Scheffel trank besseren. Feierliche Stille herrscht. Aller Augen richten sich auf einen Felsblock, der seine Blöße mit einem weißen Tuch verdeckt. Einem jungen, begeisterungstrunkenen Bürger aus der Feststadt wird die Zeit zu lang, er schreit: „Evviva la triplice!“ (der Dreibund!). Alles lacht. Da tritt Gerhardt zum Tuch und reißt es fort, und Scheffels freundliche Züge leuchten aus Erz dem Beschauer entgegen. Viel Worte macht Gerhardt nicht, er erklärt, daß das Medaillon vom Meister des Heidelberger Scheffeldenkmals stamme, und daß Maler Klose die Kosten getragen, von seinen eigenen Bemühungen schweigt er. Unter dem Relief, das in den grauen Fels eingelassen ist, stehen die Worte Scheffels:

„Hier im Zentrum des Gebirges
Lesen wir die alte Keilschrift,
Die der Haufe nie versteh'n mag,
Das Gesetz des Ewig-Schönen.“

Gerhardt umgab das Relief mit zwei Schlangen, die auf einen Napf zuzüngeln. Das ist eine Anspielung auf einen Brief Scheffels an Anton von Werner, in dem es u. a. heißt: „Wann werde ich wohl je Olevano wieder schauen und im Grase sitzen, wo, angelockt von der dampfenden Schüssel, die Schlangen mich umzüngeln.“ Hierauf hielt Herr Dr. Cathian eine Rede und legte namens der Stadt Karlsruhe einen Kranz nieder. Der begeisterungsfrohe Unterbrecher von vorhin schrie: „Evviva l'oratore.“ Pathetische Worte, schnarrende R's tönen nunmehr an unser Ohr. Herr Hermann Sudermann ist's, der im Trochäengewande den Trompeterpegasus reitet. Rauschenden Beifall

Digitized by Google

lockten seine eleganten, schönen, klug gesteigerten und mit Humor gewürzten, auch mit Wein begossenen Verse. Die Feier ist zu Ende. Die Festgesellschaft, allen voran Herr Botschafter von Bülow, beglückwünscht die Veranstalter der Feier. —

Haben wir die Serpentara besucht, so pilgern wir auf dem Rückwege zur Casa Baldi, um in schöner Aussicht und alten Erinnerungen zu schwelgen. Das Haus, 1778 erbaut, war von 1779 bis 1784 die Villeggiatur des Kardinals Scipione Borghese. Einige Jahre später wurde es von dem deutschen Landschaftsmaler Koch als Paradies für Maler entdeckt, die dann, wie wir in der Einleitung gesehen, auch zahlreich hierhin pilgerten. Davon zeugt das Fremdenbuch und die Bildermappe des Hauses, die beide sehr berühmte Namen aufweisen, wie — ich reiße aufs Geratewohl heraus — H. Knackfuß, Reinhold Begas, A. von Werner, L. Seitz, L. Knaus . . . . .

Nach dem Album die Aussicht. Doch wie könnte man diese besser schildern, als Waiblinger es tat?

„Helle säh' ich die wind'gen Schlösser blinken,
Sähe Rocca di Cavi morgenheiter,
Der Capranica Burg, Kastanienhügel
Führten nun mir den Blick in der Campagna
Bunte, schimmernde Gründe weit zur Ferne,
Bis wo durch die Elysiumshaine Cavis
Der Schattenpfad Palestrina sich nähert,
Zu der Volsker Gebirge, Cavignano,
Bis zur Scurcola und Anagnis Tempe."

Wir sehen also im Norden Bellegra. Dann meerwärts San Vito neben dem Ort, den Waiblinger die Burg der Familie Capranica nennt, deren Namen in

Rom noch ein Theater, ein Kollegium und ein Palazzo führen, dann Rocca di Cavi über dem durch die Bergwand verdeckten Palestrina. Zur Linken aber unter dem Berg Serrone die Feste Paliano mit der trutzigen Burg der Colonna, davor im Tal Valmontone mit der Burg der Pamphili, dann auf den gegenüberliegenden Volskerbergen das Raubnest Artena, und am nördlichen Abhang des 1900 Meter hohen Monte Lupa den steilen Ort Rocca Massimi. Dann schweift unser Blick über die Volskerberge und durch das schmale Tal zwischen ihnen und dem albanischen Rundgebirge über Velletri in die Ferne, wo der Duft über den Pontinischen Sümpfen meerwärts in des Himmels Bläue sich verliert. Zum Schluß aber verfolgen wir von Nord nach Süd das Saccotal, die alte „Heer"-Straße im wahren Sinne des Wortes, die im Mittelalter nie zur Ruhe kam. Schräg gegenüber Anagni erblicken wir das kleine, auch von Waiblinger genannte Scurcola, das nicht zu verwechseln ist mit dem Scurcola bei Tagliacozzo im Abruzzerlande, wo Konradin 1268 besiegt wurde, und zuletzt sehen wir Anagni selbst, das in der Geschichte so berühmte Zentrum des Landes der alten Herniker (= Felsenbewohner), deren Gebiet sich östlich vom Volskerland bis zum heutigen Subiaco erstreckte, wo das Land der Marser begann. Diese trotzigen Herniker machten den Römern ebenso viel zu schaffen, als die Volsker. Kaum unterworfen, empörten sie sich jedesmal von neuem, falls die Römer mit äußeren Feinden zu kämpfen hatten, so zuletzt noch 390 v. Chr., als jene nach der Schlacht an der Allia[1]) von den Galliern bedrängt wurden, und

---

[1]) S. Bd. I S. 105.

Digitized by Google

310 v. Chr. nach dem zweiten Samniterkriege. Anagni selbst aber, die Stadt der Päpste, spielte, wie wir schon auf dem Monte Cavo[1]) gesehen haben, im Mittelalter eine große Rolle. Hier wurde Papst Innocenz III. (1198—1216) aus dem Geschlecht der Grafen von Conti geboren, der streitbarste Veretreter der Papstidee, der Vormund Friedrichs II., der Portugal, England, Aragonien tributpflichtig machte. Hier wurde auch sein Neffe, der grimme Feind Friedrichs II., Papst Gregor IX. (1227—1241) geboren, der, nachdem er 1230 in Apulien eingefallen und von Friedrich II. besiegt und zum Frieden von San Germano gezwungen worden war, diesen 1239 in den Bann tat, weshalb Friedrich II. nach Rom zog, wie wir S. 113 gesehen. Auch Gregors IX. Neffe Alexander IV., der von 1254—1261 regierte, war ein Hohenstaufenfeind, der Friedrichs II. Sohn Manfred heftig befehdete. Schließlich war Anagni aber auch die Vaterstadt des Papstes Bonifaz VIII., den die Colonna dort einst auch gefangen nahmen. —

Doch nun nimmt uns Casa Baldi wieder in Anspruch, und wir sagen mit Waiblinger:

„Eine Stunde des Tags aber weiht' ich
Dir, o Loggia! Des Morgens, wenn die Sonne
Aus den Hernikerfelsen überm kahlen
Sanft umdufteten Haupt des Serrone
Sich erhüb' und die Purpurflammen glühend
Um Olevanos Häuserpyramide
Höh're Schönheit ergösse, säß' ich längst schon
Auf des Hauses Balkon, an dem das Weinlaub
Schwellend volle Gewinde hoch emporrankt,

---

[1]) S. S. 52.

Digitized by Google

Überquellend vom Geist des Freudengottes
Schon die Traube dem süßen Licht zulacht,
Wo in mächtigen Blättern aus der Mauer
Mit der reifenden Frucht die Feige vergrünt,
Saftig schon die Zitrone lacht, die goldne,
Die Melone ihr Gewächs zur Erde senket,
Und zur Seite der einsamen Cypresse
Aus dem Busch die Goldzitrone blinket.“ . . .

Ja, es ist ein lieblicher Fleck Erde, und Scheffel hat recht, wenn er sagt:

„Aber nirgends war's so wohl doch,
Waldursprünglich, grundbehaglich,
Wie allhier in Casa Baldi,
Ob der Stadt Olevano.“

Von Olevano nach Palestrina.

Olevano ist gleicherweise von Subiaco und von Palestrina entfernt, nämlich achtzehn Kilometer. Durch eine Allee, an rosenbekränzten Mauern vorbei, und an Hecken und Villenportalen kommen wir an eine Biegung, die einen schönen Rückblick auf den einzig schöngelegenen Ort bietet:

„Leb' wohl, du unvergeßliches Felsendorf,
Leb' wohl — —
Und dennoch einmal, einmal noch kehrt mein Blick
Sich rückwärts, wo der wallende Nebeldunst
Und milde Morgenwolken rötlich
Mir mein Olevano schon umziehen.“

(Waiblinger.)

Nun geht's steil hinunter. Dort, wo die Straße mählich in die Hochebene übergeht, ergötzt uns ein neuer herrlicher Rückblick. Die Straße zieht nun durch

Digitized by Google

Felder im Tal des Flüßchens Cavigliano senkrecht zur antiken Via Praenestina, die wir am Ponte d'Orsino erreichen. Nun ziehen wir rechts auf der Praenestina drei Kilometer lang, überschreiten den Saccofluß und kommen bald zu einer Landstraße, die senkrecht auf die unsere stößt. Dieses ist die Via Empolitana, welche im Bogen nach Nordosten und Norden über San Vito und Empiglione (dem alten Empulum) im Tal des Flusses Empiglione, den wir schon auf der Fahrt nach Subiaco kennen gelernt haben,[1]) nach Tivoli führt. Wir folgen dieser Straße, und nach einem Kilometer erblicken wir rechts die Pyramide von

Genazzano,

die links und rechts von bewaldeten Höhen flankiert ist. Das ist der Ort, wo Johannes Frangipani den bei Astura[1]) gefangenen Konradin an Karl von Anjou auslieferte. Heute spielt die Stadt, die ihren Namen von der antiken Villa Genucia hat, für die Umgegend dieselbe Rolle, wie Loreto für die Marken und Abruzzen; denn in seiner Pfarrkirche Maria del Buon Consiglio (Maria vom guten Rat) wird ein wundertätiges Madonnenbild verehrt, das die Engel von Scutari in Albanien herübertrugen. In dieser Legende, die der von Loreto entspricht, erkennt der Historiker wohl leicht ein Echo der Bilderflucht nach Westen, die durch den Bildersturm der byzantinischen Kaiser hervorgerufen wurde. Wie in Loreto ist auch in Genazzano das größte Wallfahrtsfest am Tage Mariä Geburt, 8. September. Tausende und Abertausende von Landleuten pilgern dann aus fünfzig bis hundert Meilen Umkreis nach dem Gnadenort. Es lohnt sich

[1]) S. S. 310. [2]) S. S. 174.

Digitized by Google

schon, auch an anderen Tagen zum steilen Städtchen hinaufzusteigen und in der Pfarrkirche die Fresken zu schauen, die um 1880 der Maler Piatti schuf, um die Geschichte des Wundertransportes zu verherrlichen. Lohnend ist auch der Gang zur Burg, welche die Colonna Mitte des elften Jahrhunderts aus den Trümmern der antiken Villa bauten; denn der Blick auf das fruchtbare Tal, das Wein, Feigen, Mandeln, Granatäpfel, Oliven, Weizen, Mais hervorbringt und dazwischen von hohen Ulmen und Eichen belebt ist, darf sich schon sehen lassen, ebenso wie das Panorama der Volskerberge.

Wir kehren zur Via Empolitana zurück, durchqueren sie und ziehen zur Linken steil hinan, begleitet vom schwermütigen Gesang der Landleute. Nach kurzer Wanderung passieren wir links ein anderes Madonnenheiligtum, „Madonna del Campo", das dicht von Holunderbäumen umblüht ist, und steigen weiter, bis eine prächtige Ahornallee ins Tal führt. Nach einer Schwenkung geht's wieder steil hinan bis zum Ort Cave, einem Lehnsgut der Colonna, der fünftausend Einwohner zählt. Es ist ein langgestrecktes, weitläufiges, aber schmutzig-malerisches Hinterwäldlernest, in dem nicht nur die rumpligen Postkutschen und Omnibusse, die uns begegnen, einen vorsintflutlichen Eindruck machen. Wir steigen auf steilen, vielfach gewundenen Treppenstraßen an vielen Weinkellergewölben vorüber ins Freie und sind überrascht; denn wir erblicken ein Tal, das dem von Marino[1]) gegenüber der Eisenbahnstation gleicht, nur ist es tiefer, grandioser. Solche Frische, solche Waldpracht

---

[1]) S. S. 2.

Digitized by Google

hätte man in der Nähe Roms nicht erwartet. Das wäre eine Sommerfrische, wenn sich jemand fände, der Mut genug hätte, sein Geld zu riskieren, um Gasthäuser und Villen zu bauen; denn die weltfremden Leute von Cave werden so bald wohl nicht aus ihrem Schlendrianschlaf erwachen. In großem Bogen nähern wir uns an der tiefsten Stelle des Tales der siebenbogigen Brücke über den Fluß Cave, die einen schönen Rückblick auf das schwarze Felsnest gleichen Namens gewährt, und dann ziehen wir wiederum im Bogen durch einen frischgrünen Wald von Kastanien- und Walnußbäumen, in dem uns Nachtigallengesang erfreut. Hinter dem Walde taucht rechts auf der Höhe Rocca di Cavi auf, das wir von Casa Baldi erblickten, und bald winkt vor uns die alte arx von Palestrina, heute San Pietro geheißen. Nachher folgt auch in lieblichster Landschaft gelegen

Palestrina

selbst, zu dem wir langsam hinansteigen. Wie oft haben wir auf unseren früheren Wanderungen diese berühmte Stadt gesehen, wie sie einer Traube gleich am Felsen hing. Zuletzt noch haben wir auf unserer Fahrt nach Gabii (s. S. 265) von ihrer Geschichte erfahren. Doch sagen wir es gleich von vornherein, den Erwartungen, die seine Geschichte uns erweckt, entspricht das heutige Palestrina nicht, dafür ist die alte Trutzfeste zu oft zerstört worden. Doch sehen wir von der heutigen Stadt ab und lassen wir unsern Geist zurückschweifen, ähnlich wie in Tivoli, in die mythologische Zeit. Die Gründung der Stadt ist von der Legende ähnlich ausgeschmückt, wie die Grün-

dung Tivolis und Roms. Ein Funke, der vom Herdfeuer des Vulkans der Schwester der Divi Fratres Depidii in den Schoß sprang, erzeugte den Heros Caeculus, der wie Romulus ausgesetzt und von Hirten auferzogen wurde und als Jüngling die Stadt Praeneste gründete. Virgil zählt in Äneis VII, 678 als einer der Streiter gegen Äneas auf:

„Nicht auch fehlte der Gründer der praenestinischen Bergstadt,
Den von Vulkanus erzeugt, den Waldvieh weidenden König,
Und auf dem Herde gefunden, geglaubt hat jegliches Alter."

Gleich wie Romulus vereinigte er die benachbarten Stämme zu festlichen Spielen, und um sich dort als Heros, als eines Gottes Sohn, zu legitimieren, bat er einstmals Vulkan um ein göttliches Zeichen. Vulkan ließ sich nicht lange bitten und erleuchtete plötzlich die ganze Festgemeinde mit wunderbarem Licht. Später hatte Caeculus als Heros einen Nebenbuhler in Erulus, dem Sohne der in Praeneste verehrten Juno Feronia, der drei Seelen hatte, so daß er von Evander, dem König von Pallanteum, dreimal getötet werden mußte. In der späteren geschichtlichen Zeit war Praeneste hauptsächlich durch seinen Fortunadienst berühmt, mit dem ein Orakel verbunden war. Als Sulla, wie wir oben gesehen, die Stadt zerstört hatte, baute er den Fortunatempel, auf dessen Stätte die moderne Stadt steht, mit neuem Glanz wieder auf. Als mit dem zunehmenden Reichtum Roms auch das Bedürfnis nach Sommerfrischen wuchs, ward Praeneste, wie Tusculum und Tivoli, Ziel der Sommer-

Digitized by Google

ausflüge der Vornehmen, so war u. a. auch Horaz hier. Er sagt Ep. II, 2:

„Indessen du zu Rom dich in der Kunst
Der Ciceronen übst, mein edler Lollius,
Hab' ich in meinem stillen Winkel zu Praeneste
Den Dichter des trojanischen Krieges wieder
Gelesen . . ."

Doch nicht nur durch den Fortunatempel, seine gesunde Luft und seine Villen war Praeneste im Altertum berühmt. Wer je in Rom im Museum Kircheriano war und dort die berühmte „Cista" sah, weiß auch, daß es eine ausgedehnte Fabrikation dieser schön geschmückten silbernen Toilettenkästchen betrieb.

Ende des zehnten Jahrhunderts kam Praeneste durch die Tochter eines Grafen von Tusculum, der Praeneste von seinem Schwager Papst Johann VIII. erhalten hatte, an deren Gatten, ein Mitglied der Familie Colonna, welche die Stadt zur Hauptstütze ihres Gebietes machte, das sie sich von da an im Saccotal eroberte. Als Bonifaz VIII., der mit den Colonna zerfallen war, deren Macht brechen wollte und er den Kreuzzug gegen sie predigte, war Prenestino, wie es damals hieß, das Endziel seiner Operationen; denn war dieses gefallen, so triumphierte er auf der ganzen Linie. Schon hatte sein großer Bannfluch gegen die beiden Kardinäle Jacob und Peter Colonna gewirkt, sowie der Spruch gegen die ganze Familie, durch welche diese bis ins vierte Glied aller geistlichen Würden für unfähig erklärt wurde, schon hatte er 1298 alle Burgen der Colonna in der Campagna erobert, nur das feste Prenestino widerstand noch. Da ließ er den ersten Feldherrn seiner Zeit, Guido von

Montefeltro, der 1296, der endlosen Fehden müde, sich in das Franziskanerkloster von Ankona zurückgezogen hatte, kommen, um seinen Rat zu hören. Guido antwortete ausweichend, da appellierte der Papst als Oberhirt an seinen geistlichen Gehorsam und versprach ihm im voraus Absolution. Guido ließ sich darauf rings um die Festung führen und sagte dann, sie könne nur durch List, nicht durch Gewalt genommen werden. Der Papst wünschte, Guido möge sich deutlicher ausdrücken, dieser bat nochmals um Absolution für alle früheren und späteren Sünden, und als er diese erhalten, riet er Bonifaz, viel zu versprechen und wenig zu halten. Bonifaz versprach nun den Colonna vollkommene Verzeihung, und als die Belagerten dem Versprechen trauten und die Stadt übergaben, zerstörte er diese und baute an ihrer Stelle eine neue, die er Città papale nannte. Wie ein Chronist meldet, verfiel Guido von Montefeltro bald darauf in eine schwere Krankheit und starb. Dante versetzte ihn wegen seines Betruges ebenso wie den Papst in die Hölle. Im 27. Gesang der Hölle läßt er Guido selbst des Papstes Schandtat berichten:

„Ich war erst Kriegsmann und dann Franziskaner,
Vom Strick umgürtet, abzubüßen hoffend,
Und sicher wär' erfüllt mein Hoffen worden,
Wenn nicht der Großpfaff war (bekomm's ihm übel!),
Der mich in meine früh're Schuld zurückwarf. — —
— — —
— wie einst Constantin dort am Sorakte
Silvester rief, vom Aussatz ihn zu heilen,
Also begehrte dieser mich zum Meister,
Daß ich ihm stille seines Hochmuts Fieber,
Und fragt' mich drob um Rat; doch ich verstummte,

Digitized by Google

Denn eines Trunk'nen schien mir seine Rede.
Und jener drauf: „Laß nicht dein Herz verzagen!
Ich sprech' dich los für jetzt; doch du belehr' mich,
Wie Prenestinos Burg ich brechen möge,
Den Himmel kann ich öffnen und verschließen,
Das weißt du ja; dazu gibt's zwei der Schlüssel."
— —
Da trieben an mich die gewicht'gen Gründe,
Weil Schweigen hier mir schien der schlimmste Rat-
schluß,
Daß ich begann: „Da du mich, Vater, reinigst
Von dieser Sünd', in die ich jetzt muß fallen —
Ein lang Versprechen und ein kurzes Halten
Wird auf erhab'nem Stuhl dir Sieg verschaffen."

Auch der Dichter des „Stabat mater", Bruder Jacopone da Todi,[1]) fiel bei der Übergabe der Stadt dem Papst in die Hände. Während Prenestino dem Boden gleich gemacht und auf seine Stätte Salz gestreut wurde, saß er als Gefangener hoch oben im Castel San Pietro, wo 1268 auch Konradin nach seiner Auslieferung gesessen hatte. Achtzehn Monate blieb er dort gefangen, wie er selbst klagt:

„Fui al monte Palestrina
Anno e mezzo di disciplina —.
Negli ferri incampagliato
Ingavinato in catenone . . ."

Stefano Colonna, der nach der Zerstörung Palestrinas nach Frankreich und England geflohen war, kehrte nach Bonifaz' Tod, der 1303 infolge der Aufregung über seine Gefangennahme durch Sciarra Colonna in Anagni erfolgte, zurück und baute die Stadt

[1]) S. S. 261.

Digitized by Google

wieder auf. Auch in Rom kam er bald zur Macht und stand an der Spitze des römischen Adels, als dieser von Cola Rienzi bekämpft wurde. 1347 mußte er dem Volkstribunen weichen und fand in Palestrina eine Zuflucht. Als daher Cola Rienzi 1354, durch den Kardinal Albornoz gestützt, zum zweitenmal Herrscher in Rom wurde, war es seine erste Sorge, sich Palestrinas zu bemächtigen. Aber nach achttägiger Belagerung trieb ihn Stefanello Colonna zurück. Nach einigen Wochen versuchte er einen neuen Sturm, der ebenso vergeblich blieb.

Damit waren die Prüfungen der Stadt noch nicht beendet. 1436 hatte sich Lorenzo Colonna mit dem Herzog Filippo Maria Visconti verbündet, der gegen Papst Eugen IV. (den Venezianer Gabriel Condulmer, der durch das Baseler Konzil berühmt geworden) ein Heer unter Nicolò Fortebraccio in den Kirchenstaat geschickt hatte. Der Papst sandte gegen ihn den Generalissimus der Kirche, Giovanni Vitelleschi, der, nachdem er außer den Burgen der Savelli auch die übrigen Schlösser der Colonna geschleift hatte, zuletzt Palestrina durch Hungersnot zur Ergebung zwang — am 18. August. Ende März des folgenden Jahres, 1437, schickte er dann aus jedem Stadtviertel Roms ausgewählte Arbeitsleute, die in vierzig Tagen die Stadt zu einem Schutthaufen verwandelten, nachdem ihre Einwohner vertrieben worden waren. Erst zehn Jahre später erteilte diesen Papst Nikolaus V. die Erlaubnis zum Wiederaufbau.

Von da ab wird die Stadt nur noch zweimal erwähnt, einmal, weil in ihr 1524 der große Komponist Pierluigi geboren wurde, der meist unter dem Namen seiner Vaterstadt als Palestrina fortlebt, und dann am

9. Mai 1848, als in ihrer Nähe Garibaldi die Neapolitaner schlug.

Doch genug der geschichtlichen Erinnerungen. Haben wir in einer der zahlreichen Trattorien — am besten ist das Absteigequartier des Touring-Club — Rast gehalten, so ziehen wir zum Palazzo der Barberini, die diesen erbauten, als sie dank des Reichtums ihres Papst gewordenen Chefs Urban VIII. 1630 Palestrina für 775 000 Scudi kauften. Der Palazzo hat zwei Attraktionen, das große antike Mosaik mit ägyptischen Darstellungen, die bisher noch niemand gedeutet hat, der einzige erhaltene Rest der antiken Stadt, den Pietro da Cortona, der Hausmaler der Familie, nach seiner Auffindung 1640 zusammensetzte, — und die Aussicht auf die Campagna.

Wer aber Zeit und kräftige Konstitution hat, der lasse sich's nicht verdrießen, zum höchsten Punkt Palestrinas, zum Dorf Castel San Pietro hinaufzusteigen, wo die alte Citadelle der Colonna ragt. Mag der Wanderer auch mit Waiblinger sagen:

„Deine Berge sind nackt. Kaum ragt aus dem Schutt noch die Pinie,
Ärmlich baust du und wild über die Trümmer dich hin.
Deine größte Ruin' ist der Tempel der alten Fortuna,
Stolzes Praeneste, und so schmachtest in Armut du denn.“ —

Mag der Wanderer die Höhe von 752 Metern auch steil finden, hat er sie erreicht, so ist er entzückt; denn er hat in einem Blick die ganze Campagna zusammengefaßt, die wir in diesem Büchlein durch-

Digitized by Google

wandert haben. Zuerst beherrschen wir das ganze Saccotal bis nach Anagni hin, dann sehen wir vor uns Rocca Priora, Colonna, Monte Compatri, Monte Porzio, Tusculum und Frascati, das uns leider die Aussicht auf Marino und Albano verdeckt, die wir also in unserer Phantasie ergänzen müssen, dafür sehen wir aber bis zum Meer hin die von Virgil besungene latinische Ebene mit den Volskerstädten Astura und Anzio, die Tibermündung, die Peterskuppel und die etrurischen Berge. Nach rechts aber schweift unser Blick über Gabii und das Vorland von Tivoli.

Kann ich da anders schließen, als daß ich Waiblingers Ode „An die Berge von Latium“ zum Teil zitiere?

„Könnt' ich mit Worten, könnt' ich mit Taten auch,
Die euer würdig, zeigen, wie dieses Herz
Euch liebt, ihr ewig teueren Berge,
Blumige Kette vom Fuß des Cavo.

Bis wo ihr sanft liebäugelt mit finstern
Sabinernachbarn über die Täler weg,
Mit euren lindgeschwungenen Hügeln,
Heimat des Frühlings, des nie verblüh'nden!

— — —

Seit eure kühlungschattenden Wälder mich
In ihre Fülle nahmen, und eure Stirn,
Die weinbekränzte, so unendlich
Mir das tyrrhenische Meer entfaltet',

Seit in dreitausendjährigen Schatten dort
In wilden Massen süßer Gebüsch', im Duft
Der Veilchen ich die schöne Last des
Maultiers, die reizenden Frauen, zieh'n sah,

Digitized by Google

Seitdem verwehte jede Erinn'rung
An and're Berg', ihr seid mir so heiß geliebt,
Daß ich mich selbst vom Kapitole
Frevelnd in euer Elysium sehne.

Was ihr auch bergt an eurer Dianenbrust,
Holdsel'ge Gärten schöpf'rischer Fruchtbarkeit,
Was ihr an Tälern, Höh'n und Ufern
Himmlisches hegt, vor dem Auge steht mir's.

Endlos —
— —

Ihr alle Frascatan'sche Gärten, wo
Das Aug' aus überschwellender Üppigkeit
Aus Tusculums erhabenen Trümmern
Trunken hinüber zum sonn'gen Rom blickt,

Das, einer Milchstraß' ähnlich, die farbige
Campagna hin sich lagert voll Majestät,
So groß und ewig, wie das Meer, das
Drüber die schattige Erd' umarmet.

Ihr lebt in meinem Herzen, und wenn ihr mich
Dereinst gelehrt, unsterblich zu sein, o dann
Lebt ihr unendlich drin, dann nehm' ich
Selbst zu den Himmlischen euch hinüber."

Digitized by Google

Anhang:

Zum Besuche der Campagnastädte sind besonders folgende Tage zu empfehlen:

25. März. Grottaferrata.

Osterdienstag. Frascati und Tusculum.

Osterwoche. Donnerstag. Via Appia Nuova — Capanelle-Rennen.

Pfingstmontag. } Albano — Fest des
Sonntag nach Pfingsten. } Divino Amore.

8. September. Genazzano.

Erster Novembersonntag. Mentana.

Digitized by Google

Alphabetisches Register.

A.

B.

C.

Digitized by Google

D.

E.

F.

G.

Digitized by Google

H.

I.

J.

K.

L.

M.

Digitized by Google

N.

O.

P.

R.

S.

Digitized by Google

T.

U.

V.

W.

Z.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google


Hübel & Denck, Leipzig
Kgl. Bayr. Hofbuchbinderei